

Troisdorfer Jahreshefte

Jahrgang XXXIV 2004

Troisdorfer Jahreshefte

Jahrgang XXXIV 2004

Impressum

Herausgeber:



Die Troisdorfer Jahreshefte erscheinen seit 1971 jährlich im Herbst.
Manuskripte werden bis zum Ende des Vorjahres an das
Stadtarchiv (Herrn Hans Lühmer) Kölner Str. 176, 53840 Troisdorf, erbeten.

© Stadt Troisdorf 2004

Für den Inhalt der einzelnen Beiträge zeichnen die Autoren verantwortlich,
deren Urheberrecht an Wort und Bild zu beachten ist.

Redaktion: Arbeitskreis Troisdorfer Jahreshefte

Umschlagbild: „Burg Wissem“ und „Straßentheater“ von Helmut Schulte

Layout: MS-Satz, Jürgen Meyer, Neunkirchen Seelscheid

Druck und Gesamtherstellung: Druckerei Engelhardt GmbH, Neunkirchen

Inhalt

Die Stadt Troisdorf trauert um Helmut Schulte	4
<i>Helmut Schulte</i> , Straßentheater in Troisdorf	5
<i>Karlheinz Ossendorf</i> , Kommunalpolitik	20
<i>Thomas Petruszek</i> , Pflanzen beleben Troisdorfer Dächer	35
<i>Matthias Dederichs</i> , Industrie in Spich oder Oberlar	38
<i>Winfried Hellmund</i> , Libellen komplett	72
<i>Adele Müller/Wilhelm Neusser</i> , Mundartgeschichten	83
<i>Heribert Müller</i> , Schulwesen in der Gemeinde Sieglar	91
Fast 100 Jahre. Porträt Bruno Heimannsberg	113
Nachruf Helmut Schulte	115
<i>Paul Henseler</i> , Neue Literatur der Region	117
Autorenverzeichnis	124



Lehrer, Autor, Fotograf, Künstler, Stadtführer

Die Stadt Troisdorf trauert um ihren Lokalhistoriker Helmut Schulte

Bildcollage von Helmut Schulte

Seit dem Jahr 2003 haben ihn viele Troisdorferinnen und Troisdorfer als Stadtführer mit profundem Wissen zur Lokalgeschichte kennengelernt. Tief betroffen hat die Stadt Troisdorf vom plötzlichen Tod des Heimathistorikers Helmut Schulte erfahren, der im Alter von 70 Jahren gestorben ist. Der 1997 pensionierte Lehrer Schulte war sachkundiger Heimatforscher, Autor, Fotograf, Troisdorfer Denkmal- und Bodendenkmalpfleger sowie seit 1971 kompetenter Redakteur der Troisdorfer Jahreshfte ... und alles zugleich.

Helmut Schulte galt selbst als Teil der Troisdorfer Stadtkultur. Für sein unermüdliches ehrenamtliches Engagement in der Heimat- und Kulturpflege erhielt er 1998 den begehrten Rheinland-Taler des Landschaftsverbands Rheinland. Schulte war ein Multitalent: Mit viel Fachwissen setzte er sich jeweils für die Restaurierung der Remise der Burg Wissem, von Haus Broich in Spich und Haus Rott ein. Er entwarf kunstvolle Kirchenfenster und stellte kenntnisreich den Troisdorfer Denkmalführer zusammen.

Helmut Schulte veröffentlichte zahlreiche Text- und Fotobände, darunter ein umfangreiches Standardwerk mit dem bescheidenen Ti-

tel „Kleine Geschichte der Stadt Troisdorf“ sowie Darstellungen zur Geschichte Troisdorfer Kirchen und des Troisdorfer Bahnhofs. Als Redakteur betreute er, im Auftrag des Arbeitskreises, die Troisdorfer Jahreshfte, die mit interessanten und zahlreichen Bildern ein großes Publikum erreichten. Das Archiv der Stadt Troisdorf hat er immer wieder mit Rat und Tat unterstützt.

Helmut Schulte, am 27. Januar 1934 in Oberlar geboren, war für den Stadtrat, die Stadtverwaltung und zahlreiche Troisdorfer Einrichtungen jahrzehntelang ein wichtiger sachverständiger Gesprächspartner und ein kluger Impulsgeber, der sich mit viel Charme und Diskussionsfreude für die lebendige Erinnerung an die Stadtgeschichte einsetzte. Die Stadt wird Helmut Schulte ein ehrendes Andenken bewahren.

Troisdorf, im März 2004

Manfred Uedelhofen
Bürgermeister der Stadt Troisdorf

Straßentheater in Troisdorf

Helmut Schulte

In Troisdorf hat Straßentheater inzwischen schon eine gewisse Tradition, und Klaus Schmitz' kritische Bemerkung (RSA vom 19. 12. 03) über das Jahreshft 33, dem Anreiz auf der Titelseite sei kein entsprechender Beitrag im Inneren des Heftes gefolgt, soll nicht unbeantwortet bleiben.

Der Autor, auf Bonner und Kölner Bühnen und in den Innenstädten jahrelang geübt im Umgang mit Theaterfotografie, möchte einige der spektakulärsten und skurrilsten Vorstellungen internationaler Straßentheaterkunst in Troisdorf in Erinnerung rufen.

„Theater“ holte sich der Troisdorfer Jahrzehntlang im Kölner Opern- oder Schauspielhaus oder auf den Volksbühnen und bei den Dilettantenvereinen, Ortsnah auch in Junggesellen- und Karnevalsvereinen, in Chören und kirchlichen Vereinigungen, Nach dem Niveau fragte niemand, da die Stücke oft vaterländisch und national ausgerichtet waren. Daneben war es sehr beliebt, „Lebende Bilder“, klichscheehaften Abziehbildchen gleich, zu stellen. Als gutes Beispiel mag die „Jedermann“-Darstellung der katholischen Jugend Sieglar neben der St. Hippolytuskirche in Troisdorf dienen.

Nach dem Zweiten Weltkrieg waren die Deutschen allenthalben durstig nach ideologiefreiem Theater. In Troisdorf bescherte die Theatergemeinde Troisdorf-Bonn erste Aufführungen im Kasinosaal der Klöckner-Mannstaedt-Werke und in der Realschule. Auf die Straßen von Troisdorf brachte Troisdorf'szene, die erste private Kulturinitiative, das Luna-Theater und andere sehenswerte Gruppen, die vielfach als Kommunen oder WGs durch Deutschland tingelten. Italienische, französische, niederländische und deutsche Tespisleute waren dabei. Später auch australische, russische und polnische.

Zunächst zögerlich in der Hippolytusstraße, der Alten Poststraße und vor dem Möbelhaus Kellershohn am Hasenberg, später auf den Plätzen der Fußgängerzone, am Fischer- und Kölner Platz, an der Von-Loe-Straße und am Haus Wissem.

Schließlich tanzten und spielten clowneske Gruppen in der gesamten Fußgängerzone, schockierten und

„Jedermann“ als „Lebendes Bild“, dargestellt von der Katholischen Jugend Sieglar zwischen St. Hippolytus und Canisiushaus in Troisdorf. Foto: Schäfer, Sieglar, ca. 1930





Mit der Einrichtung des 1. Bauabschnittes der Fußgängerzone (Hippolytusstraße, Poststraße, Fischerplatz, Hamacher-Platz) und dem Bau des Bürgerhauses waren die Spielstätten für ein Troisdorfer Straßentheater zu Beginn der 80er Jahre vorprogrammiert. TroisdorfsZene gelang es, neben den spektakulären Karikaturistentreffen, den Kleinkunst- und Kabarettabenden im „Wohnzimmer“ in der Alten Poststraße interessante deutsche und internationale Theatergruppen für diese neuen städtischen Möglichkeiten zu gewinnen und den Bürgern mitten in ihrem Einkaufstrott eine willkommene Abwechslung zu bieten, zunächst skeptisch beäugt, aber da der Rheinländer neugierig und freudig alles Neue aufgreift, schließlich voll akzeptiert und von da an einfach begrüßt und erwartet, jeden Sommer, jedes Jahr. Kein Wunder, dass die Bürgerhaus GmbH (heute KuVe) später auf diesen Zug aufsprang und ihre professionellen Kontakte nutzte, um das Thema „Straßentheater“ warm zu halten und seine Popularität auch zu Werbezwecken für die Stadt (z. B. beim Familienfest) zu nutzen.



amüsierten die Bürger und wurden zur Attraktion der Innenstadt vor allem am Wochenende. Straßentheater wurde schließlich zum Magneten für die Fußgängerzone, verbesserte das kulturelle Wohnumfeld und wurde auch von Geschäftsleuten und Händlern zunehmend positiv gesehen.

Gregor Beckmann, zweiter Mann der Bürgerhaus GmbH und später der KuVe, und sein Team griffen schließlich die Ideen von Troisdorf'sZene auf und professionalisierten sie zu einer festen Größe der Veranstaltungsreihe „Sommer in der City“.

Zwischen Bürgerhaus und Fischerplatz gastierte das Luna-Theater mit einer Mischung aus Zirkus und Slapsticks und Commedia dell'Arte.

Unten: Vor einer der wenigen Troisdorfer Nachtbars MACUMBA gastierten diese französischen Musical-Clowns mit athletischer Gymnastik und musikalischer Kleinkunst.





Neue Ballett-Compagnie

Das Bonner Ballett hatte in der Regel dienende Funktion in Opern- und Theateraufführungen, nur selten trat es mit eigenen Choreografien an die Öffentlichkeit.

Nicht allen Balletttänzern brachte dies die volle Befriedigung.

In den 80er Jahren klinkten sich einige Mitglieder des Bonner Balletts aus der städtischen Einrichtung aus und bildeten eine eigene Compagnie, um klassische, vor allem aber moderne Tanztheaterstücke in Eigenregie auf Theater- und Straßen Bühnen zu bringen.

Von dieser Gruppe aus Bonn, die sich später in Wuppertal etablierte, bekam auch Troisdorf's Zene Wind. Und so war es selbstverständlich, dass die engagierten Tänzerinnen und Tänzer bald auch im Hof von Haus Wissem, vor dem Möbelhaus Kellershohn am Hasenberg und am Bäderhaus Bach in der Alten Poststraße den Troisdorfern ihre Tanzkunst präsentierten.

Links: Das Märchen „Pinnocchio“, getanzt im Hof von Haus Wissem.

Rechts: Goethes „Egmont“, gestaltet als modernes Ausdrucksballett vor dem ehemaligen Möbelhaus Kellershohn am Hasenberg.



Zum Teil herausfordernd lasziv und frivol stellten die Tänzer Szenen aus den 20er Jahren und moderne Aussagen zum Verhältnis von Mann und Frau auf die Straßenbühnen in der Alten Poststraße und in der Kölner Straße. Besonders reizvoll waren dabei die wechselnden Kulissen aus dem Troisdorfer Stadtbild. Es entwickelte sich schnell eine Fangemeinde der Compagnie, vor allem ihrer exzessiv engagierten erotischen Prima ballerina galt die besondere Zuneigung der Troisdorfer.

Schließlich mussten sogar Stühle aufgestellt werden, um die Masse der Zuschauer in geordnete Bahnen zu bringen und auch älteren und behinderten Interessenten einen vollen Genuss zu gewährleisten.

Es entstand eine Wechselbeziehung zwischen Tänzern und Bürgern, die auf beiden Seiten zu einem wachsenden Verständnis führte. Das wussten später die internationalen Gruppen zu schätzen, die sich über den Theaterbildungsstand in der Stadt wunderten und verblüfft feststellten, was den Troisdorfern zuzumuten war und sie zu Beifallsstürmen anregte. Und da gab es einige spektakuläre Ereignisse. Denken wir etwa an den Beerdigungszug einer französi-



schen Straßentheatergruppe und ihre peinliche Weinprobe oder an die Chairos-Chaosgruppe aus Detmold während der Landeskulturtag, die die Fußgängerzone in eine „Day after“-Atmosphäre verwandelte, oder die zahlreichen Stelzengruppen mit ihren skurrilen Darstellungen und vieles mehr. Alles, was dann in den späten 90er Jahren und im 21. Jh. durch die Straßen tobte, war eigentlich nur Wiederholung und Aufguss dessen, was Troisdorf's-Zene schon früher geboten hatte.

Letztendlich kristallisierten sich später bestimmte Spielorte heraus, an denen meist nach dem gleichen Zeitplan Straßentheater bis heute abläuft:

- der Bereich um das Bürgerhaus mit dem Wilhelm-Hamacher-Platz,
- der Fischerplatz,
- der Platz am Eingang zur Von-Loe-Straße,
- der Kölner Platz,
- die Einmündung der Alten Poststraße und
- der Hof und das Wiesengelände an Haus Wissem.

Die Auswahl und Beibehaltung dieser Spielorte hat den Vorteil, dass interessierte Bürger wissen, wo sie sich hinwenden können, wenn ihnen nach Straßentheater ist, und sie kein wesentliches Spektakel verpassen möchten.

Die in den letzten Jahren zunehmenden Hinweise auf Sponsoren der Vorführungen wünschte man sich allerdings ein wenig unaufdringlicher.



Die Berliner Straßentheatertruppe Panoptikum verwandelte Mitte der 90er Jahre mit ihren duftigen Farbobjekten den Fußgängerzonenbereich zwischen Kölner Platz und der Einmündung Alte Poststraße in einen zauberhaften Märchenzirkus. Mit riesigen Pegasus- und Monsterfiguren, überdimensionalen

Köpfen, fantasievollen Kostümen und Sphärenklängen entstand ein luftiges farbenfrohes Spektakel, das an die karnevalesken Pariser Bilder eines Max Ernst erinnerte und die begeisterten Troisdorfer in eine Traumwelt versetzte.





Auf Bonatos Kugelbrunnen am Kölner Platz trieb es die französische Truppe als Trauergemeinde beonders absurd, so dass der Leichenzug zur makabren Burleske geriet und bei manchem Bürger Widerwillen und Abscheu, zumindest aber Kopfschütteln und Unverständnis hervorrief.

Dieselbe Truppe hatte sich Tags zuvor als lebende Schaufensterpuppen nackt in Troisdorfer Geschäfte eingeschlichen, und mancher Troisdorfer hatte sich verdutzt die Augen gerieben und zweimal aus der Nähe hingeschaut, um zu prüfen, ob eine Puppe auf neue Bekleidung wartete oder sich da wirklich ein Adam oder eine Eva ins Schaufenster verirrt hatte.

Makaber und frivol

Eine französische Straßentheatergruppe schockte viele Troisdorfer Mitte der 90er Jahre mit einem Leichenzug besonderer Art: Hinter den Sargträgern schlurfte Weihwasserwedel schwenkend der Pfarrer; ihm folgten die trauernde Witwe, Verwandte und Freunde. Jeder Teilnehmer auf seine Weise originell und skurril. Der kleptomanische Onkel, der an keinem Geschäft vorbeigehen konnte, ohne etwas mitgehen zu lassen. Der geile alte Opa, der die Frauen betatschte und im Wäscheladen an den Dessous herumfingerte, und die lebenslustige Witwe, die bei aller Trauer viel Spökes mit dem Trauerstrauß machte und an der Kirchstraße mit lasziven Handlungen Autofahrer anhielt und Busfahrer betören wollte, den Sarg mitzunehmen. Der Trauerzug bewegte sich durch die Fuß-

gängerzone, machte an verschiedenen Stellen Halt, z. B. an Bonatos Kugelbrunnen auf dem Kölner Platz, zwängte sich durch die Stuhlreihen der Eissalons und Cafés, setzte den Sarg schließlich am großen Stadttor ab und versuchte, Auto-, Bus-, Krankenwagen-, Kleinlast- und Motorradfahrer zu überreden, den Sarg aufzunehmen. Dabei waren die Reaktionen der Fahrer ganz unterschiedlich, von boshafter Verärgerung, über lächelndes Unverständnis bis zu humoriger Ablehnung. Die städtische Müllabfuhr lud den Sarg schließlich auf. Die Gags unterwegs wirkten verblüffend echt, waren aber alle nachgemacht. Den Geschäftsleuten waren vorher die gestohlenen oder mißbrauchten Waren bezahlt worden, Obst, Gemüse und Eier, Dessous und Miederwaren. Und auch die Müllabfuhr kam, nach vielen vergeblichen echten Versuchen mit dem Sargtransport, am Ende auf Funkruf.

Don Quichote und Sancho Pansa

Eigentlich war der Wilhelm-Hamacher-Platz ein idealer Spielort für Straßentheater, wenn nicht die ruhebedürftigen Anwohner und die Bewohner des Seniorenheims die Geräuschbelästigung kritisiert hätten. So wurden die Veranstaltungen auf das Internationale Fest und den Zieleinlauf des Citylaufs reduziert. Wie herrlich zogen die Abendveranstaltung einer spanischen Theatertruppe mit Cervantes Adelspersiflage und der Nachtauftritt einer abstrusen australischen Stelzengruppe die Zuschauer in den Bann, weil der dicht umbaute Platz jedes leise gesprochene Wort und jede Geste unmittelbar und hautnah erleben ließ.





Mit einem „Käfig voller Narren“ und lauten Heavymetalklängen zog die australische Stelzengruppe nach dem Auftritt auf dem Hamacher-Platz durch die nächtliche Fußgängerzone, amüsierte sich über die abendliche Ruhestörung und versetzte die Bürger in Staunen, Entsetzen oder Verwunderung.



Australische Stelzengruppe
als nächtliche Urweltwesen
auf dem Hamacher-Platz







Ein umstrittener Höhepunkt der Landeskulturtag „Kultur vor Ort“ war 1992 der Auftritt der Detmolder Straßentheatergruppe Chairros, die mit einem makabren endzeitlichen Zug die Fußgängerzone in ein Chaos stürzte. Viele Zuschauer waren entsetzt (Kommentar: „Wer macht das alles wieder sauber?“). Manche amüsierten sich. Vielen ging das Ganze aber doch unter die Haut, weil damals der Film „The day after“ in aller Munde war, und der Nato-Doppelbeschluss die Nation entzweite.





Straßentheater zum Familienfest

Jahrelang lockten in Troisdorf Jahreszeitenmärkte auf niedrigem Niveau Tausende von Menschen in die Fußgängerzone. Sie hatten alle nicht mehr die Originalität einer von Bürgermeister Hans Jaax initiierten „Bauernhochzeit“ in den 80er Jahren, mit der einmal alles angefangen hatte. So versuchte man vor drei Jahren mit dem „Familienfest“ an die ursprüngliche Form anzuknüpfen und mit niveauvollen künstlerischen Darbietungen wieder mehr kulturelle Attraktivität zu schaffen. Dabei entsann man sich auch der positiven Elemente des Straßentheaters und verpflichtete gleich mehrere Gruppen, einen Solokünstler mit seiner störrischen Telefonzelle, drei Künstler mit raupenartigen beweglichen Drahröhren und eine Stelzenmannschaft, die aus einer fernen Galaxis in die Fußgängerzone einzufallen schien und schließlich an Haus Wissem schlicht und asketisch einen Kampf zwischen Gut und Böse, Schwarz und Weiß, Harmonie und Disharmonie ausfocht. Ganz nah und unmittelbar, interessiert und neugierig erlebten die Menschen, mit besonderem Engagement die Kinder, ein intelligentes Spektakel voller Symbolkraft und Anspielungen auf menschliche Verhaltensmuster, Wünsche und Träume.

Auch wenn finanzielle Zwänge gerade im Kulturbereich zunehmend den Rotstift führen, so



sollten die für Kultur Verantwortlichen „Straßentheater in der Innenstadt und an Haus Wissem“ unbedingt am Leben erhalten.

Ringen um Bürgerhäuser

Kommunalpolitische Entwicklung in Troisdorf und Sieglar seit 1945, Teil V.

Von Karlheinz Ossendorf

Mit einem „Knatsch“ der besonderen Art ging die Kommunalpolitik in die erste Runde des Jahres 1976. Nicht wenige Bürger sahen im Aufeinanderprallen der politischen Auffassungen eine Spätfolge der kommunalen Neuordnung von 1969 und dem Wachwechsel in der politischen Verantwortung bei den Wahlen von 1975. Tatsächlich lag der Ursprung der harten Auseinandersetzungen im Stadtrat und seinen Ausschüssen schon in den letzten Wochen des abgelaufenen Jahres. Die knappe Ratsmehrheit von SPD und FDP hatte im November¹ mit Wirkung zum 1. Januar 1976 eine Dezernatsumverteilung in der Stadtverwaltung zu Lasten des 1. Beigeordneten und stellvertretenden Stadtdirektors Franz Zettelmeyer verfügt, was dieser nicht klaglos hinnahm. Seinen noch vor Weihnachten eingelegten Widerspruch wies der Hauptausschuss jedoch postwendend zurück².

Zettelmeyer ließ daraufhin durch seinen Anwalt eine einstweilige Anordnungsverfügung beim Verwaltungsgericht Köln beantragen³. Die Kölner Verwaltungsrichter lehnten die Klage jedoch ab⁴.

Damit trat die neue Dekanatsverteilung in Kraft. Der 1. Beigeordnete nahm auch diese Entscheidung nicht hin und wandte sich mit einer Beschwerde ans Oberverwaltungsgericht Münster.

Sollte Münster der Beschwerde nicht stattgeben, musste es zum Prozess des Beigeordneten gegen den Stadtrat kommen. Für diesen Fall hatte der Deutsche Beamtenbund und der Verband der Hauptgemeindefunktionäre und Beigeordneten das weitere Vorgehen als Musterprozess akzeptiert⁵.

In der Ratssitzung vom 4. Februar 1976 bestätigte der Stadtrat gegen 24 Stimmen seinen früheren Beschluss und eine Dringlichkeitsentscheidung des Haupt- und Finanzausschusses vom 9. Januar 1976⁶. Damit bahnte sich eine Hängepartie an.

Die damit nicht ausgeräumten Meinungsunterschiede zwischen Politikern und Beamten provozierten Leserzuschriften in den Tageszeitungen, die u. a. in dem Vorschlag gipfelten, die Ratsherren sollten vor den Sitzungen ihre Parteibücher an der Garderobe abgeben.

Rat will stärker kontrollieren

„Zweiter Schritt nach der Dezernatsumverteilung“ titelte der Bonner General Anzeiger am 1. April 1976. Die „Verwaltung wird stärker kontrolliert“ und „Rat schränkte Befugnis des Troisdorfer Stadtdirektors ein“, heißt es in den Balkenüberschriften weiter. Tatsächlich hatte der Stadtrat am 30. März 1976 dem Troisdorfer Verwaltungschef einige Kompetenzen bei der Besetzung von Arbeitsplätzen innerhalb der Stadtverwaltung entzogen und sie auf den Personalausschuss übertragen.

Wie hart die Meinungen in dieser Frage aufeinanderprallten weist das Wortprotokoll aus, das sich über zehn Maschinentypographische DIN A4-Seiten hinzieht⁷.

In Pressemitteilungen wurde wenig später sogar von „Zensur“ gesprochen⁸. Die Rhein-Sieg-Rundschau vom 2. April fasste zusammen: „Stadtdirektor hat weniger zu sagen.“

Zum 1. Oktober 1976 kündigte der seit zwei Jahren amtierende Pressesprecher der Stadt aus „politischen Gründen“ seine Stelle. Er kam damit einer Zwangsversetzung in das Liegenschaftsamtsamt zuvor⁹.

Einzelhandel wehrt sich

Während die Kommunen ringsum im „harten Abwehrkampf“ gegen die in die Region drängenden Supermärkte des unterschiedlichsten Zuschnitts standen und der Einzelhandel Hilfe vom Regierungspräsidenten erbittet¹⁰, klagten die anliegenden Ge-

1 Ratsbeschluss v. 18. 11. 1975.

2 Rhein-Sieg-Rundschau (RSR) v. 2. 1. 1976; Bonner Generalanzeiger (GA) v. 2. 1. 1976; Rhein-Sieg-Anzeiger (RSA) v. 10. 1. 1976.

3 RSR v. 13. 1. 1976; GA v. 15. 1. 1976.

4 RSR v. 21. 1. 1976; GA v. 21. 1. 1976.

5 GA v. 22. 1. 1976.

6 Protokolle der Ratssitzungen 1976 (Protokolle 76) S. 68.

7 Protokolle 76, S. 230-239.

8 GA v. 8. 4. 1976.

9 RSR v. 19. 8. 1976; RSA v. 17. 8. 1976.

10 RSA v. 5. 1. 1976.

schäftsleute der Hippolytusstraße Rat und Verwaltung an, sie gäben diese wichtige Geschäftsstraße mitten in der City dem Verfall preis¹¹. Die Kaufleute forderten ein stärkeres Eingreifen gegen den Aufbau von Märkten auf der grünen Wiese. Sie befürchteten ein existenzgefährdendes Abschöpfen von Kaufkraft zu ihren Lasten.

Mit den zunehmenden Problemen im eigenen Kommunalbereich bröckelte ab Februar 1976 die bis dahin bestehende Einheitsfront der Kommunen und kehrte sich in einen Wettbewerb der Gemeinden gegeneinander um. Wenn man schon das Ansiedeln von Supermärkten nicht verhindern könne, dann wolle man sie wenigstens im eigenen Bereich haben. Unter diesem Aspekt ergaben sich erhebliche interkommunale Spannungen zwischen Sankt Augustin, Siegburg und Troisdorf.

Als die Siegburger avisierten, sie würden auf dem ehemaligen Phrix-Gelände ein „riesiges Einkaufszentrum“ ansiedeln¹², kündigte Dr. Wilhelm Nöbel für die SPD „energischen Widerstand gegen die Ansiedlung von Verbrauchermärkten im Rhein-Sieg-Kreis an.“ Solche Märkte ruinierten den kontinuierlich gewachsenen Einzelhandel. Das gelte vor allem, wenn die Pläne von SUMA in Sankt Augustin und von MASSA in Siegburg realisiert würden, so der Politiker¹³.

In ähnlicher Form äußerten sich Vertreter anderer Parteien und Verbände¹⁴. Der städtische Planungs- und Verkehrsausschuss beließ es nicht bei Verbalatacken. Er beauftragte die Verwaltung, beim Regierungspräsidenten zu intervenieren¹⁵.

Aber so sehr sich die Politiker auch mühten, die Entwicklung wie sie noch heute für jeden sichtbar anhält, war nicht aufzuhalten, ja es setzte bald ein Umdenken ein und nicht wenige Politiker wurden zu Förderern einer gezielten Ansiedlungsstrategie für Einkaufszentren in den eigenen Einflussbereichen, weil man argwöhnte, man käme zu spät und werde im Endeffekt von den Nachbarkommunen abgehängt.

Bürgerhaus – aber wo?

Dass die Troisdorfer Altstadt ein „Bürgerhaus“ erhalten sollte, war schon im kommunalen Arbeitsjahr 1975 eine abgemachte Sache. Die Saalnot hatte, wie in dieser Folge wiederholt aufgezeigt, das innerstädtische Vereins- und Gesellschaftsleben nicht gerade gefördert und zu teilweise missliebigen Improvisationen geführt.

Zu Beginn des Jahres 1976 drängte die SPD-Fraktion im Troisdorfer Stadtrat auf konkrete Beschlüsse über dieses städtische Vorhaben, das aus der seit Jahren

geführten Debatte über eine „Stadthalle“ übrig geblieben war. Die Sozialdemokraten forderten eine Entscheidung über den Bauplatz und die Finanzierung des Projektes, wobei sich der Wilhelm-Hamacher-Platz als Standort des „Sozialkulturellen Zentrums“ als favorisierter Bauplatz abzeichnete.¹⁶ Die Meinung festigte sich in den städtischen Ausschüssen im Laufe des Januar.¹⁷

In der Ratssitzung am 4. Februar 1976¹⁸ legten die Politiker das Gelände am Wilhelm-Hamacher-Platz/Poststraße als Standort für das zu bauende Bürgerhaus endgültig fest. Beschlossen wurde der Bau eines Saales für 800 bis 1000 Personen und von Räumen für die Stadtbibliothek, die von der Römerstraße ins Zentrum umsiedeln sollte.¹⁹

Im Juni sahen sich Troisdorfer Kommunalpolitiker unter der Leitung von Bürgermeister Hans Jaax in Hessen einige Anschauungsobjekte an, die Hinweise für das Bauvolumen, die Ausstattung und die Bewirtschaftung des künftigen Bürgerhauses geben konnten.²⁰ Dabei schälte sich als Grundkonzeption ein großer, unterteilbarer Saal heraus mit einer rund hundert Quadratmeter großen Bühne und einem Foyer, das zugleich als Eingangshalle wie als Ausstellungsraum fungieren könnte. Ins vorläufige Raumprogramm nahm man Platz für eine bis zu 40 000 Bände umfassende Bücherei, eine Mediathek, Verwaltungsräume für die Volkshochschule, Raum für eine Sozialstation, Hobbyplätze und spezifische Jugend- und Altenbereiche auf. Dabei gingen die Politiker von geschätzten zehn bis elf Millionen Mark Baukosten und weiteren drei Millionen Mark für eine Tiefgarage, die 250 Autos aufnehmen könnte, aus.

Als weiteres Ergebnis der Rundreise durch Hessen hielt der stellvertretende Fraktionssprecher der SPD im Troisdorfer Stadtrat, Lothar Ruschmeier, später fest: Nach der Altstadt soll jeder Stadtteil ein eigenes Bürgerhaus erhalten.²¹

Weder mit der Einzel- noch der Gesamtkonzeption zeigte sich jedoch die CDU einverstanden. In der Julisitzung des Stadtrates entspann sich deshalb eine hitzige und langwierige Debatte – das Wortprotokoll umfasst rund 20 Maschine geschriebene Seiten – an deren Ende der Beschluss stand, einen beschränkten

11 RSA v. 5. 2. 1976.

12 RSA v. 18. 3. 1976.

13 RSA v. 26. 3. 1976.

14 RSR v. 3. 4. 1976; RSA v. 3. 4. 1976.

15 RSR v. 14. 5. 1976.

16 RSA v. 2. 1. 1976; RSR v. 21. 1. 1976 u. 22. 1. 1976; Anzeiger f. Sieg u. Rhein (Anzeiger) v. 23. 1. 1976.

17 RSA v. 26. 1. 1976.

18 Protokolle 76, S. 85 ff.

19 RSA v. 6. 2. 1976.

20 RSA v. 23. 6. 1976.

21 Anzeiger v. 2. 7. 1976; RSR v. 5. 7. 1976.

Troisdorf



25 Jahre Stadt

Dynamische Industriestadt im Grünen

Auch wenn der heutige ein normaler Arbeitstag ist: Es darf doch gefeiert werden. Troisdorf hat Geburtstag. Auf den Tag sind es 25 Jahre her, daß der 52 Jahre alten Gemeinde Troisdorf die Stadtrechte zugesprochen wurden.

Aus unserer Sicht betrachtet scheint dieser Tag, der 23. Mai 1922, im nachhinein für die Bürger der Stadt und ihre Politiker so etwas wie eine Initialzündung gewesen zu sein: Von nun an ging's bergauf.

Mit ungeheurer zielstrebigener Energie wurde etwas geschaffen, was in weitem Umland seinesgleichen sucht. Fleiß der

immer aufgeschlossen. In Troisdorf kann man viele Wünsche erfüllen, die der Lebensqualität dienen. Es gibt beschauliche Zonen, nicht viel weiter pulsiert das Geschäfts- und Industriebauen. Moderne Sport- und Freizeitanlagen, Schulen, Kindergärten und soziale Einrichtungen sind eine Selbstverständlichkeit. Das Wirtschaftsleben gedeiht, die Zahl der Arbeitslosen ist gering.

Troisdorf — das sind zehn Ortsteile, von denen viele früher ihre Selbständigkeit hatten. Landwirtschaft und Fischfang, das waren die hauptsächlichen Lebensinhalte der Menschen bis noch in dieses Jahrhundert hinein. Heute ist man städtisch, doch nicht ohne die Vergangenheit zu pflegen. Besondere Beispiele dafür sind die beiden kleinen Orte Bergheim und Mülle-

Die Zeit rauscht in einer atemberaubenden Geschwindigkeit vorüber, so schnell, daß Prognosen auf die nächsten 25 bis zum Goldjubiläum der Stadt kaum möglich sind.

Sicher aber gibt es Wünsche, die zu realisieren sich

Architektenwettbewerb auszuschreiben. Der Beschluss kam zustande, obwohl Vertreter der CDU und der FDP darauf hinwiesen, dass der Rat weder die Finanzierung für das Bürgerhaus Mitte gesichert noch die Folgekosten für Betrieb, Bewirtschaftung und Erhalt des „Kultur Zentrums“ ermittelt hätten.²² Nach bisherigen Schätzungen ging man im Juli 1976 von 12,75 bis 14 Millionen Mark Baukosten aus.²³

Vier Millionen für den Tiefbau

Die Bergheimer hörten mit Freude: Im Januar 1976 versprachen die Ratspolitiker den alten Sportplatz in der Siegniederung zu erhalten und die geforderten Parkplätze nebenan herzurichten.²⁴

Den Besuchern des Sekundarstufenzentrums Sieglar sollte bald eine Sportanlage zur Verfügung stehen, in die der Stadtrat eine runde Million Mark zu investieren gedachte.²⁵

Spich soll, so sicherte der Kreisausschuss der Stadt zu, eine Außenstelle der Schule für Sprachbehinderte erhalten.²⁶ Zum Schuljahresbeginn 1976/77 standen die erforderlichen Lehrkräfte zur Verfügung, waren die Tests mit den Kindern abgeschlossen und konnten im Schulgebäude an der Niederkasseler Straße zwei Gruppen des Sonderschulkindergartens mit je zehn Kindern sowie zwei Eingangsklassen mit je zwölf Schülern eingerichtet werden.²⁷

Am 24. Januar 1976 übergab die Pfarrgemeinde St. Johannes in Sieglar das neue Zentrum an der Ecke Kerp-/Spicher Straße seiner Bestimmung. Das „Pastor-Böhm-Haus“ entstand mit einem Kostenaufwand von 1,1 Millionen Mark in zweijähriger Bauzeit. Es umfasst einen Saal für 180 Besucher, zwei Gruppenräume, eine Altenstube, einen Caritasraum, Platz für die Pfarrbücherei, Hobbyräume im Keller und zwei Wohnungen²⁸.

Über den Bestand im sozialen Wohnungsbau hinaus vermittelte die Stadtverwaltung ab Januar 1976 Troisdorfer Bürgern auch Wohnungen, die nicht mit Mitteln des Bundes oder des Landes zweckgebunden gefördert wurden. Möglich wurde diese Hilfe durch die Erweiterung des Berechtigtenkreises, der die Angebote der städtischen Wohnungsvermittlungsstelle im Rathaus – sie war aus dem Amt für Bauverwaltung ausgegliedert worden – in Anspruch nehmen durfte.

Am 8. Januar 1976 gab es in der Aula des Sieglarer Gymnasiums eine Premiere der besonderen Art. Erstmals wurde eine Folge der „Karnevalistischen Hitparade“ innerhalb der Stadt vom Westdeutschen Rundfunk aufgezeichnet und einen Tag später gesendet. Als Moderatorin fungierte Lotti Krekel. Gastgeber war die Sieglarer Arbeiterwohlfahrt²⁹.

Acht Monate Arbeitszeit mussten für das Kanalprojekt in Kriegsdorf eingeplant werden. Die Stadtverwaltung stellte den Tiefbauplan den Bewohnern deshalb Anfang Januar 1976 schon vor und machte sie auf die möglichen Behinderungen für die Dauer der Bauzeit aufmerksam. Über eine Million Mark sollte der Sammelkanal im Amselweg kosten. Mit den Arbeiten wollte die Stadt Anfang 1977 beginnen³⁰.

Insgesamt umfassten die Tiefbauausgaben der Stadt im Jahre 1976 rund vier Millionen Mark, wovon rund 60 % in den Straßenbau in Sieglar und Bergheim flossen³¹.

Für Zehntausende Zugang zur Welt

Schon Wochen, bevor es so weit war, sprachen Kommentatoren vom Jahrhundertereignis für die untere Sieg. Gemeint war damit die Freigabe der Siegbrücke an der Bergheimer Fähre. Und in der Tat: Jahrhunderte lang fühlte sich der „Balkan“ von der „weiten Welt“ abgeschnitten; denn nur mit Rudernachen, Fährschiffen oder Booten jeder Art konnte die Verbindung zu den benachbarten Städten hergestellt werden. Rund 20 000 Menschen, so schrieben die Zeitungen, fühlten sich isoliert.

Die Ungunst der Lage und die schlechten Verkehrsverbindungen aus der Region heraus hatten Generationen von Politikern umgetrieben. Doch alle noch so gut gemeinten und mit Nachdruck vorgetragenen Pläne, blieben, was sie waren: Papier.

Das „kleine Wunder“ brachte schließlich u. a. die „Aktionsgemeinschaft Siegbrücke“ zustande, die sich – auf den Erfahrungen vieler gescheiterter Vorgänger fußend – im Zusammenspiel mit der Politik seit 1970 vehement für den Bau des Siegübergangs einsetzte und schließlich auch Erfolg hatte. Dabei kamen ihr günstige Zeitläufte und Daten zu Hilfe³².

Mit der 664 Meter langen Brücke wurde auch der 3,2 Kilometer lange Straßenzug zwischen Mondorf und dem Siegübergang fertig, was die Möglichkeit eröffnete, über diese Piste eine Omnibusverbindung aus dem Raume Niederkassel nach Bonn einzurichten. Die ersten Busse von Lülsdorf zum Bonner Haupt-

22 Protokolle 76, S. 559-578; RSR v. 16. 7. 1976.

23 RSA v. 10. 7. 1976; RSR v. 14. 7. 1976.

24 RSR v. 14. 1. 1976; RSA v. 8. 1. 1976.

25 RSA v. 2. 1. 1976.

26 RSA v. 3. 1. 1976.

27 RSR v. 28. 7. 1976.

28 RSA v. 7. 1. 1976; RSA v. 27. 1. 1976.

29 GA v. 12. 1. 1976; RSA v. 3./4. 1. 1976.

30 GA v. 7. 1. 1976.

31 RSA v. 23. 1. 1976; GA v. 29. 1. 1976.

32 Bonner Rundschau v. 7. 1. 1976 u. 9. 1. 1976.

bahnhof konnten deshalb schon unmittelbar hinter dem Fahrzeugkonvoi herfahren, in dessen Mittelpunkt sich der die Strecke eröffnende NRW-Verkehrsminister Dr. Horst-Ludwig Riemer befand. Unter dem Jubel vieler Zuschauer gab er den planmäßigen Verkehr über die Brücke frei³³.

In die freudigen Töne, die man allenthalben über die Öffnung des Niederkasseler Raumes nach Süden hörte, mischten sich bald schon einige Missklänge. Die seit 1200 Jahren den Rhein in Mondorf überquerende Fähre fuhr jetzt häufiger ohne Autos und nur mit wenigen Radfahrern. Die Folge: Die historische Fährgesellschaft schrieb rote Zahlen. Obwohl sie eine Autofähre in die Niederlande verkaufte und alle Rationalisierungsmöglichkeiten ausschöpfte, konnte die um 80 % gesunkene Zahl an Fahrgästen und Fahrzeugen nicht wettgemacht werden. Die „Gesellschaft der Mondorfer Fährberechtigten“ blieb auf Subventionen angewiesen, sollte der Fährbetrieb an dieser Stelle des Rheins aufrechterhalten werden³⁴.

Im Übrigen blieben die Meldungen im Zusammenhang mit dem nun ungehindert nach Süden strömenden Verkehr positiv. Im Oktober 1976 fasste eine Tageszeitung ihr Resümee unter der Überschrift zusammen: „Siegbrücke hat den ‚Balkan‘ meilenweit voran gebracht“³⁵.

Jugend bezieht herrschaftliches Haus

Über die Umstände, wie es zum Erwerb des herrschaftlichen Hauses Broich gekommen ist, wurde schon in früheren Beiträgen dieser Serie berichtet. Mit einem Kostenaufwand von fast einer Million Mark ließ die Stadt jetzt das in einem Park gelegene historische Bauwerk für die Zwecke als Jugendzentrum herrichten. In der zweiten Januarhälfte 1976 nahm das „Haus der teiloffenen Tür“ seine Arbeit auf.

Schon Monate zuvor hatte Norbert Thomé, als Leiter der neuen Einrichtung berufen, ein „Programmgerippe“ zusammengestellt. Die Richtschnur sollte weisen, wo es mit der Jugendarbeit in diesem Hause langgehen sollte. Es blieb – am „Gerippe“ orientiert – weitgehend den Jugendlichen überlassen, was im Hause geschehen, wie man die „Arbeit“ gestalten sollte³⁶.

Im Mai nahm sich Gartenbauingenieur Hannes Deutsche der nächsten Umgebung von Haus Broich an. Sein Ziel: Er wollte aus dem vorhandenen Bestand und dem zu Broich gehörendem Land einen eigenen Stadtpark für Spich gestalten. Sein Plan: Der alte Baumbestand im 57 000 Quadratmeter großen Areal sollte erhalten und ergänzt werden. Dazu dachte er an einen Verbindungsweg als Hauptachse, der

schräg vom Ehrenmal bis zur Waldstraße führen sollte und durch Baumstrahler beleuchtet werden konnte, um einen sicheren Fußweg zur Asselbachschule zu bilden. Neben dem Jugendzentrum plante Deutsche zwei Versammlungsplätze für Veranstaltungen unter freiem Himmel. Die umliegenden Weiden, in Rasenflächen umgewandelt, bezog Deutsche ebenfalls in sein Gesamtkonzept ein³⁷.

Wegen Jagd keine Freigabe?

Als Dauerbrenner übernahm die Politik auch 1976 die bisher weitgehend erfolglos gebliebenen Bemühungen um eine teilweise Freigabe der Wahner Heide. Nach einjähriger Tätigkeit und verschiedenen Anläufen, wenigstens das Gelände zwischen Telegraph und Eremitage zum Wandern freizubekommen, resümierte Ortsvorsteher Peter Haas als Beisitzer des Bürgerforums „Naherholung“ in Troisdorf: Man vermute, dass statt der vorgeschobenen notwendigen militärischen Nutzung des Areals in Wirklichkeit jagdliche Gründe für die Ablehnung der Bürgerwünsche maßgebend seien. Tatsächlich hatte das Bürgerforum eine ganze Reihe von Argumenten gesammelt, die diesen Vorwurf belegten³⁸.

Während sich das Bürgerforum bemühte, über kleine Schritte eine zaghafte Öffnung von Gebieten zu erreichen, die der städtischen Bebauungsgrenze am nächsten lagen, sah sich die Kommunalpolitik einer bedeutsam erscheinenden Gefahr ausgesetzt, nämlich dem Verlust weiterer Waldbestände. Anlass zu dieser Befürchtung gab der Vorstoß der Flughafenverwaltung, die kleine Start- und Landebahn von 1800 auf 2400 Meter zu verlängern. Dafür müssten 42 Hektar Wald in der Heide niedergelegt werden.

Neben diesem Verlust an Hochwald bedeutete der Ausbau – so sahen es jedenfalls die Ratsmitglieder – eine 30prozentige Kapazitätssteigerung der Flugbewegungen auf dieser Piste, was eine zusätzliche Lärmbelästigung für die Gebiete rund um die Taubengasse zur Folge haben dürfte. Die Politik stellte sich deshalb auf Abwehr ein³⁹.

Auf der Sitzung am 4. Februar 1976 erhob der Stadtrat „nachdrückliche Bedenken“ gegen die Bahnverlängerung. Die Politiker baten zugleich den NRW-Minister für Wirtschaft, Mittelstand und Verkehr um Auskunft,

33 RSR v. 19. 2. 1976; RSA v. 18. 2. 1976; RSR v. 18. 2. 1976; RSA v. 21. 3. 1976; GA v. 21. 2. 1976; RSA v. 23. 2. 1976.

34 RSR v. 17. 8. 1976.

35 RSR v. 13. 10. 1976.

36 RSA v. 15. 1. 1976 u. 27. 1. 1976; RSR v. 30. 1. 1976.

37 RSR v. 6. 5. 1976.

38 RSR v. 15. 1. 1976; GA v. 15. 1. 1976; RSA v. 16. 1. 1976.

39 RSA v. 17. 1. 1976.

wie weit ein solcher Ausbau überhaupt erforderlich sei⁴⁰.

In den Folgewochen mühten sich Troisdorfer Politiker auf mehreren Ebenen um Erleichterungen für Heidebesucher und die Abwehr weiteren Schadens. Das Bürgerforum schaltete in einem offenem Brief die Bundes- und Landtagsabgeordneten ein⁴¹, die SPD-Kreistagsfraktion suchte den Schulterschluss mit den Genossen in den Gemeinden, die beim Ausbau der Startbahn ebenfalls durch zusätzlichen Fluglärm betroffen wären⁴².

In diese geballten Bemühungen platzte die Hiobsbotschaft der Belgier, die erklärten, sie müssten aus militärischen Erwägungen die Straße von Troisdorf nach Altenrath sperren⁴³.

Das sollte zwar nicht sofort geschehen, aber sobald die Kreisstraße 10 von Altenrath nach Lohmar ausgebaut sei. Diese Feststellung zog Bürgermeister Hans Jaax im März als bedauerliches Fazit eines Gesprächs, das er mit den belgischen Nato-Streitkräften, der Oberfinanzdirektion Köln, dem Bundesvermögensamt Köln, dem Forstamt Wahner Heide und der Standortverwaltung Wahn zu diesen Fragen geführt hatte. Auch die Erleichterungen, die vom Bürgerforum angestrebt worden waren, mussten zunächst als nicht realisierbar begraben werden.

Offen blieb der geplante Pistenausbau des Flughafens, der auch bei den Belgiern nicht auf ungeteilten Beifall traf, weil er sie in ihrer militärischen Verfügungsgewalt einschränken würde⁴⁴.

Als auch ein weiteres Treffen im Mai keinen Lichtstreif am Horizont erkennen ließ, fasste Ortsvorsteher Haas die Situation mit der Feststellung „deprimierend“ zusammen⁴⁵.

Hilfen von außen

In dieser schwierigen Situation fanden sich 20 Natur- und Umweltschutzvereinigungen zum „1. Bergischen Naturschutzforum“ zusammen, das auf seiner Gründungsversammlung auch gleich eine Aktionsgemeinschaft zur Rettung der Wahner Heide beschloss⁴⁶. Der Streit um die Heide, jetzt nicht mehr nur auf ein Verfahren „Troisdorf contra Belgier“ beschränkt, drohte damit jedoch noch weiter zu eskalieren. In Troisdorf erkannte man diese Gefahr und befürchtete einen Bruch in den bisherigen stets freundschaftlichen Beziehungen mit den Militärs aus dem benachbarten Nato-Land. Die Politiker sprachen diese Bedenken offen aus, baten jedoch auch die Belgier nicht „überempfindlich“ zu reagieren⁴⁷. Ende Juni ließ die Bundesregierung verlauten, an einer Änderung der Verhältnisse in der Wahner Heide sei vorerst nicht zu denken. Das betreffe auch eine

weitere Freigabe des militärisch genutzten Geländes⁴⁸.

In der Folge kam es zu wiederholten, in freundschaftlicher Atmosphäre geführten Gesprächen zwischen Bürgermeister Hans Jaax und den Belgiern⁴⁹. Aber am Status quo änderte sich nichts.

Mitte Juli 1976 ließ NRW-Minister Diether Deneke die Troisdorfer wissen, dass die Belgier nicht geneigt seien, Waldflächen zwischen der K 51 und dem Stellweg freizugeben, riet jedoch, sich um die Öffnung des Gebietes um den Leyenweiher zu bemühen, das augenscheinlich militärisch nicht genutzt werde⁵⁰.

Die ministerielle Absage und der negative Bescheid aus Bonn hielten die Aktionsgemeinschaft Naturpark Wahner Heide jedoch nicht davon ab, ihren Druck auf die Flughafenverwaltung und das Militär zu verstärken⁵¹.

Im Gegensatz zu seiner früheren Erklärung sagte im August 1976 der Parlamentarische Staatssekretär im Bundesfinanzministerium, Karl Hachser zu, sich die Dinge vor Ort in Troisdorf einmal anzusehen, zeigte sich also zumindest gesprächsbereit⁵².

Ein weiteres Hilfsangebot für die Troisdorfer kam wenig später vom Parlamentarischen Staatssekretär im Bundesinnenministerium, Gerhart Baum, der auch die Ausbaupläne des Flughafens verworf⁵³.

Im November schaltete sich zusätzlich zu den genannten Natur- und Umweltschützern sowie den Politikern „Troisdorf's Zene“ in die Bemühungen um Erleichterungen zum Besuch der Heide ein. Einem Brief an den belgischen König ließ die Initiative die Ankündigung folgen, mit einer Delegation nach Brüssel reisen zu wollen⁵⁴.

Das Bürgerforum „Naherholung“ schickte wenige Tage später eine Petition an NRW-Ministerpräsident Heinz Kühn, in dem sich die Troisdorfer vor allem gegen die Rodung von weiteren 100 Hektar Waldland in der Heide verwahrten, nachdem für Panzerübungen schon rund 180 Hektar niedergelegt worden seien⁵⁵.

40 Protokolle 76 S. 62/63; RSR v. 21. 1. 1976 u. 7. 2. 1976; RSA v. 23. 1. 1976 u. 7. 2. 1976.

41 GA v. 7. 2. 1976.

42 RSA v. 26. 2. 1976.

43 GA v. 26. 2. 1976.

44 RSR v. 3. 3. 1976.

45 RSA v. 14. 5. 1976.

46 RSR v. 26. 5. 1976.

47 RSA v. 23. 6. 1976; RSR v. 26/27. 7. 1976.

48 GA v. 30. 6. 1976.

49 RSA v. 2. 7. 1976; RSR v. 10. 7. 1976.

50 RSA v. 14. 7. 1976; GA v. 30. 7. 1976.

51 RSR v. 22. 7. 1976.

52 RSA v. 21./22. 8. 1976.

53 RSR v. 31. 8. 1976.

54 RSA v. 20. 11. 1976; GA v. 25. 11. 1976.

55 GA v. 22. 11. 1976.

Hospitalbau wächst

Im Hochbau beherrschte im Jahre 1976 das 55-Millionen-Objekt des Erweiterungsbaus am St. Josef Krankenhaus die Szene. Wo vor wenigen Monaten noch Rekonvaleszenten spazieren gehen konnten, prägten nun Riesenkräne das Bild: Das Viereck Schloss-, Hospital-, Friedenstraße und Prinzenwäldchen war zur Großbaustelle geworden. Im Winter geriet man mit den Bauarbeiten etwas in Verzug. Im April versuchten jedoch einige Dutzend Handwerker den Rohbau noch fristgerecht hochzuziehen⁵⁶.

Anfang November konnte bei einer Ortsbesichtigung mit Vertretern der Stadt festgestellt werden: Im Februar dürfte man vermutlich den Richtkranz aufziehen⁵⁷.

Schon abgeschlossen war dagegen vor Monaten der Innenausbau der zentralen Feuerwache an der Larstraße in Sieglar. Am 28. Juli 1976 konnte mit dem Umzug von der Schloss- an die Larstraße die neue Wache effektiv in Betrieb genommen werden. Nach jahrelangem politischen Gerangel verfügte die Troisdorfer Feuerwehr damit über die modernste Wache im Kreis. Mit einem ungewollten Alarm hatte man schon in der Nacht vor dem Umzug die Bevölkerung von dem Wechsel in Kenntnis gesetzt. Beim Umpolen der Anlage hatte ein Schaltfehler nämlich die Sirenen zum Aufheulen gebracht⁵⁸.

Offiziell eingeweiht wurde die Wache am 4. September, wobei der Innenminister von Rheinland-Pfalz, Schwarz, und Landrat Dr. Franz Möller die Rutschstangen ausprobierten, die den Wehrmännern blitzschnelle Einsätze ermöglichen sollen⁵⁹.

Als Dankeschön, gerichtet an alle Wehrmänner des Kreises, wollte Bundespräsident Walter Scheel seine Visite bei der Troisdorfer Feuerwehr am 17. Dezember 1976 verstanden wissen. Der Besuch war zugleich die erste Visite eines deutschen Staatsoberhauptes in Troisdorf. Pünktlich, wie bestellt, wurde die Wehr während der Vorweihnachtsfeier mit Scheel alarmiert. In einem Hochhaus in Sieglar war ein Zimmerbrand ausgebrochen. Nach einer guten Viertelstunde kehrte die ausgerückte Löschgruppe nach erfolgreicher Arbeit wieder zurück. Nicht zuletzt durch den unverhofften Anschauungsunterricht blendend informiert, sprach der Präsident den Wehrmännern seine hohe Anerkennung aus. Der vom Brand betroffenen Familie stiftete Scheel spontan 1000 Mark⁶⁰.

Nach dem Debakel mit dem geplanten Flughafenhotel von Kaiser stand den Troisdorfer Politikern neuerlicher Ärger mit dem Kölner Baulöwen ins Haus. Sein Bürohochhaus, ebenfalls an der Flughafenautobahn gelegen und derzeit Verwaltungssitz von Dynamit Nobel, kam im Siegburger Amtsgericht unter den Hammer. Das mit einem Verkehrswert von 9,9 Millionen Mark angesetzte Objekt fand für 5,3 Millionen

Mark in der Deutschen Hypothekbank einen neuen Eigentümer⁶¹. Es blieb damit erhalten.

Als im Oktober 1976 der Bau- und Vergabeausschuss der Stadt die Aufträge für die 100 Meter lange Tribüne und eine viermastige Flutlichtanlage (für 214 000 Mark) vergab, gingen die Arbeiten am Stadion „In der Dreiß“ in die letzten Runden⁶². Im November gab der Stadtrat schließlich die Gelder für den dritten Bauabschnitt der Sportanlage frei. Mit einem Aufwand von rund 1,2 Millionen Mark sollten ein Großspielfeld (Tennisplatz), ein Kleinspielfeld (Rasen), Freizeitanlagen, eine Trainingsbeleuchtung und gärtnerische Anlagen entstehen⁶³.

DN schließt PVC-Betrieb

Mit der Feststellung, Dynamit Nobel habe 1975 um 18 Prozent niedrigere Umsätze erzielt als im schon schlechten Jahr 1974 verband am 10. Januar 1976 Vorstandsvorsitzender Dr. Werner Kneip auf der traditionellen Jubilarfeier des Werkes die Mitteilung, man werde die PVC-Fertigung in Troisdorf einstellen. Das Unternehmen schließe zum frühestmöglichen Termin die Abteilung⁶⁴.

Damit zog die Werksleitung die Konsequenz aus dem Geschehen, das Troisdorf unter der Bezeichnung „VC-Krankheit“ stark beunruhigte⁶⁵.

Die durch den Umgang mit Vinylchlorid Geschädigten schlossen sich zu einer Interessengemeinschaft zusammen und suchten Rechtsschutz. Auf öffentlichen Versammlungen erhoben die Teilnehmer schwere Vorwürfe gegen DN⁶⁶.

Im Mai 1976 legte Dynamit Nobel, wie angekündigt, den PVC-Betrieb still⁶⁷.

Ende Dezember 1976 geriet die VC-Krankheit noch einmal in die Schlagzeilen, als eine dänische Delegation sich beim Troisdorfer Arzt Dr. Paul Schmetkamp kundig machte. Die Gäste aus dem nördlichen Europa wollten im Vorfeld des Aufbaus eines PVC-Werks in Vestjälland wissen, was es mit der Krankheit auf sich habe und wie man sich gegen diese schützen könnte⁶⁸.

56 RSA v. 23. 4. 1976.

57 RSA v. 9. 11. 1976.

58 RSR v. 29. 7. 1976.

59 RSA v. 6. 9. 1976; RSR v. 6. 9. 1976; GA v. 6. 9. 1976.

60 RSA v. 18. 12. 1976; RSR v. 18. 12. 1976; GA v. 18. 12. 1976.

61 RSR v. 28. 10. 1976; RSA v. 28. 10. 1976.

62 RSR v. 27. 10. 1976.

63 RSR v. 5. 11. 1976.

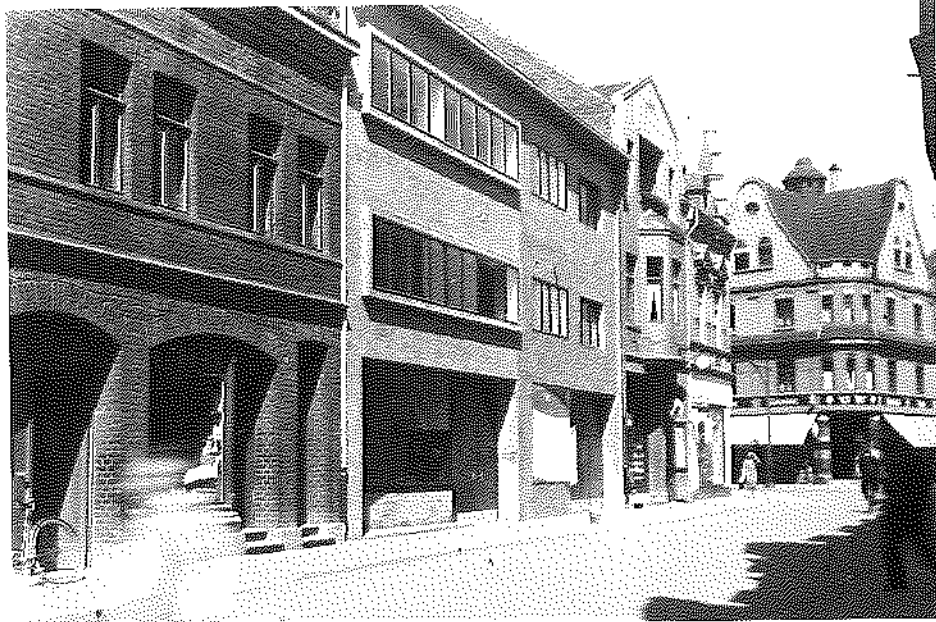
64 GA v. 13. 1. 1976; RSR v. 14. 1. 1976.

65 Vgl. Döring, Frieder, TzH XXXII/2002, S. 140 ff.

66 RSA v. 16. 3. 1976; GA v. 17./18. 3. 1976.

67 RSR v. 24. 6. 1976; GA v. 25. 6. 1976.

68 GA v. 27. 12. 1976; RSA v. 24./25. 12. 1976; RSR v. 24./25. 12. 1976.



Die Anlieger der Hippolytusstraße wehrten sich 1977 gegen eine Fußgängerzone in ihrem Bereich

Schon im zeitigen Frühjahr lagen der Arbeiterwohlfahrt für die 86 Wohneinheiten im Altenwohnheim an der Alfred-Delp-Straße 30 Anmeldungen vor. Das Heim, in dem es auch nicht eingerichtete Zimmer geben würde, damit Bezieher sie nach eigenem Gutdünken einrichten könnten, sollte im November fertig sein⁶⁹.

Am 22. Juni schlossen die Stadt und der Bezirksverband Mittelrhein der Arbeiterwohlfahrt den Vertrag über die Leitung des Alfred-Delp-Altenzentrums, womit der AWO die rechtliche Basis für die Betreuung der Senioren in diesem Hause gegeben wurde⁷⁰. Ab Januar 1977 sollen, so wurde zugesagt, die verfügbaren Betten im Altenwohnheim belegt werden. Im selben Jahr will die AWO mit dem Bau eines Altenpflegeheims, das 63 Betten umfassen soll, beginnen. Bis 1978 möchte der Bezirksverband das Betagtenzentrum komplettiert haben⁷¹.

Minister eingeladen

Einen erneuten Vorstoß, endlich zu sichtbaren Fortschritten im Bemühen um die Ersatzlandstraße 332 zu kommen, unternahm der Stadtrat Ende Februar 1976. Schon drei Jahre zuvor hatte er Maßnahmen zum Schutze der Bürgerschaft in Eschmar und Sieglar gefordert, aber keine Fortschritte erzielt. Diesmal luden Bürgermeister Hans Jaax und Stadtdirektor Heinz Bernward Gerhardus NRW-Verkehrsminister Dr. Horst-Ludwig Riemer ein, sich vor Ort ein Bild von den unzumutbaren Verkehrsverhältnissen in den beiden Ortsdurchfahrten zu machen. Gleichzeitig forderten die Vertreter der Stadt den Minister auf, das Planfeststellungsverfahren für diesen

Bauabschnitt umgehend durchzuführen⁷². Gab es in den vergangenen Jahren noch eine Einheitsfront der Bürgerschaft in der Forderung nach der Ersatzlandstraße, so formierte sich ab Frühjahr 1976 eine Gegenbewegung in der Gartenstadt Eschmar, wo man zusätzliche Lärmbelastungen auf sich zu-

kommen sah, wenn die Umgehungsstraße realisiert würde. Auf einer Bürgerversammlung Anfang April 1976 formulierten die Gartenstädter sogar einen Einspruch gegen den Bau der Straße⁷³.

Neben der Interessengemeinschaft L 332 Gartenstadt Eschmar waren die Notgemeinschaft L 332 und die Interessengemeinschaft Umgehungsstraße LIO 332 Sieglar jetzt aktiv. Sie alle formulierten ihre Forderungen aus der Sicht der bei ihnen organisierten Betroffenen. Im Oktober 1976 lagen dem städtischen Verkehrsausschuss gleich mehrere unterschiedliche Auffassungen von Bürgervertretungen vor, was das Vorgehen der Volksvertretung nicht gerade vereinfachte⁷⁴.

Von Planungen zurück zum Faktischen. Energisch wehrten sich die Geschäftsleute der Hippolytusstraße im Februar 1976 gegen eine Fußgängerzone in ihrem Bereich. Anlass für die Proteste war der Antrag der FDP-Ratsfraktion, eine Fußgängerzone in die Überlegungen zur Stadtkernsanierung einzubeziehen. Stadtdirektor Heinz Bernward Gerhardus beschwichtigte jedoch die Protestler: Es gebe keinen konkreten Plan, sondern nur einen Vorschlag. Im Übrigen würden die Überlegungen erst einmal zurückgestellt⁷⁵.

Bei der Suche nach einem zentral gelegenen Domizil für das „Haus International“ wurde die Stadt im März 1976 fündig. Als sie jedoch das Haus Valder in der Hippolytusstraße benannte, verwies der Einzel-

69 RSA v. 16. 3. 1976.

70 RSA v. 24. 6. 1976.

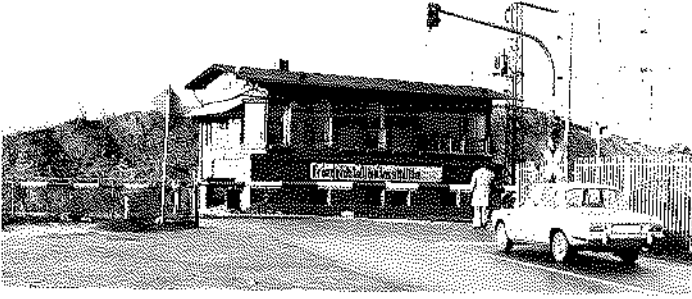
71 RSA v. 17. 12. 1976; RSR v. 20. 12. 1976; GA v. 24./25. 12. 1976.

72 RSR v. 26. 2. 1976; Protokolle 76, S. 44 ff.

73 GA v. 9. 4. 1976.

74 RSA v. 15. 10. 1976.

75 RSA v. 14. 2. 1976; RSR v. 14. 2. 1976.



So sah der Bahnübergang vor dem Brückenbau im Zuge der K 29 aus



Heute schwingt sich die Brücke im Zuge der K 29 über die Siegstrecke der Bundesbahn

76 RSA v. 18. 3. 1976.

77 RSR v. 15. 4. 1976; Rhein-Sieg-Post v. 22. 4. 1976.

78 GA v. 24. 12. 1976.

79 RSA v. 10. 8. 1976.

80 RSA v. 16. 10. 1976.

81 RSA v. 6. 11. 1976.

handelsverband in einem Schreiben an Bürgermeister Hans Jaax auf den Plan, über dieses Grundstück eine Passage zum Wilhelm-Hamacher-Platz zu führen⁷⁶.

Ausschüsse, Stadtrat und auch die Ausländervertreter bestanden jedoch auf dem städtischen Vorschlag⁷⁷.

Gegen Jahresende fiel die Entscheidung zugunsten des Hauses Hippolytusstraße 11. Gleichzeitig gab der „vorläufige Arbeitskreis für ausländische Arbeitnehmer“ der neuen Begegnungsstätte den Namen „Internationales Zentrum Troisdorf“. Man ging davon aus, dass dieses Begegnungszentrum für Erwachsene – das internationale Jugendzentrum war weiterhin im ehemaligen Sieglarer Rathaus untergebracht – seine Arbeit Mitte Januar 1977 aufnehmen könnte⁷⁸.

Kirmes groß gefeiert

Die Sorgen um ein günstig gelegenes und ausreichend großes Areal für die Schaugeschäfte zur Klein- und Großkirmes der Altstadt schienen 1976 ausgestanden. Schon beim Eröffnungsbill zur Augustkirmes war das Festzelt in Troisdorf-West dicht besetzt und auch der Rummelplatz erfreute sich an den drei Kirmestagen eines lebhaften Betriebs⁷⁹.

Wie schon bei der Kleinkirmes zog auch der Oktoberrummel dank eines attraktiven Unterhaltungsprogramms viele Troisdorfer zum Festplatz unweit der Umgehungsstraße⁸⁰.

Im Herbst 1976 deutete sich ein Riss im Geduldssafaden der Sieglarer, was den Saalnotstand im Ort anbetraf, an. Die Vertreter der 17 Sieglarer Vereine erhoben unüberhörbar die Forderung nach einem größeren Versammlungsraum und auch die drei im Stadtrat vertretenen Parteien waren sich einig, dass man jetzt nicht länger zuwarten könne. Strittig war und blieb nur, wie man dem Notstand abhelfen könnte.

In einem internen Gespräch zwischen Vereinsvertretern und der Stadtverwaltung wurde die Meinung vertreten, dass der seit Jahren als Lager zweckentfremdete Saal der Gastwirtschaft „Zur Küz“ einen Ausbau nicht mehr lohne. Dagegen gaben Vereinspräsident und Ortsvorsteher Josef Ludwig dem Saal Bornheim eine Chance. Alternativ wurde der Abbruch der alten Schule am Markt und der Bau einer Mehrzweckhalle genannt. Immerhin wurde durch die Gespräche erreicht, dass man die Stadtverwaltung mit Vorplanungen beauftragte⁸¹.

Ärger bereitete die Bundesbahn erneut der Stadt und vor allem den Spichern. Hatte man in der Vergangenheit bei jeder Fahrplanänderung den Eindruck,

die Bahnverwaltung versuchte den zum „Haltepunkt“ degradierten einstigen Bahnhof Spich weiter „auszutrocknen“, in dem sie immer weniger Züge hier anhalten ließ, so sahen die Spicher im Herbst 1976 die konkrete Gefahr, auch den „Haltepunkt“ noch zu verlieren.

Auf diese Möglichkeit wies der Spicher Ratsherr Inno Euskirchen im November hin, nachdem die Bahn auf Proteste aus Spich hin, der Stadtverwaltung den Hinweis gegeben habe, der Troisdorfer Bahnhof liege doch wesentlich günstiger als der Spicher Haltepunkt und biete zudem alle Leistungen, die man von einem Bahnhof dieser Frequentierung erwarten könne⁸².

Schon 1970 leitete die Stadt die Planungen für eine neue Grundschule in Spich-West ein. 1974 stimmte der Regierungspräsident dem Projekt zu, im Dezember 1976 nahmen die Kinder Besitz von den zwölf Klassenräumen. Das 2,9 Millionen-Objekt umfasst zudem Zimmer für Lehrmittel, eine Bücherei, den Arzt, den Rektor und die Lehrer sowie Mehrzweckräume. Noch gebaut werden sollte eine Sporthalle. Die Arbeiten dafür gab der Bau- und Vergabeausschuss für 720 000 Mark schon vor der Einweihung der Schule in Auftrag⁸³.

In seiner Sitzung am 15. Juni 1976 folgte der Stadtrat den Anträgen der Städtischen Realschule und Aufbaurealschule für Jungen und Mädchen Troisdorf-Sieglar, der Städtischen Realschule für Jungen und Mädchen Troisdorf und der Gemeinschaftsgrundschule Troisdorf-Spich, zum Schuljahresbeginn 1976/77 die Fünf-Tage-Woche einzuführen⁸⁴.

Der Wirtschaftsförderung breitesten Raum wies der Stadtrat bei der hart umstrittenen Beratung des Etats für 1977 zu. Mit der knappsten möglichen Mehrheit von 26 gegen 25 Stimmen genehmigte die SPD-FDP-Koalition den Haushaltsvorschlag, der trotz sparsamster Planung eine zusätzliche Verschuldung von zehn Millionen Mark auf voraussichtlich 83 Millionen Mark vorsah⁸⁵.

Im Herbst sahen die Bürger des Stadtteils Friedrich-Wilhelms-Hütte das baldige Ende des leidigen Wartens vor den Schranken des Bahnübergangs unweit der Eisenbahnbrücke über die Sieg für gekommen. Der Kreisausschuss hatte die Aufträge zum Ausbau der K 29 von der Einfahrt zu den Klöckner-Mannstaedt-Werken bis zur Roncallistraße vergeben und Mitte Oktober die Ausbauarbeiten beginnen lassen. Statt der Schranken sollte eine Brücke über die Bahngleise geschlagen werden. Für sie und das 1,2 Kilometer lange Straßenstück waren Kreis, Land und Bund bereit, jeweils ein Drittel der Gesamtkosten von fünf Millionen Mark zu übernehmen. Als Bauzeit waren zwei Jahre veranschlagt. 14 Monate davon musste die Straße total gesperrt werden⁸⁶.



Die Sieglarer Ortsvereine setzten sich u. a. für den Ausbau des einstigen Saales Bornheim (heute Gastwirtschaft „Zum Adler“) ein.

Eremitage frei oder nicht

Das Ringen um Erleichterungen für Spaziergänger in der Wahner Heide und die Sicherheit für den Bestand Altenraths, der Bau des Bürgerhauses für die City und ähnliche Einrichtungen für Sieglar und Spich, die Stadtkernsanierung und Fußgängerzonen, das silberne Stadtjubiläum, das Stadion und die wirtschaftliche Entwicklung der Stadt, das stellten die wichtigsten Themen dar, die das Troisdorfer kommunalpolitische Geschehen im Jahre 1977 beherrschten.

Die seit Jahren mit unterschiedlicher Intensität laufenden Bemühungen der Stadt, der Parteien und verschiedener Institutionen, um eine teil- oder zeitweise Öffnung der Wahner Heide, erlitten im Januar 1977 einen herben Rückschlag, als die belgischen Truppen verkündeten, dass sie ab 1. März das Gebiet um den Leyenweiher wieder absperren würden. Dieses Areal durften Spaziergänger bisher auch an Wochentagen aufsuchen. Ab März sollte das Betreten dieses Waldgebietes jedoch nur noch zu bestimmten Zeiten erlaubt sein⁸⁷.

Natürlich rief diese Ankündigung erhebliche Proteste hervor⁸⁸. Als am 12. Januar der Haupt- und Finanzausschuss der Stadt zu diesem Thema Stellung bezog und eine Resolution gegen die Ausweitung der

82 RSA v. 17. 11. 1976; RSR v. 7. 12. 1976.

83 GA v. 16. 12. 1976.

84 Protokolle 76, S. 511.

85 RSA v. 5. 11. 1976; RSR v. 15. 12. 1976.

86 RSR v. 6. 10. 1976; GA v. 14. 10. 1976; RSA v. 11. 11. 1976.

87 RSA v. 6. 1. 1977.

88 Anzeiger v. 10. 1. 1977; GA v. 11. 1. 1977; RSA v. 19. 1. 1977.



Schranken sicherten die Gleise vor der Hütter Siegbücke, wenn Züge vorbeidonnerten, bis 1977

Sperrzonen bericht, musste über ein Drittel der herbeigeströmten Zuhörer, die sich über 105 Minuten hinziehende Debatte, stehend verfolgen, weil nicht so viele Sitzplätze verfügbar waren⁸⁹.

Während SPD und Jusos härtere Töne gegenüber dem Vorgehen der Belgier anschlugen, riet die CDU „vertrauensvoll mit den Belgiern“ zu sprechen⁹⁰. Dem parallel zur Gegenwehr der Politik verfassten Protestaufruf des Bürgerforums Naherholung und Troisdorf's Zene unterzeichneten in wenigen Tagen 3000 Bürger⁹¹.

Beim Neujahrsempfang der belgischen Streitkräfte im Camp Spich hörte man im Gegensatz zu der harschen Ankündigung verbindlichere Töne und das auf beiden Seiten⁹².

Das Resümee der weiteren Verhandlungen: „Die Belgier steckten etwas zurück.“⁹³ Das strikte Besuchsverbot wurde wieder zurückgenommen. Trotzdem gab es im Stadtrat weiterhin offenen Parteienstreit über das weitere Vorgehen in dieser Frage⁹⁴.

In die Forderungen an die Belgier mischten sich im Februar 1977 immer mehr und eindringlichere Rufe, die Reprivatisierung Altenraths voran zu treiben⁹⁵. Aber während die deutschen Behörden sich grundsätzlich zu Fragen der Heide kaum äußerten, gaben die Belgier stark eingeschränkte Zusagen für das Leyenweihergebiet ab⁹⁶.

Ende Februar 1977 verbreitete die Stadtverwaltung die Nachricht, die belgischen Streitkräfte würden den Termin 1. März erst einmal aussetzen⁹⁷. Tatsächlich zeigten sich die Belgier gesprächsbereit. Man könne sich auch über die Eremitage unterhalten, ließen sie wissen⁹⁸. Als die Belgier auch bei nachfolgenden Gesprächen zusagten, alle Möglichkeiten auszuschöpfen, Zivilisten zur Heide verstärkt Zutritt zu verschaffen und Stadtdirektor Gerhardus diese Zusage vor dem Stadtrat bekanntgab, spendeten die Ratsmitglieder spontan Beifall. Das Eis schien gebrochen⁹⁹.

Ende März 1977 kam es zu einem neuen Heidevertrag. Er sah Erleichterungen für Spaziergänger an Feiertagen vor¹⁰⁰. Gleichzeitig sagten die Vertreter der belgischen Truppen eine weitere Übereinkunft zu diesem Thema für den Sommer zu.

Im Gegensatz zu dieser Zusage drohte es im Juli 1977 zu einem neuerlichen Auseinanderdriften der Auffassungen zu kommen. Landschaftsschützer argwöhnten, dass unter dem Vorwand einer wichtigen militärischen Nutzung Ton in der Heide kommerziell abgebaut werde und die Landschaft dabei erheblichen Schaden leide. Dagegen protestierten sie beim Regierungspräsidenten¹⁰¹.

Nach den Sommerferien musste sich der städtische Haupt- und Finanzausschuss wieder mit Heidefragen beschäftigen, weil die Belgier doch wieder die Eremitage abgesperrt hatten¹⁰².

In den sich erneut anbahnenden Verhandlungsmarathon platzte die Nachricht, dass sich die Bundeswehr vier Tage lang in der Wahner Heide mit allen Waffengattungen selbst vorstellen wollte¹⁰³.

Das vom Bundesverteidigungsministerium befürwortete militärische Spektakel löste den energischen Protest des Bürgerforums Naherholung bei Verteidigungsminister Georg Leber aus¹⁰⁴. Aber der Protest verhallte. Die Bundeswehr blieb bei ihrem Konzept für die letzten Septembertage. Die Schau fand statt¹⁰⁵.

Der November 1977 brachte neues Ungemach – diesmal vor allem für die Altenrather und die Besucher des Heidedorfes: Alle Straßen in das hoch über der Agger gelegene Dorf wurden polizeilich abgeriegelt. Die Aktion sei notwendig, weil man Sabotageakte gegen den Flughafen und startende sowie landende Flugzeuge befürchtete¹⁰⁶. Erst nach einer Woche wurde die Sperre wieder aufgehoben¹⁰⁷.

Knapp vier Wochen nach dieser schockierenden Aktion traf eine freudige Nachricht aus Bonn ein: Der

89 RSR v. 14. 1. 1977; RSA v. 14. 1. 1977.

90 RSR v. 20. 1. 1977.

91 Anzeiger v. 22. 1. 1977.

92 RSR v. 22. 1. 1977; RSA v. 24. 1. 1977.

93 RSR v. 28. 1. 1977; Rhein-Sieg-Post v. 28. 1. 1977; RSA v. 28. 1. 1977.

94 GA v. 28. 1. 1977.

95 RSR v. 10. 2. 1977; Anzeiger v. 10. 2. 1977.

96 RSR v. 10. 2. 1977.

97 RSA v. 25. 2. 1977; RSR v. 1. 3. 1977; GA v. 1. 3. 1977.

98 RSA v. 26. 2. 1977; RSA v. 1. 3. 1977.

99 RSR v. 2. 3. 1977; RSA v. 3. 3. 1977 u. 19. 3. 1977.

100 RSA v. 30. 3. 1977, 9. 4. 1977 u. 7. 4. 1977.

101 RSR v. 19. 7. 1977.

102 RSA v. 25. 7. 1977.

103 RSA v. 27. 8. 1977.

104 RSA v. 31. 8. 1977.

105 RSA v. 2. 9. 1977 u. 28. 9. 1977; RSR v. 30. 9. 1977; Extra-Blatt v. 29. 9. 1977.

106 RSR v. 11. 11. 1977; RSA v. 11. 11. 1977; Anzeiger v. 11. 11. 1977.

107 RSR v. 18. 11. 1977.

Fiskus gibt Altenrath frei, hieß es da lapidar¹⁰⁸. Der Parlamentarische Staatssekretär im Bundesfinanzministerium Karl Haehser nannte gegenüber Vertretern der Stadt als Zeitspanne bis zur endlichen Reprivatisierung „etwa drei Monate.“ Da die belgischen Streitkräfte außerdem in Aussicht stellten, rund 1000 Hektar Wald des Truppenübungsplatzes für die Zivilbevölkerung freizugeben, schaute man in Troisdorf, was die Heide und ihre Probleme anging, gespannt auf das nächste Frühjahr.

Was kostet das Bürgerhaus?

Dem Bemühen, in der City zu einem ersten Bürgerhaus im Stadtbereich zu kommen, näherte man sich im Januar 1977 mit der Entscheidung der Jury im Architektenwettbewerb erheblich. Das Preisgericht kürte als Sieger den Siegburger Architekten Heinz Jürgen Haas¹⁰⁹.

Die SPD-Ratsfraktion folgte der Entscheidung der Jury und sprach sich ebenfalls für die Pläne von Haas aus.

Zur angesagten Sondersitzung des Stadtrates forderte die CDU jedoch einen Finanzierungsplan und eine Auflistung der Folgekosten, zumal die Stadt die Gesamtkosten für das Unternehmen Bürgerhaus möglicherweise allein werde tragen müssen¹¹⁰.

In dieser Ratssitzung am 28. Februar prallten die Meinungsunterschiede denn auch hart aufeinander (Das Wortprotokoll füllt fast 30 Seiten). Am Schluss der Debatte stand die einstimmig gefasste Entscheidung, einen „Sonderausschuss Bürgerhaus“ und eine Projektgruppe Bürgerhaus der Verwaltung zu bilden. Im Übrigen wurde Architekt Haas die Planung übertragen¹¹¹.

Die Baukosten gab die Verwaltung mit rund 14 Millionen, die Folgekosten mit einer weiteren Million an¹¹².

An diesen hohen Folgekosten rieb sich in der Folge weiterhin die CDU-Fraktion¹¹³. Im Herbst 1977 kam es zum Eklat als die Politiker sich über den Raumbedarf der Volkshochschule auch nach mehrfachen Zusammenkünften nicht einigen konnten¹¹⁴.

Erst in der Oktobersitzung konnte der Stadtrat mit einer Stimme Mehrheit den Frühjahrsbeschluss bekräftigen, das also das Bürgerhaus gebaut werde¹¹⁵.

Im November 1977 teilten Politiker und Stadtverwaltung auf einer Bürgeranhörung im Canisiushaus mit, dass die Gesamtgestaltung des Wilhelm-Hamacher-Platzes einschließlich Bürgerhaus, Tiefgarage und Fußgängerzone runde 20 Millionen Mark verschlingen werde¹¹⁶.

Erst kurz vor Weihnachten wurde klar: Am 2. Januar 1978 sollen die Arbeiten am Wilhelm-Hamacher-

Platz anlaufen. Der Beginn wird symbolisch mit einem ersten Spatenstich an der Tiefgarage (für 350 Fahrzeuge) begangen¹¹⁷.

„Küz“ als zweites Bürgerhaus?

Anders als im Bereich der Altstadt gab es schon im Vorfeld der Bemühungen, für Sieglar den langersehnten größeren Versammlungsraum zu bekommen, mit harten Bandagen geführten Auseinandersetzungen unter den beteiligten oder angesprochenen Interessengruppen. Waren es in der City vor allem die Politiker, die sich gegenseitig die Zähne zeigten, muckten in Sieglar die Nutznießer eines neuen Saales mächtig auf. Die Ortsvereine wehrten sich vor allem dagegen, den Saal der „Küz“ wieder aufzupäppeln, weil „aus der Scheune nie was werden könnte“. Sie forderten eine Mehrzweckhalle¹¹⁸.

Diesen Vorstellungen zum Trotz legte die Stadtverwaltung im Mai 1977 einen Plan zum Umbau des Küzsaales vor. Der vorgesehene Raum sollte 500 Personen fassen¹¹⁹.

Der Plan fand Zuspruch beim Landeskonservator, der sich uningeschränkt für den Erhalt der historischen Gaststätte mit Saal aussprach¹²⁰.

Obwohl es für die „Küz“ neben den Politikern weitere gewichtige Fürsprecher gab, brachten die Vereine im Juni den Saal Bornheim an der Larstraße und das Krankenhausareal (z. Z. Bundesgrenzschutzschule) ins Spiel¹²¹.

Als im August jedoch ein Fachmann feststellte, dass die Statik des Küz'schen Saales im Gegensatz zu vielfachen Befürchtungen keinen Anlass zur Besorgnis gebe und die Feuchte im Saal aus undichten Stellen im Dach resultiere, schien sich das Blatt zugunsten eines Umbaus dieser historischen Versammlungsstätte zu wenden, zumal die erheblich geringeren Baukosten einen schnelleren Baubeginn versprachen¹²².

108 RSA v. 13. 12. 1977; RSR v. 13. 12. 1977; GA v. 14. 12. 1977.

109 RSR v. 24. 1. 1977; RSA v. 24. 1. 1977.

110 RSR v. 19. 2. 1977; RSA v. 23. 2. 1977.

111 Protokolle der Ratssitzungen 1977 (Protokolle 77), S. 78–106; RSA v. 2. 3. 1977.

112 RSR v. 25. 3. 1977; RSA v. 26. 3. 1977.

113 RSA v. 27. 4. 1977; GA v. 28. 4. 1977.

114 RSR v. 1. 10. 1977.

115 RSA v. 5. 10. 1977; GA v. 6. 10. 1977.

116 RSA v. 23. 11. 1977; RSR v. 25. 11. 1977.

117 RSR v. 16. 12. 1977; RSA v. 22. 12. 1977.

118 RSA v. 28. 1. 1977; Anzeiger v. 27. 1. 1977, RSR v. 17. 2. 1977 u. 16. 5. 1977; RSA v. 9. 5. 1977.

119 RSR v. 31. 5. 1977; RSA v. 3. 6. 1977.

120 RSA v. 4. 6. 1977; RSR v. 4. 6. 1977; GA v. 8. 6. 1977.

121 RSA v. 25. 6. 1977.

122 RSA v. 25. 8. 1977.



Den „Zur Küz“ gehörenden einstigen Saal, in den 70er Jahren als Lager genutzt, favorisierte die Politik als künftigen Treff der Sieglarer



So sieht der Eingang zum Sieglarer Bürgerhaus heute aus



Auch das einstige Sieglarer Krankenhaus, 1976 Bundesgrenzschutzschule, wurde als Standort für das Sieglarer Bürgerhaus diskutiert

Als zweiten religiösen Treffpunkt (nach dem Pastor-Böhm-Haus) konnten die Sieglarer am 15. Mai das evangelische Gemeindezentrum an der Ecke Flachten-/Grabenstraße in Betrieb nehmen. Die Pläne für das 2,8 Millionen Projekt stammten noch aus dem Jahre 1970¹²³.

Im Dezember 1977 verabschiedeten sich nach über 80jähriger segensreicher Aktivität die Schwestern des Ordens der Augustinerinnen von Neuss von ihrem bisherigen Wirkungskreis am St. Johannes-Krankenhaus in Sieglar¹²⁴.

So wie die „Küz“ als Bürgerhaus blieb den Politikern auch die Ersatzlandstraße 332 auf der Tagesordnung erhalten. Im März 1977 nahm die SPD-Fraktion einen neuerlichen Anlauf, die Landesregierung für einen vordringlichen Ausbau der Umgehungsstraße für Eschmar und Sieglar zu erwärmen. Gedacht war an einer Teilhabe am Konjunkturförderungsprogramm¹²⁵.

Anfang des Jahres ließ das Bundesbahn-Betriebsamt die Stadt wissen, dass die Bahn am Haltepunkt Spich nicht rütteln wolle¹²⁶.

Ebenfalls im Januar 1977 teilte die Rhein-Sieg-Verkehrsgesellschaft mit, sie werde im Laufe des Jahres die Bahnlinie von Sieglar nach Wahn aufheben. Die Bahn ins „Wahner Lager“ existierte seit 1920¹²⁷.

Mit dem Erwerb des Hauses Heep, der alten Wegezollstelle an der Köln-Frankfurter-Straße in Spich, im Jahre 1975 handelte sich die Stadt das Problem ein, dieses historische Bauwerk der Nachwelt zu erhalten. Nach einer Bestandsaufnahme entwickelte die Stadt deshalb Restaurierungspläne. Die erforderlichen Gelder sollten im Etat 1978 bereitgestellt werden¹²⁸.

Im Juni 1977 wurde jedoch klar, dass die Stadt die Verantwortung weitergeben konnte. In der „Wirtschafts-Gesellschaft“ fand sie einen Partner, der im Haus Heep einen Gastronomiebetrieb aufziehen wollte. Diese Gesellschaft geriet jedoch in wirtschaftliche Turbulenzen¹²⁹. Zum Jahresende 1977 erklärten die künftigen Betreiber aber, die weitere Finanzierung des Ausbaus sei gesichert¹³⁰.

Kultusminister sagte schließlich Ja

Die Überlegungen, an verschiedenen Troisdorfer Schulen den Ganztagsbetrieb einzuführen, fasste der

123 GA v. 12. 5. 1977 u. 17. 5. 1977; RSA v. 12. 5. 1977; RSR v. 11./12. 5. 1977 u. 13. 5. 1977.

124 RSR v. 10. 12. 1977; Extra-Blatt v. 16. 12. 1977.

125 RSR v. 21. 3. 1977; RSA v. 1. 4. 1977.

126 RSR v. 5. 1. 1977.

127 RSA v. 5. 1. 1977.

128 RSA v. 8. 1. 1977.

129 RSA v. 3. 6. 1977.

130 RSA v. 17. 12. 1977.



Hans Jaax stand seit der Kommunalwahl von 1975 dem Stadtrat vor

städtische Schulausschuss im Februar in erste Beschlüsse¹³¹. Gleichzeitig wehrte sich jedoch der überwiegende Teil der Elternschaft gegen einen Ganztagsunterricht am Gymnasium Sieglar¹³².

In einer wenig später durchgeführten neuerlichen Umfrage votierte das Gros der Eltern, deren Kinder das Sekundarstufenzentrum Sieglar besuchen, jedoch für den Ganztagsunterricht¹³³.

Hauptschule ja, Gymnasium nein. So entschied Kultusminister Jürgen Girgensohn die Ganztagschulfrage im Juni¹³⁴. Wenig später änderte der NRW-Kultusminister seine Meinung. Zur Silberjubiläumsfeier der Stadt brachte Ehrengast Minister Diether Dencke nämlich die von seinem Kollegen Girgensohn unterzeichnete Genehmigung für den durchgehenden Ganztagsunterricht im Schulzentrum mit. Danach

durfte der Unterricht zusätzlich nachmittags stufenweise auch am Gymnasium eingeführt werden¹³⁵.

Am 1. September 1977 wurde daraufhin im Schulzentrum an der Edith-Stein-Straße in Sieglar als erstem Schulkomplex im Rhein-Sieg-Kreis der Ganztagsunterricht praktiziert. Betroffen waren rund 1100 Kinder. Die Teilnahme am gemeinschaftlichen Mittagessen blieb freiwillig. Die Essensmarke kostete 2,50 Mark, für ein zweites und drittes Kind 2,- bzw. 1,50 Mark¹³⁶.

Am ersten gemeinsamen Essenfassan in der Schule nahmen 650 Ganztags Schüler teil¹³⁷.

Um eine Versorgung mit gutem Wasser bis über die Jahrtausendwende garantieren zu können, nahm die Stadt am 5. Dezember 1977 das Wasserwerk auf dem Telegrafenberg, unweit des Forsthauses, in Betrieb¹³⁸.

Mitte Februar öffnete das neue Internationale Zentrum Troisdorf (IZT) im Hause Hippolytusstraße 11 seine Pforten¹³⁹. Die offizielle Eröffnung sollte jedoch erst am 30. April 1977 erfolgen. Zuvor wollte sich der „vorläufige Arbeitskreis für ausländische Einwohner“ mit den Nachbarn unterhalten, die sich schon schriftlich bei Stadtdirektor Gerhardus über unerträglichen Lärm und andere Belästigungen beschwert hatten¹⁴⁰.

Am 30. April kam es, wie geplant, zur offiziellen Eröffnung¹⁴¹. Aber auch in der Folgezeit häuften sich die Klagen über viel Lärm. Zudem bereiteten die Kosten des Unternehmens Sorgen¹⁴².

Schon beim Richtfest am Krankenhausneubau Mitte März versicherte der Orden der Franziskanerinnen in Olpe den zur Feier erschienenen Offiziellen, sie würden auch weiter am Standort Troisdorf bleiben¹⁴³.

Es sollte ursprünglich größer und repräsentativer werden, aber bedingt durch die allgemeine wirtschaftliche Situation legte die Dynamit Nobel AG im ersten Jahresdrittel 1977 eine stark abgespeckte Version des Planes für ein neues Verwaltungsgebäude auf dem Gelände Kölner-/Ecke Sieglarer-Straße vor¹⁴⁴.

Im Juni 1977 konnte die Stadt den Abschluss der Arbeiten am Sekundarstufenzentrum Sieglar feiern und der Schulkomplex offiziell seiner Bestimmung übergeben werden¹⁴⁵.

131 RSA v. 17. 2. 1977.

132 Ebd.; RSA v. 18. 2. 1977; RSR v. 19. 2. 1977.

133 RSA v. 2. 3. 1977.

134 GA v. 16./17. 6. 1977.

135 GA v. 21. 6. 1977.

136 RSR v. 5. 8. 1977; RSA v. 10. 8. 1977; GA v. 11. 8. 1977.

137 RSR v. 2. 9. 1977; RSA v. 2. 9. 1977.

138 RSA v. 7. 12. 1977; GA v. 13. 11. 1977.

139 RSR v. 15. 2. 1977.

140 RSA v. 30. 3. 1977.

141 RSA v. 2. 5. 1977.

142 RSR v. 22. 9. 1977.

143 RSA v. 1. 3. 1977 u. 16. 3. 1977; RSR v. 17. 3. 1977.

144 RSA v. 7. 3. 1977; GA v. 8. 3. 1977; RSR v. 9. 3. 1977.

145 GA v. 13. 6. 1977; Extra-Blatt v. 22./23. 6. 1977.

Zur Entlastung der beiden vorhandenen Realschulen beschloss der Stadtrat, zum 1. August 1978 eine dritte einzurichten. Sie sollte vorerst in der Schule Blücherstraße ihren Unterricht aufnehmen, sobald aber das Sekundarstufenzentrum Oberlar fertig wäre, dahin übersiedeln¹⁴⁶.

Drei Tage Jubiläumsfeier

Das Silberjubiläum der Stadt hatte schon vor Monaten seine Schatten voraus geworfen. Jetzt, ab März 1977, stand fest: Man wollte drei Tage lang das denkwürdige Ereignis der Stadterhebung feiern und im Mittelpunkt sollte am Samstag, 17. Juni ein Volksfest an der Burg Wissem stehen¹⁴⁷. Verbunden wurde das Fest mit der Eröffnung des Aggerstadions¹⁴⁸, nachdem eine große Inspektion Wochen zuvor ergeben hatte: Die Sportanlage ist fertig¹⁴⁹.

Zu den Festtagen wehten Fahnen von 27 Nationen an der Burg, vor der Bürgermeister Hans Jaax nach gelungenem Fassanstich Bier zu Preisen wie vor 25 Jahren feilbot¹⁵⁰.

Im April konstituierte sich in Troisdorf ein Ortsverband „Pro Familia“. Sein Ziel: Aufbau einer Beratungsstelle für in Konflikt geratene Schwangere¹⁵¹. Am 25. November 1977 eröffnete die Beratungsstelle am Pfarrer-Kennemich-Platz ihre Türen¹⁵².

In die Diskussionen um den Ausbau von Haus Broich in Spich mischte sich im Mai der Vorschlag, dem Treff einen Saal anzugliedern, um so – wie in Sieglar – ein seit Jahren bestehendes Manko in diesem Stadtteil auszugleichen¹⁵³. Aus diesem Vorschlag wurde ein „Gutachtenverfahren“, das der Troisdorfer Architekt Tony Kneutgen für sich entscheiden konnte. Er schlug ein „sozialkulturelles Zentrum“, sprich ein Bürgerhaus vor, das in direkter Nachbarschaft zum Haus Broich gebaut werden sollte. Kosten: Rund drei Millionen Mark¹⁵⁴.

Durch den Ausbau des Kellers gelang es inzwischen im Haus Broich noch mehr Platz zu schaffen. Unter diesem Aspekt stimmte der Stadtrat im Oktober der Umwandlung des Jugendzentrums in ein „Haus der offenen Tür“ zu¹⁵⁵.

Wenig später mussten die Politiker erkennen, dass im Haus Broich nicht alles nach Plan lief. Rivalisierende Jugendgruppen hatten das leerstehende, frühere Bauernhaus neben dem Herrnsitz, das auch einmal restauriert und nutzbar gemacht werden sollte, nach ihren Gesichtspunkten „bewohnbar“ gemacht. Als die Politiker alarmiert, sich die Sache ansahen, meinte Bürgermeister Hans Jaax zornig: „Das Haus können wir abreißen.“¹⁵⁶

Angesichts der Tatsache, dass die Stadt mit dem Bürgerhausbau in der City noch nicht begonnen hatte, schob der Stadtrat eine Entscheidung zum Kneutgenplan vor sich her¹⁵⁷.

Der Begriff „Stadtkernsanierung“ geisterte schon etliche Jahre durch die politischen Gremien und Treffs der Kaufleute. Aber lange blieb undefiniert, was man eigentlich unter Stadtkern zu verstehen wünschte. Schon die Festlegung auf das Gebiet zwischen Hippolytusstraße und Ravensberger Weg löste Gegenstimmen aus¹⁵⁸.

Als die SPD-Fraktion vorschlug, das Stadtzentrum in acht Schwerpunktgebiete einzuteilen, half auch dieser Plan nur bedingt weiter¹⁵⁹.

Auch die Pläne für Fußgängerzonen kurbelten die Sanierung nicht an. Dennoch wollte man am Samstag, 3. Dezember einen ersten Großversuch starten und die Kölner Straße vom Ursula-Platz bis zur Wilhelmstraße nur Fußgängern vorbehalten¹⁶⁰.

Der Test wurde allgemein als voll gelungen eingestuft¹⁶¹.

Trotzdem mahnte man allenthalben zur Vorsicht und vor übereilten Schlussfolgerungen. Immerhin versprach die Stadtverwaltung: Bis 1981 gibt es in Troisdorf Fußgängerzonen¹⁶².

Bleibt fürs Jahresende den Tod zweier bedeutsamer Kommunalpolitiker zu beklagen. Am 8. Dezember erlag Vizebürgermeister Erich Gärtner, der sich enorme Verdienste um die Reprivatisierung Altenraths erworben hatte, einem zweiten Herzinfarkt¹⁶³ und am 18. Dezember starb Jakob Küpper, von 1961 bis 1964 Bürgermeister von Sieglar und über 20 Jahre Ortsvorsteher von Kriegsdorf, im Alter von 78 Jahren¹⁶⁴.

146 RSA v. 22. 12. 1977; Anzeiger v. 23. 12. 1977.

147 RSR v. 10. 3. 1977 u. 26. 5. 1977.

148 RSA v. 18./19. 6. 1977; RSR v. 18./19. 6. 1977.

149 RSA v. 1. 6. 1977.

150 RSA v. 18./19. 6. 1977; RSR v. 18./19. 6. 1977; GA v. 18./19. 1977.

151 RSA v. 20. 4. 1977; Rhein-Sieg-Post v. 21. 4. 1977; RSR v. 1. 7. 1977.

152 Extra-Blatt v. 24. 11. 1977; RSA v. 28. 12. 1977.

153 RSA v. 28. 5. 1977.

154 RSA v. 15. 10. 1977; RSR v. 15. 10. 1977.

155 RSR v. 20. 10. 1977.

156 RSA v. 29. 10. 1977.

157 RSA v. 25. 11. 1977.

158 RSA v. 25. 4. 1977.

159 RSA v. 15. 6. 1977.

160 RSA v. 26. 10. 1977 u. 9. 11. 1977.

161 RSA v. 5. 12. 1977 u. 7. 12. 1977.

162 RSA v. 15. 12. 1977.

163 RSR v. 9. 12. 1977; GA v. 9. 12. 1977; RSA v. 9. 12. 1977.

164 RSR v. 21. 12. 1977.

Pflanzen beleben Troisdorfer Dächer

Thomas Petruszek

Wer sein Dach begrünt, gibt der Natur und sich selbst zumindest einen Teil zurück, den er ihr zuvor beim Hausbau genommen hat, nämlich ihr grünes Pflanzenkleid. Dieser ökologische Aspekt ist für die meisten Bauherren jedoch nicht der alleinige Grund, ein begrüntes Dach ausführen zu lassen, sie wissen auch um die anderen Vorzüge, die ein begrüntes Dach zu bieten hat. Das Dachgrün puffert die starken Temperaturunterschiede von -20 bis $+80$ Grad, denen Flachdächer ausgesetzt sein können, erheblich ab und verlängert dadurch die Lebenszeit einer Flachdachabdeckung um Jahrzehnte.

Weitere Vorteile sind eine verbesserte Schalldämmung, die Rückhaltung von Regenwasser, die Bindung von Staub- und Schadstoffen und nicht zuletzt vermag der ästhetische Anblick eines begrüntes Daches zu überzeugen. Desweiteren verhilft die wasser- und wärmespeichernde Substratschicht zusammen mit der Bepflanzung zu einem ausgeglichenen Kleinklima in der Stadt, aber auch unmittelbar in dem mit einem Gründach versehenen Gebäude. Diese Erfahrung machten gerade im vergangenen heißen so genannten Jahrhundertssommer 2003 der Troisdorfer Dachdeckermeister Josef Schnüttgen in der Maarstr. 25 in Spich und der Planungsamtsleiter der Stadt Troisdorf Herr Claus Chrispeels. Während andere unter ihren Dächern schwitzten und Ventilatoren bedienen mussten, konnte Herr Schnüttgen in seinem dachbegrüntem Büro- und Lagerraum bei angenehm kühlen Temperaturen seiner Arbeit nachgehen und Herr Chrispeels in der Bonhoeffer Straße 15 in Friedrich-Wilhelms-Hütte seinen Feierabend in einer wohl temperierten Wohnung genießen. Wenn also ein Troisdorfer Dachdeckermeister und der Planungsamtsleiter der Stadt Troisdorf mit gutem Beispiel vorangehen, verwundert es nicht, dass die Stadt Troisdorf in den vergangenen zwei Jahrzehnten einen erheblichen Zuwachs an begrünten Dächern, Garagen und Fassaden zu verzeichnen hatte. Allein von der Dachdeckerei Schnüttgen wurden in dieser Zeit 12 begrünte Dächer in Troisdorf errichtet. Dies lag auch zum Teil daran, dass die Stadt Troisdorf solche Aktivitäten durch verschiedene Förderprogramme bezuschusste. So erhielt z.B. der Dachdeckermeister Herr Schnüttgen neben einem Zuschuss von der Stadt Troisdorf von 1500,- DM auch einen Anerkennungspreis von weiteren 500,- DM in der Sitzung

des Preisgerichtes für den Wettbewerb „Grünes Troisdorf“ am 05.10.1987 zuerkannt.

In dieser Sitzung wurden weitere Troisdorfer Bürger und Institutionen für ihre Dachbegrünungen mit Preisen ausgezeichnet wie z. B.:

- Familie Klaus Hemmersbach in der Königsberger Str. 7 mit einem Preis in Höhe von 1500 DM u. a. auch für die Anlage eines dachbegrüntes Freisitzplatzes
- Die Kreissparkasse Siegburg Ecke Cecilienstr./Kölner Str. bekam für eine ca 350 qm große begrünte Dachlandschaft einen Sonderpreis von 1000,- DM
- Die Biologielehrerin des Gymnasiums Troisdorf Sieglar Frau Klinker erhielt ebenfalls einen Sonderpreis in Höhe von 500,- DM weil sie u. a. in Zusammenarbeit mit Schülergruppen auch eine Dachbegrünung durchführte.

Die Entstehung seines Daches und wie sich die 1987 von Herrn Schnüttgen durchgeführte Dachbegrünung bis zum Sommer 2003 entwickelt hat, ist auf den



1. Frühjahr 1987. Dachdeckermeister Josef Schnüttgen dichtet sein Dach in Spich ab

Fotos 1 bis 3 zu verfolgen. Foto 1 zeigt das im Frühjahr 1987 abgedichtete Dach des Büro- und Lagergebäudes von insgesamt 180 m². Das Foto 2 zeigt das fertig gestaltete Dach mit den ausgebrachten Pflanzen und einigen Findlingen im September 1987. Neben vier Wacholderbüschen wurden verschiedene



2. Das Dach von Josef Schnüttgens Büro und Lager nach der Fertigstellung im September 1987

Erika-Arten wie Besenheide, Glockenheide, Frühlingsheide und Grasarten wie Blauschwengel, Perlgras aber auch Sedumarten wie Weiße- und Felsen Fetthenne, Milder- und Fetter Mauerpfefter aber auch Mahonie und Dachwurz gepflanzt. Die den Dachrand entlanglaufende Kiesschicht wurde aus Brandschutzgründen zu den angebauten Nachbargebäuden ausgebracht. 16 Jahre später zeigt sich auf



3. Sommer 2003. Der Entwicklungsstand des Daches in der Maarstraße 25 nach nunmehr 16 Jahren

Foto 3 welche Entwicklung die Dachvegetation genommen hat. Mittlerweile hat sich auf dem Dach seines Büro- und Lagergebäudes ein richtiger Dschungel entwickelt, wobei die Vegetation auf dem Dach eine Eigendynamik entfaltet hat, die ursprünglich nicht so geplant war.

Viele der ursprünglich gesetzten Pflanzen wie z. B. die Erika-Arten sind durch andere Pflanzen verdrängt worden, andere hingegen haben sich behaupten können und prächtig entwickelt. Deutlich zu se-

hen ist dies an den vier Wachholdern die mittlerweile über zwei Meter hoch sind oder an den Mahonien wie auch am Blau- und Perlgras und einigen Sedumgewächsen. Die Findlinge sind mittlerweile überwuchert und nicht mehr zu sehen. Zu den neuen Pflanzen gehören diejenigen, die sich selbst ausgesät haben wie deutlich links im Bild 3 zu sehen eine Kiefer, die selbst schon die Wachholder übergipfelt hat. Andere Neulinge, denen es auf dem Dach von Herrn Schnüttgen sehr gefällt, sind z. B. Efeu, Schnittlauch, Walderdbeere, Lavendel, Johanniskraut, Fuchsgreiskraut und Origano, um nur einige zu nennen. Von diesem Erfolg ermutigt – immerhin ist das Dach seit nunmehr 16 Jahren dicht – hat auch die Tochter von Herrn Schnüttgen, die in 2003 nebenan einen Neubau errichtet hat, eine begrünte Dachterrasse angelegt.

Wer es auf seinem Dach gerne übersichtlich mag, muss einen gewissen Pflegeaufwand in Kauf nehmen, damit sich auf seinem Dach nicht ungebetene Gäste aussähen, die z. B. durch Anflug, Aufschlag oder Anschiss (dies ist der Fachausdruck für die Verbreitung von Samen über Vogelkot) auf sein Dach gelangen. Diesem Pflegeaufwand unterzieht Herr Chrispeels sein ca. 200 m² großes begrüntes Flachdach (siehe Foto 4). Da sein Haus dicht von zahlreichen Bäumen umstanden ist, die sich natürlich auch auf seinem Dach versamen, geht er zweimal im Jahr auf das Dach und befreit es von Buchen-, Birken- und Kirschensämlingen aber auch Disteln.

Man muß nicht unbedingt das gesamte Dach eines Hauses begrünen, auch kleine Flächen, wie sie z. B. Garagendächer darstellen, können und sind im Laufe der Jahre in Troisdorf begrünt worden, wie z. B. das Garagendach von Familie Cholewa im Birnengarten 1. Familie Cholewa kam in den Genuß eines weiteren Förderprogrammes der Stadt Troisdorf, das in den neunziger Jahren unter der Bezeichnung „Umweltgerechtes Bauen“ aufgelegt wurde. Dieses Programm förderte u.a. auch Dachbegrünungsvorhaben mit einem Betrag von 1000 DM. Mit einem Materialkostenaufwand von insgesamt 2024 DM richtete Herr Cholewa seine Garagenbegrünung im Jahre 1999 in Eigenleistung her. So wurde auf seinem Garagendach, das er zuvor mit einem Flies und einer Wurzelschutzfolie abgedichtet und anschließend mit einer 8 cm starken Blähtonenschüttung bepackt hatte, eine reine Sedumgesellschaft angesiedelt, die sich im Jahre 2003, wie auf dem Foto 5 sichtbar, präsentierte.

Eine weitere Möglichkeit Ausgleich für versiegelte Flächen zu schaffen zeigt die Initiative des Blumenhauses Becker in der Kölner Straße. Statt, wie sonst für Jubiläumsfeiern üblich, Geld für Konfetti, Luftballons und andere kurzfristige Belustigungen auszugeben, wollte Herr Becker ein Projekt zur Arter-



4. Der Leiter des Planungsamtes der Stadt Troisdorf Claus Chrispeels auf dem Dach seines Hauses an der Bonhoeffer-Straße in Friedrich-Wilhelms-Hütte

haltung initiieren und wandte sich mit seinem Anliegen an den Dipl. Biologen beim Baubetriebs- und Umweltamt Herr Petruszek. Dieser machte den Vorschlag, einen dachbegrüntes Fahrradunterstand an der Kindertagesstätte Evry-Str. gemeinsam mit anderen Sponsoren zu errichten und zu begrünen. Den Löwenanteil für den bedachten Fahrradunterstand stiftete das Blumenhaus Becker. Das Baubetriebs- und Umweltamt der Stadt Troisdorf stellte das Substrat und die Sprossensaat zur Verfügung. Weitere Sponsoren waren die Zimmerei Mandt aus Niederkassel, die einen Teil des Unterbaus für den Fahrradunterstand stiftete und ein alter Bekannter, der Dachdeckermeister Schnüttgen, diesmal vertreten durch den Junior Klaus Schnüttgen, der die Dacheindeckung stiftete. Das Foto zeigt die Herren Becker, Schnüttgen jun. und Petruszek bei der Ausbringung des Substrates und dem Setzen einiger Sedumgewächse am 10.09.2002.



5. Das Sedumdach auf der Garage von Ralf Cholewa, im Birnengarten 1. in Troisdorf-Eschmar

Anlegung der Dachbegrünung auf dem Fahrradunterstand des Kindergartens Evrystraße anlässlich des Presetermins am 10.9.02. Die Herren Becker, Petruszek und Schnüttgen (v.l.n.r.)



100 Jahre Kunststoffe aus Troisdorf

– 1905 begann in Troisdorf das Kunststoff-Zeitalter –

I. Teil

Matthias Dederichs

Die Ausgangsbasis

Als Emil Müller 1887, bei Beginn seiner Tätigkeit als Generaldirektor der Rheinisch-Westfälischen Sprengstoff AG (RWS) in Troisdorf das neue Werk aufbaute, war sein Bestreben, den Bergwerken eine Sprengkapsel zu liefern, die die Arbeit am und im Berg und im Tiefbau zu erleichtern. Er hatte für einen Zusatz beim Dynamit ein englisches Patent erhalten, durch das er die Temperatur bei der Explosion verringerte und sie wetterunabhängig machte. Es war eine geniale Erfindung, die auch Alfred Nobel anerkannte. Müller hat mit dieser Idee der Verbesserung des Abbaus von Erz und anderen Materialien wert-

volle Hilfen im Bergbau geleistet und auf dieser Grundlage sein Werk in Troisdorf aufgebaut. Dazu schuf er ab 1887 eine Zündhütchenfabrik und eine Metallwerkstatt zur Herstellung der Sprengkapseln. Schon 1889 folgte eine Schießpulverfabrik als Erweiterung des eigenen Betriebs. Hier wurde das **Troisdorfer Pulver** entwickelt, das für Jägerkreise, Sportschützen und für weitere zivile Nutzungen gedacht war. Hauptabnehmer der Produktion waren deshalb auch Bergwerke im In- und Ausland sowie Sport-, Schieß- und Schützenvereine. Erst mit der Nitrierung der Cellulose durch Salpeter- und Schwefelsäure gab es dann eine neue Basis der Herstellung von Sprengstoff über die so genannte Schießbaumwolle oder Nitrocellulose. Müller ließ eine Anlage zur Herstellung der Nitrocellulose 1890 in Troisdorf bauen. Das Grundprodukt **Cellulose** war aber nicht allein nur für die Sprengstoffherstellung geeignet, sondern galt auch als Ausgangsstoff für die Herstellung von Celluloid, das schon 1872 in Amerika von J. W. Hyatt produziert worden war.



Generaldirektor Emil Müller

Das Celluloid

Für die Herstellung des Grundstoffes, die Cellulose, wurden nichtspinnbare Abfälle der Baumwolle, die Linters, verwendet. Durch Beimischung von Salpeter- und Schwefelsäure und einer besonderen Behandlung hierbei wird Cellulose hergestellt. Um keine Härte aufkommen zu lassen, wird dem Gemisch ein Weichmacher, der Kampfer, beigemischt. Das Ergebnis ist dann das Celluloid, das durch Farbzusätze und Pigmente eine eigene Farbgrundlage erhält. Der Stoff wird durch Erhitzung auf 80 °C plastisch und ist dann press- und formbar. Auf dieser Grundlage können dann die Celluloidfabrikate hergestellt werden, so wie schon seit 1872 in Amerika. Um die Reinheit des Celluloids zu verbessern hat man später die Baumwollabfälle durch Holz-zellstoff ersetzt und so hervorragende Qualitäten des Celluloids erhalten.



Lageplan von 1901 mit Ergänzungen bis 1914

Der Anfang der Celluloid-Produktion in Troisdorf

Um die Jahrhundertwende war die Belegschaft in Troisdorf auf 486 Männer und Frauen gestiegen. Gemessen an den 65 Mitarbeitern bei Beginn der Sprengkapselproduktion war das Werk für die Bewohner der Ortschaften der näheren Umgebung ein bedeutender Arbeitgeber geworden. Die Hinwendung Müllers zum Celluloid über den sowieso vorhandenen Ausgangsstoff der Cellulose mit seiner Umwandlung zur Kollodiumwolle war ein Weg, eine neue Produktion aufzubauen und weiteren Männern und Frauen Arbeit zu geben. Mit seiner vorausschauenden Idee, die 1903 begann, stellte er sein



Celluloid-Knetwerk



Kaiserstraße um 1910

Werk auf eine zweite Säule und erschloss damit einen neuen Markt, der schon in Amerika viel versprechend begonnen hatte. Nach erfolgreichem Abschluss der Versuchsphase wurde die erste Celluloidfabrik in Deutschland am 4. März 1905 in Betrieb genommen. Hergestellt wurden im ersten Jahr mit zwei Zentrifugen 25 to Collodiumwolle als Grundstoff der Produktion. Damit war dem Standort Troisdorf eine Weiterentwicklung gegeben, die bis heute anhält. Halbprodukte waren Platten, Stäbe und Rohre aus dem Rohcelluloid, die dann an Weiterverarbeitungsbetriebe verkauft wurden. Diese Firmen verarbeiteten die Halbprodukte zu Spielwaren, Puppen, Kämmen, Toilettegegenständen und zu Gehäusen für Accumulatoren und Absperrungen. In den nächsten Jahren wurde der Troisdorfer Celluloid-Rohstoffbetrieb weiter ausgebaut und weiter entwickelt und war bald der größte und am besten eingerichtete Celluloidbetrieb in Europa.

Noch im gleichen Jahr 1905 war im Laboratorium des Werks ein neuer Kunststoff entwickelt worden, das **Cellon**. Bei diesem Kunststoff war der Cellulose so genanntes Sekundärcetat beigemischt worden. Damit war ein celluloidähnliches Material vorhanden, das mit dem neuen Namen als Handelsname der RWS eingeführt und als Produkt verkauft wurde. Im Gegensatz zum Celluloid war Cellon ein schwer entflammbarer Kunststoff. Die Acetylcellulose wurde auch für Lacke verwendet und am Markt eingeführt.

Die Entwicklung des neuen Kunststoffs Cellon war das erste, von RWS in eigenen Labors getestete und 1911 auf den Markt gebrachte Halbprodukt. Aus Cellon sind Tafeln, Rollen, Stäbe, Fäden und Rohre sowie Mehrschichtplatten hergestellt worden, aus denen dann für die unterschiedlichsten Zwecke die Endprodukte gefertigt wurden.

Mit den beiden Kunststoffproduktionen belieferte RWS einen in der Umstellung begriffenen Markt, der sich erst nach und nach auf die Kunststoffan-



Celluloid-Puppen

wendung und -versorgung umstellte. Dabei gab es auch noch weitere Kunststoffprodukte, die von anderen Firmen in Konkurrenz zu Celluloid und Cello trat, z. B. Kautschuk, Vulkanfiber, Bakelite und Kunstharze.

Die Forschungen und Entwicklungen in Deutschland und in Troisdorf nahmen ein jähes Ende als am 1. August 1914 der I. Weltkrieg ausbrach. Im Werk der RWS musste jetzt die Celluloidfabrikation aufgegeben und das Verfahren der Herstellung von Colloidiumwolle wieder ganz auf Schießwolle umgestellt werden. Damit stand jetzt die Rüstungsproduktion im Vordergrund. Am Standort Troisdorf wurden riesige Produktionsanlagen für die Kriegsführung errichtet, mit Arbeitsplätzen für mehr als 16000 Beschäftigte.

Nach dem I. Weltkrieg

Schon ab Mitte Oktober 1918 war in Troisdorf und Umgebung das Ende des I. Weltkriegs erwartet worden. Zu diesem Zeitpunkt wurde die Demobilmachung eingeleitet. Jetzt erhielten die mehrere tausend Arbeiter und Arbeiterinnen aus Sachsen, Thüringen, Hessen, aus dem Mosel- und Eifelland, dem Sauer- und Bergischen Land sowie aus dem Elsaß den Rückkehrbefehl und fuhren vom Bahnhof Troisdorf in mehreren Schüben zurück in ihre Heimat. So hatten sie bald bis zum Waffenstillstandsdatum am 11. 11. 1918 die Werke der Rüstungsindustrie in Troisdorf verlassen. Schon ab 8.11.1918, dem Tag des Beginns der Waffenstillstandsverhandlungen, übernahmen Arbeiter- und Soldatenräte in Troisdorf

und Sieglar die örtliche Gewalt. Sie sorgten insbesondere für Ruhe und Ordnung in den Kommunen, regelten die Lebensmittelversorgung durch Kontrollen bei den beiden Gemeindeverwaltungen sowie bei der RWS und dem Eisen- und Walzwerk Louis Mannstaedt. Die in diesen Wochen heimkehrenden Truppen, die in ihre Heimatkasernen zurück befohlen worden waren, passierten in geordneten Marschkolonnen Troisdorf, Oberlar und Spich. Sie wurden wochenlang abends gepflegt und übernachteten in den verlassenen Massenunterkünften der Rüstungsarbeiter der Werke oder in Privatquartieren. Die Tätigkeit der Arbeiter- und Soldatenräte endete am 13./14. Dezember 1918 mit dem Einzug kanadischer Besatzungstruppen in Troisdorf und der Gemeinde Sieglar.

Zur Linderung der Not der Troisdorfer Bevölkerung überwies noch vor Weihnachten 1918 Freiherr Dietrich von Loe der Gemeinde ein Kapital von 45000,- Goldmark. Aus den Zinscinnahmen wurden Hilfsbedürftige von ehemaligen Kriegsteilnehmern bedacht. Eine Heimkehrfeier fand am 20. 7. 1919 an der ehemaligen Einsiedelei (Eremitage) auf dem Ravensberg statt. Die Gemeinde übergab allen ehemaligen Soldaten oder den Hinterbliebenen der Gefallenen eine Gedenkmünze. So waren alle Anstrengungen und Opfer für einen sinnlosen Krieg vergebens gewesen.

Der Waffenstillstand hatte zur Folge, dass die große Pulverfabrik vom 9. November 1918 ab nicht mehr in Betrieb war. Sie musste nach Inkrafttreten des Versailler Vertrages vom 20. 1. 1919 vollständig demontriert und abgerissen werden.



Abschälen der Celluloid-Tafeln

Ein neuer Anfang

Viele frühere Arbeitsplätze beim Werk waren durch die Demontage der Pulverfabrik und durch den Auftragsrückgang bei der Sprengkapselherstellung für den Bergbau verloren gegangen. Auch bei anderen Firmen, besonders beim Faconeisen-Walzwerk Mannstaedt, gab es keine neuen Arbeitsplätze. So war die Arbeitslosigkeit für die nächsten Jahre nach dem verlorenen Krieg vorgezeichnet.

In dieser Krise besann sich Generaldirektor Dr. Paul Müller seiner 1914 stillgelegten Celluloid- und Cellonproduktion. Die Fabrik konnte schon bald, wie oben beschrieben, 1920 mit der Arbeit beginnen. Hunderte zurückgekehrte Soldaten konnten auf einen Arbeitsplatz bei RWS hoffen, nicht nur in Troisdorf und der Bürgermeisterei Sieglar wohnende, sondern auch Arbeitslose aus Niederkassel, Siegburg, Lohmar und anderen Gemeinden des Siegkreises. Anfang 1920 waren in Troisdorf insgesamt 770 Personen (728 Männer und 42 Frauen) arbeitslos, Ende des Jahres nur noch 69 (67 Männer und 2 Frauen). Damit war der Verlust der Arbeitsplätze am Ende des 1. Weltkriegs wettgemacht und die Neuausrichtung des Werks in die Erweiterung und Produktion der Kunststoffe ein Segen für die Bevölkerung, besonders für die Männer. 1922 war schon wieder die Vorkriegsarbeiterzahl erreicht, 1924 gab es schon die dreifache Zahl Beschäftigter. So war die RWS zum Motor der Aufwärtsentwicklung in der ganzen Region geworden. Auch die beiden Kommunen, Troisdorf und Sieglar, sowie der Einzelhandel, die Handwerks- und die Zulieferbetriebe profitierten hiervon.

Bemerkenswert ist, dass diese positive Entwicklung in der Besatzungszeit und während der Rhein-Ruhr-Besetzung vom 11. Januar 1923 bis 31. 1. 1926 stattfand. In diesen Jahren hatte die französische Militärverwaltung mehrere Fabrikgebäude im Werk und die Arbeiter-Steinbaracken an der Mülheimer Straße (heute Fensterproduktbetriebe der HT-Tropplast AG – Profine GmbH) beschlagnahmt. In dem so genannten Arbeiter-Wohnheim waren Mannschaften, Pferde und Geräte untergebracht. Offiziere mit ihren Familien wohnten in neugebauten Wohnhäusern an der Emil-Müller-Straße. Außerdem entstand in Troisdorf in diesen Jahren ein weiterer Wohnungsbedarf und die Erschließung weiterer Wohngebiete im nahen Umfeld des Werkes waren nötig. In diesem Bereich arbeitete die Wohnungsfürsorge der RWS mit der am 29. September 1918 gegründeten „Gemeinnützigen Wohnungsbaugenossenschaft Troisdorf“ eng zusammen. So gab es 1925 nach einer Werksstatistik 225 betriebseigene Wohnungen für Arbeiter und Angeestellte.

Belastet waren diese Jahre allerdings durch die seit 1921 stetig ansteigende Inflation. Sie war hervorge-



Vordruck: RWS-Celluloidfabrik 1927

rufen durch die Tilgungen der Kriegsanleihen, die Zahlungen der Reparationen nach dem Versailler-Friedensvertrag, durch Finanzierung des passiven Widerstands während der Besetzung und der Kostenerstattungen bei der Rhein-Ruhr-Besetzung. Der Höhepunkt war im Oktober 1923 erreicht, als 1 Pfund Brot 800 Millionen und 1 Pfund Butter 20 Milliarden Mark kosteten. Morgens, vor Beginn der Frühschicht, erhielten die Ehefrauen, Mütter oder Schwestern an den Eingangstoren den Lohn ihrer Ehemänner, Söhne oder Brüder ausgezahlt, weil jeden Tag mittags der neue Geldkurs festgesetzt wurde. Am Vormittag konnte man so zum alten Kurs einkaufen.

In diesem Jahr 1923 erhielten die Gemeinde Troisdorf, die RWS und die Klöckner-Mannstaedt-Werke die Genehmigung, eigene Geldscheine als Gutscheine in Markwährung zu drucken und auszugeben. Abgelöst und damit die Inflation beendet wurde die Mark im November durch die Rentenmark und diese 1924 durch die Reichsmark. Danach gab es dann wieder bis zum Schwarzen Freitag am 25. 10. 1929 normale wirtschaftliche Bedingungen in Deutschland, die aber durch die o. g. Reparationszahlungen stark belastet waren.

Die ersten Troisdorfer Kunststoffe

Die Fabrikleitung in der Person von Dr. Paul Müller aktivierte sofort nach dem Waffenstillstand ihre Nichtrüstungsbetriebe, besonders die frühere Produktion des stillgelegten Collodium- und Cellonbetriebes. Hierfür benutzt wurde das Nitrierhaus KS 15, das nicht zurückgebaut werden musste. Damit war eine wertvolle Anlage für die Wiederaufnahme

der Grundstoffproduktion vorhanden, die den Celluloid- und Cellonhalbfabrikaten Auftrieb gab. Es war auch die Geburtsstunde einer eigenen **Kunststoffabrik** in Troisdorf (Kufa).

Die rasche Entscheidung von Generaldirektor Paul Müller ist weitsichtig von einem anderen, **Dr. Gustav Leysieffer**, vorbereitet worden. Er hatte in München und Berlin Chemie studiert und musste nach einer schweren Erkrankung als Soldat 1915 den Militärdienst aufgeben. Bei RWS übernahm er die Stelle eines Assistenten beim Leiter des Nitrocellulosebetriebes. Er war ein Kenner und Forscher der Cellulose-Chemie und der richtige Mann, die Umstellung der Cellulose-Produktion auf die Celluloid- und Cellonproduktion vorzunehmen. Ihn beauftragte Dr. Müller nach dem Krieg mit dem Aufbau und der Einrichtung eines Kunststofflabors. Hier entwickelte er dann 1921 das weltweit bekannte und eingeführte Grundprodukt der künftigen Kunststoffherzeugung unter dem Namen **Trolit**. Es war ein auf der Nitrocellulose aufbauendes Gemisch, dem mineralische Füllstoffe zugesetzt worden waren. Mit dem neuen Kunststoff konnten die großen Vorräte an Nitrocellulose im Werk aus der Kriegsproduktion einer sinnvollen weiteren Verarbeitung zugeführt werden.

Die Herstellung selbst wurde im vor Jahren neugebauten zentralen Speisesaal begonnen, weil die Pulverfabrik vollständig abgerissen worden war. Doch die französische Besatzung, die 1920 den Speisesaal beschlagnahmt hatte, gab diesen nicht zurück. So musste eine neue Produktionsstätte in Verbindung mit noch vorhandenen Gebäuden auf dem Gelände der Pulverfabrik für mehr als 40000,- RM gebaut werden. Für die Produktion selbst wurden drei Arten des Rohstoffs hergestellt, das Trolit F, das Trolit W und später das Trolit B. Das Trolit F war eine Fortentwicklung des Cellon als Strangpressmasse, Trolit W eine Spritzgussmasse. Diese Arten waren die erstmalig produzierten thermoplastischen Kunststoffe, die auch Spritzgussmassen waren. Für die Herstel-



Roh-Phenolharz

lung selbst waren besonders konstruierte Pressen und Spritzmaschinen (Extruder) nötig. Sie wurden auf Anregung und in Kenntnis technischer Zusammenhänge von Dr. Leysieffer zur Entwicklung vorgegeben und für die Produktion eingesetzt.

Die Trolit-Halbprodukte sind bei der Telefon- und Radioherstellung, z. B. für Hörmuscheln, Gehäuse, Skalenscheiben, sowie für Knöpfe, Rasiermesserschalen, Kämmen, Haarschmuck, Lampenschalen, Kästen und andere Artikel verkauft worden, die sich für eine Massenfertigung eigneten.

So wurde der Kunststoff Trolit der Ursprung einer bahnbrechenden Entwicklung für den Aufbau einer Troisdorfer Kunststoff-Industrie. Hieraus entstand die Grundidee für weitere Anwendungsgebiete und Innovationen bei neuen Kunststoffen in der ganzen Welt. Dazu hatte Dr. Leysieffer die Grundlagen geliefert.

Es hatte sich beim ihm die Erkenntnis durchgesetzt, dass zur Herstellung der Ausgangsstoffe zweckmäßig auch Weiterverarbeitungsbetriebe angegliedert werden sollten. Damit wurden notwendige Herstel-



Geldschein von 1923

lun- und Eandarbeiten an den Massenartikeln aus Kunststoffen im Werk selbst erledigt. So waren schon 1922 das Trolit-Presswerk und 1924 eine eigene Knopffabrik gebaut worden. Beide Betriebe haben hervorragende Endprodukte geliefert, die in ganz Deutschland und in Europa gefragt waren.

Zu diesem Wieder- und Neubeginn nach dem ersten Weltkrieg fand ich in den RWS-Mitteilungen Nr. 9 aus dem Jahre 1929, S. 181/182, eine Darstellung von M. Gebhardt über das Celluloid-Entwicklungsbüro, die ich hier abdrucke:

Das Hauptanwendungsgebiet unserer Kunststoffe, welche eine immer fortschreitende Veredlung erfahren haben, liegt zur Zeit in der Elektrotechnik und Radioindustrie verankert.

Für diese beiden Hauptgebiete sind durch den Verband Deutscher Elektrotechniker, den V.D.E., genaue Richtlinien und Vorschriften über die physikalischen und elektrotechnischen Eigenschaften dieser Stoffe gegeben. Bis vor kurzem wurde für elektronische Artikel hauptsächlich das Kaltpreßmaterial GUMMON verwendet, welches sich bei der verlangten Hitzebeständigkeit auch durch Billigkeit auszeichnete. Bei besseren Instrumenten und Apparaten hat sich seines besseren Aussehens wegen das Warmpreßmaterial TROLIT-SPEZIAL eingebürgert. In der Radioindustrie ist dieser letztgenannte Werkstoff zu einem Idealstoff geworden, welcher über hervorragende elektrotechnische und mechanische Eigenschaften verfügt und außerdem gestattet, in sehr dünnen Wandstärken zu konstruieren, so daß durch Gewichtersparnis der Artikelpreis sehr beeinflußt werden kann.

Es ist bekannt, daß die Artikel der Elektrotechnik und speziell der Radioindustrie einer sehr starken Konjunktur unterworfen sind und für uns immer eine Saisonbeschäftigung bedeuten, was natürlich zur Folge hat, daß unsere Betriebe, vor allem das Preßwerk und der Fertigartikelbetrieb, durch diese Umstände zeitweise nicht vollauf ausgenutzt sind.

Es ist dem im Januar vorigen Jahres eingerichteten Entwicklungsbüro zur Aufgabe gestellt, das Beschäftigungsniveau unserer Betriebe auf eine gleichmäßigere Basis zu stellen, was uns vor allem eine rationelle Ausnützung unserer Fabrikationsanlagen gestattet und einen immer gleichbleibenden eingeschulten Arbeiterstand erhält.

Das Entwicklungsbüro beschäftigt sich speziell mit der Erfassung neuer Anwendungsgebiete für unsere mannigfaltigen Kunststoffe. Es ist ihm die Möglichkeit gegeben, durch Gegenvorschläge und Beratung in direkte Fühlungnahme mit den Interessenten zu treten und somit die Beanspruchungen der einzelnen Artikel in der Praxis zu studieren und Nutzen daraus zu ziehen. Durch seine Tätigkeit sollen die einzelnen produktiven Betriebe entlastet werden. In dieser Eigenschaft steht es auch der Verkaufsabteilung als



Dem einfachsten Bastler und dem anspruchsvollsten Fabrik-Konstrukteur sind eine Selbstverständlichkeit:

TROLIT
(D. R. P.)

-Platten, -Stangen, -Rohre, -Profile

TROLIT
-Skalenscheiben, -Drehknöpfe, -Lampensockel, -Stecker, -Kopfhörer und Lautsprecher Teile etc.

Rheinisch-Westfälische Sprengstoff-Act.-Ges.
Abt. Kunst-Stoffe
Troisdorf, Bez. Köln

Zu beziehen durch alle einschlägigen Radio-Geschäfte

DES BASTLERS FREUDE!

Trolit-Werbung 1928 (Heimatblätter Siegkreis Heft 2/3)

technischer und fachmännischer Mitarbeiter zur Verfügung.

Unsere verschiedenen Werkstoffe **Trolit**, **Trolit-Spezial**, **Trolon**, **Trolitax** und **Trolitan** lassen sich an Stelle von Holz, Metall, Porzellan usw. immer da anwenden, wo es sich um große Stückzahlen handelt, wobei sich die betreffenden Artikel in den meisten Fällen durch Pressen billiger und rationeller herstellen lassen. Außerdem wird bei diesem Fabrikationsprozeß eine tadellose, hochglanzpolierte oder gemusterte Oberfläche erzielt und die Teile mit einer genauen Präzision gepreßt, was bei bisheriger Ausführung aus anderen Werkstoffen erst durch langwierige Bearbeitung und Nachbehandlung von nie so großer Haltbarkeit erreicht werden konnte. Ferner läßt sich mit unseren Stoffen auch eine sehr reichhaltige Farbauswahl treffen, die den Naturprodukten im Aussehen sehr gleichkommen.

In der chemischen Industrie kommen solche Teile in Frage, welche der Korrosion ausgesetzt sind, da verschiedene Troisdorfer Werkstoffe in ihrer heutigen Beschaffenheit gegen Säuren und Alkalien sowie gegen Witterungseinflüsse sehr beständig sind.

In der Textil- und Kunstseidenindustrie sind es Konstruktionsteile an Spinnmaschinen und Spulen aller Art für die Spinnerei- und Zwirnerei, welche wir zum Teil schon durch unsere Kunststoffe mit sehr gutem Erfolg ersetzt haben. Es steht jedoch gerade in dieser Branche noch ein weites Absatzgebiet für unsere Werkstoffe in Aussicht.

In der Lebens- und Genussmittelindustrie haben unsere Werkstoffe Eingang gefunden, da die daraus hergestellten Artikel absolut hygienisch sind, sich abspülen und abwischen lassen, nicht splintern, nicht oxydieren und nicht so leicht zerbrechen wie Porzellan oder Steingut. Es lassen sich aus unseren Werkstoffen herstellen: Servierbretter, Tablett, Brot- und Besteckkörbchen, Eß-Service und Schalen aller Art, Griffe für Tischbestecke und Küchenmesser, Waage-

gehäuse, Waageteller, Fleischmaschinenschalen und dergleichen mehr.

In der Automobilindustrie kommen Akkumulatorkästen und Lenkräder aus besonderen Stoffen zur Verwendung.

Für die Hochspannungselektrotechnik hat sich unser Werkstoff TROLON als ganz besonders hochwertiges Material für die Verwendung von Hochspannungsisolatoren, Stützer bis zu 220 kV und 2 ½ m Länge usw. entwickelt.

Für die Nähmaschinenindustrie können Nähmaschinenkästen aus TROLIT-SPEZIAL hergestellt werden.

Die Gehäuse für Registrierkassen, welche vorerst noch aus Blech gestanzt und nachträglich lackiert werden, können ebenfalls aus TROLIT-SPEZIAL gepreßt werden. Die Übereinstimmung der Farbe und Maserung eines gepreßten Nähmaschinenkastens mit dem Nähmaschinentisch sowie eines Registrierkassengehäuses mit dem Untergestell läßt sich heute durch ein besonderes Verfahren erzielen.

In der Beleuchtungsindustrie finden unsere Kunststoffe für Lampenschalen Zugglocken, Armaturen, Füsse usw. Anwendung, da unsere Kunststoffe auch in transparenten und durchscheinenden Qualitäten hergestellt werden und in der Lichtreklame für Lichteffekte verwendet werden können.

Ganz neue Anwendungsgebiete haben sich unserem **Trolitax-Material** durch die Verwendung als Verschaltung an Möbeln, Türrahmen, Türfüllungen, Tischen, Wandbekleidung und Vertäfelungen etc. eröffnet, da dieser Werkstoff in Platten mit einem absolut naturgetreuen Holzmuster aussehen hergestellt wird.

Neue Produkte und ihre Entwicklung

1924/25 begann Leysieffer, sich mit den **Phenol- und Kresolharzen** zu beschäftigen. Es waren Kunststoffe, die andere Firmen schon früher, seit 1913 und 1920, entwickelt hatten. Die Stoffe waren das **Bakalit**, die Phenolharz-Pressmasse Trolitan, das Edeldunkstharz, das Phenol-Formaldehyd-Gießharz **Trolon** und die Schichtstoffe **Trolitax** und **Dytron**. Diese Kunstharze aus Melamin, Harnstoff und Phenol waren für die Troisdorfer Kunststoff-Palette von besonderer Wichtigkeit. In vielfältigen Laboruntersuchungen wurden die Stoffe geprüft.

Eine sofortige Anwendung war aber wegen des Erfinderschutzes bei den Druckerhitzern nicht vor 1930 möglich. In diesem Jahr erloschen die geschützten Patente. Erst danach konnte Troisdorf in die Entwicklung und Weiterverarbeitung einsteigen. Vorbereitet waren aber hierfür schon die Fabrikationshallen, Misch- und Pressbetriebe.

Eine Erweiterung der Fabrikanlagen war möglich, weil eine schon sehr früh überlegte Liegenschaftspolitik der Werkleitung Vorsorge getroffen hatte. Diese Ausdehnung erfolgte nördlich der Kaiserstraße in Richtung Spich, zwischen Müllheimer Straße und dem Aufstieg zur Mittelterrasse (Mauspfad). Diese Grundstücksflächen waren von den Gemeinden Troisdorf, Sieglar und Spich gekauft worden.

Eine notwendige weitere Voraussetzung für die Produktionsanlagen der Kunststoff-Fabrik war die Schaffung eines Schienennetzes mit Anschlussgleisen an die Eisenbahn. Denn nur so konnten in den 20er Jahren die An- und Abfahren der Zulieferungen und der größeren Produktion bewältigt werden. Deshalb wurde neben dem schon bestehenden Anschluss am heutigen Tor 3 ein weiterer, etwa 150 Meter südlich, in Richtung Spich gebaut. Beide Anschlussgleise vereinigten sich in einem eigenen Rangierareal in der Nähe des Troisdorfer Vorbahnhofs. Werkseigene Lokomotiven übernahmen die Rangier- und Zustellungsarbeiten im Werksgelände. Nicht nur reine Wagenladungen, sondern auch Stückgüter wurden über dieses Schienennetz befördert.

Nach den sieben Jahren Aufbauzeit mit wirtschaftlicher Neuorientierung feierte am 1. 3. 1925 die Gemeinde Troisdorf das 25jährige Jubiläum der Einrichtung der eigenständigen Bürgermeisterei. In der zu diesem Zweck erschienenen Sonderausgabe der Troisdorfer Zeitung wurde u. a. auch der wirtschaftliche Aufschwung der Industrie mit einem eigenen Aufsatz über die Geschichte der Rheinisch-Westfälischen-Sprengstoff AG gewürdigt und die Neuorientierung der Kunststoff-Entwicklung hervorgehoben.

1927 war es erforderlich, die Gesamtanlagen der Kunststofffabrik mit Nebenbetrieben in einem einheitlichen Baugenehmigungsverfahren zusammenzufassen und Erweiterungsmöglichkeiten aufzuzeigen. In dem Antrag an die Gemeinde war als Grundlage die **Celluloidfabrik** aufgeführt.

Als Einzelbetriebe sind genannt:

- der Nitrozellulosebetrieb,
- der Alkoholbetrieb,
- der Celluloid-Rohstoffbetrieb,
- der Cellonbetrieb,
- das Celluloidlaboratorium,
- der Kunststoff-Rohstoffbetrieb,
- der Kunststoff-Fertigbetrieb und
- der Betrieb für allgemeine Arbeiten.

Die Pläne lagen im Juli und August im Rathaus Troisdorf zur Einsichtnahme und ggf. zur Einwendungserhebung aus. Sie wurden am 13. August 1927 im Rathaus mit der Bevölkerung besprochen. Einsprüche gegen die Baumaßnahmen sind nicht bekanntgeworden.

Wie sehr die Troisdorfer Betriebe der RWS mit dem

Kunststoffsektor das Interesse der Forscher und Wissenschaftler fand, zeigt das Besichtigungsprogramm einer großen Anzahl der Freunde und Förderer der Uni Bonn, die im Juli 1928 die wachsenden Werksanlagen besichtigten und insbesondere die Kunststoffproduktion in Augenschein nahmen. Ein Zeitungsbericht teilt mit, dass die Besucher beeindruckt waren von der schnellen Umstellung der Kriegsproduktion auf die Kunststoffherzeugung, wobei hier für Techniker, Konstrukteure, Angestellte, Handwerker und Facharbeiter neue Arbeitsfelder erschlossen wurden für die es bisher keine Vorbilder gab.

Für die Abwicklung der Verkaufs- und Versandgeschäfte des Kunststoffbereichs war 1921 in Berlin eine eigene Gesellschaft, die **Venditor** Kunststoff-Verkaufsgesellschaft m.b.H. gegründet worden. 1927 wurde Venditor nach Troisdorf verlegt. Bis dahin gab es die Anschrift: Rheinisch-Westfälische Sprengstoff-A.G. – **Celluloidfabrik Troisdorf**. So waren jetzt für die weitere Entwicklung der Kunststoff-Fabrik die Weichen in die Zukunft gestellt. Es war aber auch die unerschütterliche Zuversicht, gepaart mit einem vorausschauenden Optimismus der Werkleitung, dass Kunststoffe die Welt erobern würden. Von den Risiken und Schwierigkeiten, die der Markteinführung im Wege standen berichtet die o.g. Zeitschrift „R-W-S-Mitteilungen“ (Nr. 9/1929, S. 9/10) folgendes:

Die vorzüglichen Eigenschaften unserer Kunststoffe gegenüber den sonst gebräuchlichen Werkstoffen lassen natürlich in manchen Fällen einen höheren Preis

für den betreffenden Artikel zu, da vielfach auch durch unsere Werkstoffe eine längere Lebensdauer gegeben ist. Es stehen jedoch der Einführung unserer Kunststoffe in andere Gebiete noch besondere Schwierigkeiten aus folgenden Gründen entgegen:

1. *Weil die Normung in Deutschland auf allen Gebieten noch nicht so weit vorgeschritten ist, um nach ein und derselben Form und Type mehrere Kunden beliefern zu können, da für die Herstellung von Presseartikeln verhältnismäßig teure Formen erforderlich sind, die sich nicht jeder Kunde mit dem ihm gegebenen Absatz leisten kann.*
2. *Weil die metall- und holzverarbeitenden Industrien ihren Konkurrenten „Kunststoff-Pressmasse“ erkannt haben und sich anstrengten durch weitere Rationalisierung ihrer Betriebe die Preise zu senken, sodaß unsere Pressmasse zu teuer bleibt und unter dem Druck unserer Wirtschaftslage nicht für jeden Artikel erstanden werden kann.*
3. *Weil eine gewisse Tradition überwunden werden muß, denn „Kunststoffe“ erinnern zu sehr an „Ersatzstoffe“ der Kriegs- und Nachkriegsjahre, wogegen wir heute hochwertige Werkstoffe auf den Markt bringen.*
4. *Weil es nicht ohne Weiters möglich ist, von jedem gewünschten Gegenstand einige Fabrikationsmuster zu liefern, welche genauen Versuchen und praktischem Gebrauch unterworfen werden können, da in den meisten Fällen, sofern es sich um Presseartikel handelt, die Anfertigung einer Form notwendig ist.*



Das Werk 1925



Generaldirektor Dr. Paul Müller

Diese Schwierigkeiten zu überwinden stellt ebenfalls eine Aufgabe des Entwicklungsbüros dar, die leider hier nicht durch besondere Vorschriften einer Körperschaft für die Eigenschaften der Werkstoffe unterstützt wird, sondern vielfach durch recht willkürliche Anforderungen seitens der Kundschaft, welche in der Praxis gar nicht auftreten, erschwert werden.

Immerhin ist es dem Entwicklungsbüro in bescheidenem Maße gelungen, unsere Kunststoffe neuen Verwendungsgebieten zuzuführen und hat es vor allem hierfür in vielen Fällen die Wege hierzu geebnet. Vielfach ist es nur eine Frage der Zeit solche Abnehmer zu finden, die derart große Stückzahlen aufzulegen in der Lage sind, daß sich die Herstellung der einzelnen Artikel nach unserem Fabrikationsverfahren lohnt.

Das Entwicklungsbüro hat im vergangenen Jahre eine Reihe der neuentstandenen Ideen durch Gebrauchsmusteranmeldung schützen lassen und damit das Herstellungsrecht für besondere Artikel aus Kunststoffen für uns gesichert, da sich ebenfalls unsere Konkurrenzfirmen die Fabrikation verschiedener Artikel aus plastischen Massen durch Patent- und Gebrauchsmusterschutz vorweg genommen haben.

In engster Zusammenarbeit mit dem Laboratorium, welches die physikalisch und chemischen Eigenschaften unserer Werkstoffe überwacht und fördert und mit dem Betrieb, welcher die Herstellung und Verarbeitung der plastischen Massen aufs rationellste auszuwerten versucht, steht dem Entwicklungsbüro noch ein weites und dankbares Aufgabenfeld bevor.

Generaldirektor Paul Müller

Am 22. 7. 1926 feierte Generaldirektor Paul Müller seinen 50. Geburtstag. Der Männergesangverein der RWS gab aus diesem Anlass eine Sondernummer seiner Veröffentlichung der **Sänger-Warte** heraus. Aus ihr teile ich an dieser Stelle die Passagen mit, die das Verhältnis **Werk-Gemeinden** betreffen:

Infolge der vorstehend geschilderten Entwicklung des großen Werkes machte die Entwicklung der Gemeinwesen Sieglar und Troisdorf stetige Fortschritte. Die Bautätigkeit belebte sich; die Arbeiterfamilien und die Angestellten des Werkes siedelten sich an. Vor allem aber hob sich die Steuerkraft gewaltig. Dadurch erhielten die Gemeinden die Möglichkeit, ihr Schulwesen zu verbessern, Kirchen zu bauen, Gas-, Wasser-, Elektrizitätsversorgung einzurichten, den Zustand der Straßen und Wege zu heben, Straßenbeleuchtung anzulegen, gutorganisierten Feuerschutz zu schaffen. Jetzt wurde es möglich, durch eine elektr. Bahn die Verkehrsverhältnisse ganz wesentlich zu verbessern. Troisdorf erhielt städtischen Charakter; seine Einwohnerzahl stieg auf 9400. Die sieben Orte der Bürgermeisterei Sieglar, namentlich Oberlar, verdreifachten ihre Bebauung; ihre Einwohnerzahl hob sich von 4000 auf 11000. Zahlreiche Geschäfte aller Art sind neu erstanden; das Handwerk blühte und gedieh. Ganz besonders ist dies vom Bauhandwerk zu sagen; durch die stetig fortschreitende Vermehrung der Einwohnerzahl erwuchs die Notwendigkeit der Schaffung vieler neuer Wohnungen. Die Rheinisch-Westfälische Sprengstoff AG ist auch auf diesem Gebiete im Interesse ihrer Angestellten und Arbeiter vorbildlich gewesen; sie baute 275 Wohnungen und errichtete gemeinsam mit den Gemeinden Sieglar und Troisdorf, sowie den Mannstaedtwerken die Gemeinnützige Baugesellschaft Troisdorf. Sie erbaute im Kriege in der Gemeinde Sieglar für ihre auswärtigen Arbeiter eine muster-gültige große Heimanlage mit Speisesaal und Küchen für 6000 Personen, Badeanstalt und einen Saal für gesellige Unterhaltung.

Bei dieser Betrachtung des Emporblühens der Bürgermeistereien Sieglar und Troisdorf in den letzten 40 Jahren, lenkt sich der Blick dankbaren Herzens auf zwei Männer, den Herrn Generaldirektor Emil

Müller und seinen Sohn, den Herrn Generaldirektor Dr. Dr. h. c. Paul Müller. Der verstorbene Herr Emil Müller war es, der an der Spitze der Rhein.-Westf. Sprengstoff AG im Jahre 1886 den Grundstein legte zu den Fabrikanlagen Troisdorf und damit den Grundstein zu der Blüte unserer Gemeinden. Bei der Enthüllung seines Denkmals an der Kaiserstraße in Troisdorf im Jahre 1912 gab der Bürgermeister von Sieglar nach Niederlegung eines Lorbeerkränzes dem unauslöschlichen Danke seiner Gemeinde und den großen Verdiensten um ihre Entwicklung beredten Ausdruck; die Gemeinde Troisdorf ehrte den allseitig geachteten und beliebten teuren Verschiedenen, indem sie einer ihrer schönsten neuen Straßen seinen Namen gab. Als sein Sohn, Herr Dr. Paul Müller, im Jahre 1911 sein Nachfolger in der Leitung der Troisdorfer Werke wurde, da zeigte sich bald, daß er in der tätigen Mithilfe um die fortschreitende Entwicklung der Gemeinwesen seinem Herrn Vater nicht nachstand. Er hatte nicht nur für die Verwaltung der Gemeinden volles Verständnis, für die Förderung von Handel und Wandel reges Interesse, sondern er fühlte sich auch als Mensch mit dem Gedeih und Verderb der Gemeinden aufs engste verbunden. Zahlreiche soziale und wohltätige Einrichtungen verdanken ihm Entstehung und tatkräftige Förderung. Unermüdlich ist seine Sorge um das Wohl seiner Arbeiter; unserer Mitbürger. In guten, besonders aber in schlechten Zeiten klopfen die Gemeindeverwaltungen nie vergeblich bei ihm an, wenn es galt, Gutes zu tun. Dankbaren Herzens entbietet ihm deshalb die Gemeindeverwaltungen zu seinem 50. Geburtstage die innigsten Glück- und Segenswünsche.

Bürgermeister Klev – Troisdorf – verfasste das folgende Glückwunschschreiben:

Sehr geehrter Herr Doktor!

Zu Ihrem fünfzigsten Geburtstage erlaube ich mir in Ausführung eines einstimmigen Beschlusses des Gemeinderates namens der Gemeinde Troisdorf und auch im eigenen Namen Ihnen die besten Glückwünsche auszusprechen.

Dankerfüllten Herzens gedenkt die Bürgerschaft Troisdorf's am heutigen Tage Ihrer, als des Mannes, der es in kritischster Zeit und unter den schwierigsten Verhältnissen meisterhaft verstanden hat, unserer Gemeinde eine blühende Industrie zu schaffen und zu erhalten. Die Entwicklung unserer Heimatgemeinde Troisdorf zu der heutigen Höhe ist nicht zuletzt ihr Verdienst als Leiter der hiesigen großen Werke.

Mit dem innigsten Danke für Ihre bisherige segensreiche Arbeit unter dem Wahlspruch „Allen wohl und niemanden wehe“ verbinde ich den Wunsch, daß es Ihnen, sehr verehrter Herr Generaldirektor, vergönnt sein möge, Ihre segensreiche Tätigkeit noch viele Jahre fortzusetzen, und Ihre großen, dem Allgemeinwohl dienenden Ziele zu erreichen, um dann in vol-

ler geistiger und körperlicher Frische die Früchte Ihres Schaffens noch lange zu genießen.

Bürgermeister Lindlau – Sieglar – schrieb u. a.:

Dem hochverehrten Herrn Generaldirektor Dr. Dr. h. c. Paul Müller entbietet die Bürgermeisterei Sieglar zum fünfzigsten Wiegenfeste herzlichen Glückwunsch. Sie würdigt an diesem Jubeltage besonders die großen Verdienste, die sich Herr Dr. Müller als Leiter der Rhein.-Westf. Sprengstoff AG Troisdorf um die Entwicklung unserer Gemeinden erworben hat.

Eine Erklärung für RWS verfasste Prof. Dr. Flechtheim, der Generaldirektor der Köln-Rottweil AG:

RWS – Rück Wärts Schauen!

Troisdorf vor, während und nach dem Kriege!

Welche Fülle von Arbeit, Sorgen und Erfolgen!

RWS – Ruhig Wetter Schreiten!

Nach den Jahren stürmischer Umgestaltung. Die Zeit zielsicherer Entwicklung!

Es gingen also in diesen Jahren genügend Wachstumselemente von dem Werk aus, die eine erfolgversprechende Weiterentwicklung für künftige Jahre in Troisdorf und Umgebung ahnen ließen. Dies wird auch in den Vorträgen bestätigt, die beim 25jährigen Dienstjubiläum bei der RWS für Generaldirektor Dr. h. c. Paul Müller am 1. Juni 1929 gehalten oder durch Glückwunschschreiben übermittelt wurden. Aus der Fülle dieser Glückwünsche seien hier die folgenden ausgewählt, weil durch sie der Mensch Dr. Müller und seine Tätigkeit für Troisdorf, Sieglar, die Region und für die Wirtschaft und Wissenschaft beleuchtet wird.

So schrieb der Rektor der Universität Bonn, Dr. Rademacher:

Die 25. Wiederkehr des Tages, an dem Sie in die Rheinisch-Westfälische Sprengstoff-Actien-Gesellschaft eingetreten sind, bietet auch der Universität Bonn willkommenen Anlaß, ihrem Ehrenbürger und Ehrendoktor die herzlichsten Glückwünsche auszusprechen. Ihre außerordentlichen Verdienste um die Entwicklung der Fabriken von Troisdorf, Nürnberg und Foerde wie auch Ihre Führerschaft in der deutschen Industrie überhaupt sind oft von fachmännischer Seite mit Worten hoher Anerkennung gewürdigt worden und werden zumal in diesen Tagen gewürdigt werden. Wir danken Ihnen vor allem für die warmherzige Anteilnahme an der Pflege der Beziehungen von Wissenschaft und Wirtschaft und Ihre tatkräftige Mithilfe bei der Unterhaltung der wissenschaftlichen Anstalten und Wohlfahrtseinrichtungen unserer Hochschule. Rektor und Senat sind eins in dem Wunsche, daß Ihre unter schwierigsten Zeitumständen bewährte Tatkraft in einem Vierteljahrhundert unter besseren Bedingungen zu noch größeren Erfolgen führen möge. Indem ich diesem Wunsche meine persönliche für Ihr allseitiges Wohl-

ergehen anfüge, bin ich mit dem Ausdruck besonderer Hochschätzung (Unterschrift).

Für die Arbeitnehmerschaft machte der Obmann des Betriebsrates, Jacob Bieger, auf der Festveranstaltung folgende Ausführungen:

Im Namen der Arbeiterschaft der RWS und der Fabrik elektrischer Zünder habe ich die Ehre, Ihnen zu Ihrem heutigen Jubiläum die herzlichsten und aufrichtigsten Glückwünsche zu überbringen. Ihr tatenreiches Leben und Ihre Erfolge sind bereits von den Vordnern gebührend gewürdigt worden. Trotzdem möchte ich noch hervorheben, wie wir als Arbeitnehmer zu Ihren erfolgreichen Arbeiten stehen und wie wir sie betrachten.

Stellen wir uns einmal die Verhältnisse im Sieglkreis vor, wenn die RWS dieselben Wege gegangen wäre, wie beispielweise die Deutschen Werke in Siegburg, Dynamitfabrik in Wahn und andere. Selbst die Mannstaedtwerke haben bis heute ihren Vorkriegsstand, was die Belegschaftsziffer angeht, noch nicht erreicht. Die Arbeitslosigkeit im Sieglkreis wäre dann katastrophal. Daß es nicht so gekommen ist, verdanken wir in erster Linie Ihrer Initiative und Tatkraft.

Als 1918 das Werk aus einer blühenden Konjunktur herausgerissen wurde und plötzlich vor einem Nichts stand, waren Sie es, der sofort neue Betriebszweige aufgriff und trotz aller Schwierigkeiten und Hemmnisse durchführte. Trotz aller Rückschläge hielten Sie zäh an dem gesteckten Ziel fest, der Schaffung neuer Arbeitsgelegenheiten. Und so kann das Werk mit Stolz auf eine doppelte Belegschaftsziffer gegenüber der Vorkriegszeit hinweisen. Wir als Arbeitnehmer haben alle Ursachen, am heutigen Tage diese Tatsache besonders hervorzuheben.

Was uns aber besonders am Herzen liegt, ist am heutigen Tage nicht allein den Generaldirektor, sondern auch den Menschen Dr. Müller zu ehren. Sie sind es, der auch in dem einfachsten Arbeiter den Menschen sieht. Daher genießen Sie auch bei den Arbeitern inner- und außerhalb des Werkes ein besonderes Ver-



Telefonapparate-Teile



Antriebsräder für Waschmaschinen

trauen. Es wäre nur zu wünschen, daß die Gesinnung und der Geist Dr. Müller's Allgemeingut bei allen Führern und leitenden Persönlichkeiten werden möchte, dann brauchten wir um die Zukunft der RWS und der deutschen Wirtschaft nicht zu bangen. Sie haben gestern im Aufsichtsrat die Arbeiterschaft lobend hervorgehoben und darauf hingewiesen, daß seit Bestehen des Werkes, von einer kleinen Ausnahme abgesehen, kein Streik geführt worden wäre. Daß dies möglich war, ist vor allem darauf zurückzuführen, daß Sie stets Verständnis für die Nöte der wirtschaftlich Schwachen gezeigt haben und sehr häufig bei Differenzen ausgleichend eingriffen.

Wir (die Betriebsvertretung) werden in letzter Zeit öfters wegen des guten Einvernehmens, was zwischen uns besteht, angegriffen. Wir werden uns nicht beirren und auf falsche Wege drängen lassen. Solange der Geist Dr. Müller's als Direktive der Leitung gilt, wird die Betriebsvertretung und die Belegschaft auch in Zukunft wie bisher den Weg des Ausgleichs suchen und finden.

Meine und der Arbeiterschaft Wünsche am heutigen Tage möchte ich dahin zusammenfassen, daß es Ihnen vergönnt sein möge, bei voller körperlicher und geistiger Frische nochmals 25 Jahre als Generaldirektor der Gesellschaft vorzustehen. In diesem Sinne spreche ich Ihnen die herzlichsten Glückwünsche im Namen der Arbeiterschaft aus.

Der Sieglarer Bürgermeister Johann Lindlau übersandte den folgenden Brief:

Sehr geehrter Herr Generaldirektor!

Heute sind 25 Jahre verflossen seit dem Tage, an dem Sie in Ihre Firma eintraten. Es ist mir ein Herzensbedürfnis, Ihnen im eigenen Namen und namens meiner Gemeinde zu diesem silbernen Jubiläum die herzlichsten Wünsche darzubringen. Die großen Erfolge als Leiter des großen Unternehmens zeigen die außerordentlich große Ausdehnung der von Ihnen geleiteten Werke. Die Gemeinde Sieglar ist besonders



Produktionsanlage zur Herstellung von Harnstoffharz

Ihnen großen Dank schuldig auch dafür, daß Sie nach der Beendigung des Weltkrieges es verstanden haben, die Troisdorfer Werke rasch auf Friedensarbeit umzustellen, wodurch Sie 4/5 der Sieglarer Bevölkerung vor großem Elend bewahrt haben. Die Gemeinde Sieglar wird Ihnen diese große Tat in der schwersten Zeit unseres Vaterlandes niemals vergessen. Wenn die Gemeinde sich am heutigen Jubelfeste dieser außerordentlich wichtigen Tatsache erinnert, so geschieht dies aus dem Gefühl größter Dankbarkeit gegen Sie, verbunden mit dem herzlichen Wunsch, daß es Ihnen und uns vergönnt sein möge, daß Sie noch viele Jahre Ihrem großen Wirkungskreise erhalten bleiben mögen. Es ist mir besonders ein Herzensbedürfnis, mich diesem Wunsche anzuschließen und in Dankbarkeit des Umstandes zu gedenken, daß es mir vergönnt war, von den 25 Jahren 23 Jahre mit Ihnen in großer Eintracht und ohne die geringste Trübung gemeinsam zu arbeiten, zum Wohle unserer arbeitsfreudigen Gemeinde.

Genehmigen Sie, sehr verehrter Herr Generaldirektor, die Versicherung meiner ausgezeichneten Hochachtung.

Vom Troisdorfer Bürgermeister Matthias Langen ist das folgende Telegramm überliefert:

Zu Ihrem Jubelfeste sprechen wir Ihnen, hochverehrter Herr Generaldirektor, die Gemeindevertretung Troisdorf und ihr Bürgermeister die herzlichsten Glückwünsche aus und geben der Hoffnung Ausdruck, daß Sie Ihrer hochverehrten Familie, Ihren Werken und unserer Gemeinde noch recht viele Jahre erhalten bleiben, in dankbarster Anerkennung Ihres segensreichen Schaffens und insbesondere Ihrer großen Verdienste um die Gemeinde Troisdorf, die Ihre Existenz und günstige Weiterentwicklung nach dem Zusammenbruch Ihrer umsichtigen und tatkräftigen Förderung verdankt hat. Die Gemeinde glaubt Ihnen, sehr verehrter Herr Generaldirektor, die höchste Auszeichnung, die sie zu vergeben hat, das

Bürgerrecht, zuzuerkennen; indem ich Sie als Ehrenbürger und Freund der Gemeinde Troisdorf begrüße, darf ich Ihnen mitteilen, daß ich mir erlauben werde, Ihnen den Ehrenbürgerbrief in Bälde persönlich zu überreichen. Um auch nach außen hin unseren Dank abzustatten, hat die Gemeinde und ihre Verwaltung eine neue Straße in unmittelbarer Nähe Ihres Werkes nach Ihrem Namen „Paul-Müller-Straße“ benannt, um so der Mit- und Nachwelt den Namen zu erhalten, dessen Träger die Gemeinde so vieles verdankt. Genehmigen Sie, hochverehrter Herr Gemeindevorstand, den Ausdruck meiner vorzüglichen Hochachtung.

Das Vordringen der Troisdorfer Kunststoffe

Welche technischen Anforderungen an die Produktion der Massenartikel aus Kunststoff zu stellen waren, schilderte im Mai 1929 Herr Gippert in den RWS-Mitteilungen wie folgt:

Massenartikel und Massenfabrikation gibt es in fast allen möglichen Branchen, jedoch soll sich die vorliegende Betrachtung lediglich auf Kunststoff-Massenartikel und allgemeine Betrachtungen über Massenfabrikation beschränken. Auch bei der Kunststoff-Massenfabrikation sind, wie für jeden technischen Betrieb, drei Hauptziele maßgebend. Einmal höchste Güte der hergestellten Gegenstände, dann billigste und wettbewerbsfähige Verkaufspreise



Eugen Walsdorf entnimmt eine Tasse aus Pollopas von der Preßform

und schließlich kürzeste Lieferzeiten sowie Einhaltung fester Liefertermine.

Die Ansprüche unserer mit Kulturbedürfnissen verwöhnten Menschen erfordern stetig wachsend die Herstellung einer Unmenge von Gegenständen, die fast durchweg als Massenartikel auf den Markt gebracht werden. In früheren Zeiten reichten die durch Handwerksarbeit oder Künstlerhand geschaffenen Erzeugnisse aus, um die bescheidenen Bedürfnisse der Menschen zu befriedigen. Heute hingegen haben sich große Industrien notwendig gemacht, um die Kulturerfordernisse, die Allgemeingut des Volkes geworden sind, befriedigen zu können. Es entstanden Gegenstände in zahlloser Menge, die den verschiedensten Verwendungszwecken dienend dem Menschen von heute unentbehrlich geworden sind. In jedem Haushalt, in jedem Geschäft ist eine ganze Reihe solcher zu finden. Bei der Herstellung dieser mannigfaltigen Gegenstände des täglichen Lebens gilt es vor allem, diese zu möglichst niedrigen für jedermann erschwinglichen Preisen auf den Markt zu bringen. Dabei sollen sie trotz ihrer Billigkeit einmal voll und ganz ihren Verwendungszweck, dann aber auch dem Schönheitssinn bzw. der jeweils herrschenden Mode entsprechen. Darüber hinaus müssen viele dieser Artikel, da sie zuweilen ihrer Bestimmung nach unzähligemal mit Menschenhand in Berührung kommen, den hygienischen Bedürfnissen Rechnung tragen. Sobald es sich um technische Stücke handelt, werden Genauigkeiten gewünscht, so daß diese Präzisionsartikeln gleich kommen. Schließlich wird oft von ihnen verlangt, daß sie chemischen und physikalischen Einflüssen widerstehen, insbesondere gegen höhere Temperaturen widerstandsfähig sind und hohen elektrischen Widerstand besitzen.

Betrachtet man nun die heutige Massenfabrikation, so kann man zunächst sagen, daß die konstruktive Entwicklung der modernen Arbeitsmaschinen zur Herstellung von Massenartikeln ganz und gar im Sinne der besten Zeitausnutzung vollzogen wird. Auch hat sich die Denkweise der Techniker schon ganz diesen Gesichtspunkten angepaßt, wie es sich ja auch in unserer Zeit, wo das Tempo ein ausschlaggebender Faktor ist, von selbst versteht. Demzufolge wird nun auch sehr häufig der wirtschaftlichen Betriebsführung der Vorwurf gemacht, die Arbeit werde allzusehr mechanisiert und der Arbeiter und die Arbeiterin zur Maschine herabgewürdigt. Ist aber der heute so über alles gepriesene Sport denn nicht auch mechanisiert, ist ein guter Schwimmer, Fußballspieler oder Ruderer deshalb eine Maschine? Alle müssen sich streng an die Vorschriften halten, eben an das, was sich als Bestes erwies, um eine Höchstleistung zu erzielen. In welcher Weise die Massenfabrikation auf den Arbeiter ein-

wirkt, ist eine Frage, die sehr umstritten und schwer zu beurteilen ist. Daß die Gefahr einer geistigen Abstumpfung durch die eintönige Arbeit vorliegt, wird niemand bestreiten, der einmal Einblick in eine solche Stätte moderner Massenfabrikation bekommen hat. Andererseits gibt es unendlich viele Menschen, für die der Begriff Eintönigkeit gar nicht besteht, ja es gibt sogar Leute, denen eintönige Arbeit weitaus am liebsten ist, da sie keine Ansprüche an geistige Aufmerksamkeit und stete Umstellung des Denkens stellt, sondern lediglich die höchste Ausbildung der Geschicklichkeit der Hände erfordert. Immerhin ist es zu empfehlen, mit den Kräften des Arbeiters sorgsam umzugehen und vielmehr das Augenmerk auf eine wirtschaftlich-technische Ausnutzung bei der Massenartikel-Erzeugung zu richten. Die Aufgabe des Ingenieurs besteht nun darin, die Wohlfeilheit des Massenartikels von seinem Bereich aus zu behandeln und er muß darauf bedacht sein, eine vollkommen einwandfreie und doch rationelle Fertigstellung zu erreichen. Diese besteht beim Kunststoff-Massenartikel einmal in der Erzielung eines möglichst günstigen Preßvorganges und in der Festlegung des wirtschaftlich-technischen Maximums in der Fertigbearbeitung. Hierbei ist die weitestgehende Anwendung neuzeitlicher Herstellverfahren, insbesondere auch das der Fließarbeit, in Betracht zu ziehen unter gleichzeitiger Beachtung aller derjenigen Momente, denen bei einer solchen Anfertigungsweise nur einigermaßen eine Bedeutung beizumessen ist. Bei der Band- oder Fließarbeit spielt der Arbeitsrhythmus eine große Rolle, wobei die aufgebende Person, die den ersten Arbeitsgang übernimmt, einen besonderen Einfluß ausübt. Das Problem der Bandarbeit für Kunststoff-Massenartikel läßt sich leider, da zuweilen nur wenige Arbeitsvorgänge in Frage kommen, nicht bei allen Artikeln anwenden. Sehr wichtig ist, daß die Leute von Anfang an die richtigen Arbeitsbewegungen ausführen. Ferner, daß sie etwa sich einschleichende Fabrikationsfehler sofort zu erkennen vermögen. Es ist somit darauf zu achten, daß diese Fälle vermieden werden, auf daß die bisher geleistete Arbeit nicht hinfällig wird und die Beschaffenheit des hergestellten Artikels zu Beanstandungen seitens des Kunden führt oder aber gar der Artikel als Ausschußstück gänzlich verworfen werden muß. Um dem Entstehen solcher den Betrieb äußerst ungünstig beeinflussenden Fälle wirksam zu begegnen, werden seitens des Fabrikationsbüros genaue Richtlinien für die erforderlichen Arbeitsgänge in Arbeitsvorschriften festgelegt. Handwerksmäßig ausgebildete Maschinen-Einsteller sorgen für die genaue Einhaltung der vorgeschriebenen Arbeitsvorgänge und der nötige Gebrauch von Lehrwerkzeugen sichert die Fabrikation vor falscher Ausführung.

Zum Schluß ist noch zu bemerken, daß technische

Fortschritte, die dazu angetan sind, das kulturelle Leben zu fördern, nicht verkannt werden sollen. Die zuweilen gegen die Massenfabrikation gemachten Einwände, daß durch sie der Arbeiter zur Maschine selbst herabgedrückt werde, verschwinden immer mehr, denn die Mechanisierung erhöht die Arbeitsleistung. Auch macht sich in der Gesamtheit der technischen Entwicklung die allmähliche Entlastung des Menschen von physischer also körperlicher Arbeit immer mehr bemerkbar.

Zum 10jährigen Bestehen des **Trolit-Betriebs 1929** innerhalb der Kunststoff-Fabrik dichtete H. Klein, der in dem Betrieb arbeitete, das nachfolgende Gedicht:

*Hell lacht ein Tag im Maienprangen
Der Lenztag rötet seine Wangen
Der Frühling weitet seine Brust,
Da wurd ein großes Werk begonnen
Dem ein hehres Ziel gesetzt. – Ersonnen
Aus Geisteskraft und Arbeitslust.*

*Heute vor zehn Jahren war die Wende
Wo Tatkraft sich und fleißige Hände
Zusammen fanden in eherner Not.
Sie erfanden, verbesserten, bauten auf
Paßten sich an, dem vorwärtseilenden Zeitenlauf
Und gaben dem Volke Brot.*

*Allen, die an dem großen Werk geschafft
Durch rege Geistes- oder fleißiger Hände Kraft
Sei heut ein volles Lob gezollt
Ihr intensives mutiges Streben
Wird sie zur geist'gen Höh' erheben
Sie haben erreicht was sie gewollt.*

1929 erlebte die Kunststoff-Fabrik Rückschläge in der Celluloidproduktion durch zwei Brände am 23. Januar 1929 und Ende April. Außerdem brannte es am 24. Mai im Polierwerk der Celluloidfabrik. Von dem letzten Brand betroffen waren der Gefrierraum, der Pressensaal II, der Ablageraum und die Kontrollprüfung.

Dr. Leysieffer war in diesen Jahren mit dem bisher Erreichten nicht zufrieden. Ab 1930 richtete er sein Augenmerk auf die Entwicklung der Aminoplaste. Nach längeren Versuchen mit Carbamid-Kunstharz entstand der neue Kunststoff **Pollopas**. Außerdem gab es Entwicklungen auf der Basis des Polystyrol mit dem Handelsnamen **Trolitul** und mit Acetylcellulose, das unter dem Handelsnamen **Trolit** bekannt geworden ist. Aus Melaminharz wurde dann noch der Kunststoff **Ultrapas** entwickelt.

Gerade die Produktion von Pollopas wurde in großem Stil aufgenommen. Eine andere Entwicklung forcierte er 1931 auf dem Gebiet des Kunstholzes.



Phonogrundplatte



Mixergehäuse

Der hieraus produzierte Kunststoff war das **Lignofol**. Aber nicht nur für die genannten Kunststoffe mussten die Produktionsanlagen erweitert oder neu gebaut werden. In diesem Jahr konnten auch die Polymerisat-Kunststoffe entwickelt und erprobt werden. So kamen bald die Kunststoff-Marken **Trolitul**, **Mipolam** und **Astralon** in die Produktion und fanden in der ganzen Welt Absatzmärkte. Damit war den Produkten aus Troisdorf Weltgeltung verschafft worden.

Von einer Besichtigung des Beirats der Deutschen Versuchsanstalt für Luftfahrt wird am 17. 12. 1931 in der Westdeutschen Landeszeitung berichtet. Weil es sich hierbei um Überlegungen der Verwendung von Kunststoff im Luftfahrt- und Zeppelinbau handelt, teile ich die besonderen Passagen dazu mit: „Der Beirat benutzte seine Tagung in Bonn, zu der ursprünglich auch Dr. Hugo Eckener vom Luftschiffbau Zeppelin erwartet wurde, der aber am Erscheinen verhindert war, dazu, einige Werke zu besichtigen, die Erzeugnisse bestellen, die für den Luftschiffbau und die Flugzeugindustrie verwandt werden. In Troisdorf kam dafür der Kunststoffbetrieb der RWS-Dynamit AG, mit seinen sehr mannigfachen Erzeugnissen der verschiedensten Kunststoffe in Betracht, die für die Luftfahrt Verwendung finden können. Un-

ter Führung des Schwiegersohns von Prof. Konen, Direktor Breucker, und der sachverständigen Leitung von Direktor Dr. Leysieffer (beide von der RWS-Dynamit AG), konnten sich die Herren ein anschauliches Bild über das neue Gebiet der Kunststoffherstellung und die vielseitige Verwendungsmöglichkeit dieser Stoffe machen. Die verschiedenen Kunststoffe finden schon jetzt mehrfache Verwendung beim Flugzeugbau, ihre Brauchbarkeit für diese und viele andere Zwecke dürfte noch stetig steigen. Die Beratung im Klubhaus und auch die anschließende in Bonn diente – wie gesagt – lediglich der Besprechung innerer Angelegenheiten, wobei allerdings die Eindrücke der Besichtigung eine Rolle spielen dürften. Der Beirat wird am Freitag noch ein Werk der Leichtmetallindustrie besichtigen. Da die Dynamit AG auch durch persönliche Freundschaft mit dem Luftschiffbau Zeppelin verbunden ist, die bei der ersten Hangelerar Landung des Graf Zeppelin durch eine Schleifenfahrt über das Werk erhärtet wurde, kam leider Troisdorf durch das Nichterscheinen von Dr. Eckener um eine große Freude und engere Verbindung mit dem großen Luftschiffer“.

Mensch und Arbeit

Alle Anstrengungen und Verbesserungen in der Kunststoffproduktion verhinderten nicht, dass sich die Auftragslage, wie auch bei den Sprengstoffen, verschlechterte und zu Arbeitsentlassungen führte. So waren am Ende des ersten Jahrzehnts der erfolgreichen Kunststoffherzeugung in Troisdorf Einbrüche infolge der Rezession in der Wirtschaft die Folge. In den Zulieferbetrieben der eigenen Metallfabrik und dem Rohrwalzwerk wurden einige Tage nach dem Schwarzen Freitag am 25. 10. 1929 an der New Yorker Börse 120 Arbeiter, in den Produktionsbetrieben Sprengstoff und Kunststoff mussten weitere 250 Arbeiter entlassen werden. Die verringerten Marktchancen und jetzt beginnende große Arbeitslosigkeit führten Mitte 1931 dazu, dass das Werk die Lohnsätze zum 1. Dezember 1931 kündigte. Es wurde angestrebt, mit den Gewerkschaften ein Abkommen zu schließen, wonach die Löhne herabgesetzt und die so genannten Kopfzulagen und Selbsternähnerinnenzulagen wegfallen sollten. Der Stadtanzeiger schrieb zu den Verhandlungen über die Neufestsetzung der Löhne am 4. 12. 1931 folgendes:

Danach wollen die Arbeitgeber den Lohnsatz von 1927 wieder einführen. Das bedeutet einen Lohnabzug von ungefähr 9 v.H. Außerdem sollen die Kopfzulage (um etwa 8 bis 10 Pfennig wöchentlich) und die sogenannte Selbsternähnerinnenzulage (um rund 4 bis 6 Pfennig wöchentlich) gekürzt werden.

Die Ermäßigung des Stundenlohnes würde in der zugrunde liegenden Gruppe II demnach von 78 ½ auf 72 ½ Pfennig erfolgen sollen. Die Gewerkschaftsvertreter lehnten diesen Abbau ab. Es wird nun in der kommenden Woche der aus je drei Arbeitgebern und Arbeitnehmern zusammengesetzte Schlichtungsausschuß zusammentreten, der aus den bisher verhandelnden Vertretern gebildet wird, um eine Einigung herbeizuführen. Wird diese auch dann nicht erreicht, so wird der Zentralausschuß in Berlin, der gleichfalls noch keine staatliche Stelle ist, angerufen. Man erwartet hier kaum, daß es in diesem Jahr noch zum Abschluß des neuen Tarifs kommt.

Andere Überlegungen waren in dieser schwierigen Zeit, das **Krumpersystem** der Arbeiterbeschäftigung bei der Firma einzuführen. Danach mußten einzelne Schichten für 13 Wochen (1/4 Jahr) aussetzen, um die Arbeit zu verteilen. Dadurch wurden Entlassungen vermieden. Auch hierzu ein Zeitungsbericht vom 14. Januar 1932:

Durch die dritte (Oktober) Notverordnung ist den Industriebetrieben, die besonders stark unter dem wirtschaftlichen Niedergang zu leiden haben, die Möglichkeit geschaffen und anheimgestellt worden, das sogenannte Krumpersystem einzuführen. Darunter ist zu verstehen, daß ein Teil der Belegschaft eines Industriebetriebes regelmäßig und in gewissen Zeitabschnitten die Arbeit aussetzen muß, um während dieser Zeit anderen Arbeitern Platz zu machen. Neben den sozial- und staatspolitischen Gründen, die in einer Zeit des wirtschaftlichen Niederganges und des allgemeinen Arbeitsmangels dieses System voll gerechtfertigt erscheinen lassen, ist es vor allen Dingen für die Erhaltung eines Facharbeiterstandes in solchen, eine gewisse Fachkenntnis voraussetzenden Betrieben fast zwangsläufig notwendig, damit bei ansteigender Konjunktur der Betrieb den gestellten Anforderungen sofort gewachsen ist.

Die Dynamit AG (früher RWS) hat nunmehr in ihrem Celluloidbetrieb dieses Krumpersystem ebenfalls eingeführt, 130 Facharbeiter, die bislang erste Schicht, müssen jetzt für 13 Wochen die Arbeit aussetzen. Die zweite Schicht in derselben Stärke arbeitet dagegen wie bisher weiter und wird in 13 Wochen von der jetzt feiernden ersten Schicht wieder abgelöst. Diese Regelung wird aber voraussichtlich nur eine vorübergehende Erscheinung sein; jedenfalls ist sie zunächst nur für solange gedacht, als der Auftragsmangel anhält. Eben wegen dieses Auftragsmangels sind trotz der Einführung des Krumpersystems Entlassungen in anderen Betrieben der Dynamit AG zu erwarten. Hierbei handelt es sich jedoch ausschließlich um Leute, die vorübergehend während der Kunststoffsaison eingestellt waren.

Hoffentlich gelingt es der Direktion der Dynamit AG, die sichtlich bemüht ist, die jetzige Belegschaft in Be-

schäftigung zu halten, auch fernerhin die Arbeiterzahl auf dem jetzigen Stande zu halten. Muß es doch in der heutigen Zeit der wirtschaftlichen Anspannung aller Industriebetriebe doppelt begrüßt werden, daß das Schreckgespenst Arbeitslosigkeit durch die Bemühungen der Spitzenverwaltung vorläufig noch mal abgewandt wird.

Ein weiterer Zeitungsbericht vom 9. 1. 1932 zeigt, welche besonderen Schwierigkeiten es damals bei der Celluloidproduktion gab:

Die Dynamit AG, Werk Troisdorf, leidet alljährlich nach Weihnachten unter einem beträchtlichen Konjunkturrückgang vor allem in der Celluloidfabrik. Nachdem das Werk erst unlängst einer größeren Zahl von Arbeitern hat kündigen müssen, sah es sich jetzt genötigt, weiteren 100 Arbeitnehmern zum 19. Januar zu kündigen. Es handelt sich dabei in der Mehrzahl um Arbeiterinnen, und es steht zu hoffen, daß bei Wiederbelebung des Geschäfts diese Gekündigten wieder eingestellt werden. Eine weitere Betriebseinschränkung liegt darin, daß die Celluloidfabrik während des laufenden Monats nur zwei Tage wöchentlich arbeitet und auch die übrigen Betriebe eine bis drei Feierschichten je Woche einlegen müssen.

Aus RWS wird DAG

Die Bestrebungen zum Zusammenschluss der deutschen Sprengstoff-Industrie hatte die IG Farbenindustrie AG zum Vorbild. In ihr hatten sich am

Verwaltungsgebäude DAG Kaiserstraße/Mühlheimer Straße von 1935

9. 12. 1925 mit Rückwirkung auf den 1. 1. 1925 die Firmen Bayer, Hoechst, Agfa, Weiler-ter-Meer und Griesheim zusammengeschlossen. Nur Cassalla und Kalle blieben formal selbständig und waren Tochtergesellschaften. Damit war ein einheitliches marktbeherrschendes Chemieunternehmen in Deutschland entstanden. Mit dieser Aktiengesellschaft fusionierte 1925 die Pulverfabrik Köln-Rottweil. Sie war damit ebenfalls eine Tochtergesellschaft der I. G. Farben geworden.

Der Zusammenschluss war das Signal für Generaldirektor Paul Müller, auch die Sprengstoffaktivitäten Deutschlands zusammenzufassen. Er war 1926 Nachfolger des Generaldirektors **Gustav Adolph Moritz Aufschläger** bei Dynamit AG Hamburg geworden und leitete jetzt die Gesellschaften RWS und DAG. Für beide Firmen unterzeichnete er am 17. September 1926 mit der I.G. Farbenindustrie AG einen Interessengemeinschaftsvertrag, um übergreifende wirtschaftliche Ziele abzusprechen und kein gegeneinander Arbeiten zuzulassen. Auch waren bestimmte Fabrikationsbereiche abgegrenzt worden. Hierin eingeschlossen waren auch die Kunststoffaktivitäten, das zweite Standbein der RWS, da bei den I.G.-Firmen in diesen Jahren (noch) keine echte Konkurrenz bestand. Aufgegeben wurde allerdings die Vistra-Kunstfaser-Produktionen bei Dynamit-Krümmel in Geesthacht (bei Hamburg) an I.G. Farben zugunsten der Schwarzpulvergeschäfte dreier Firmen, die an DAG gingen. Insgesamt wurden 41 Firmen der Konzentration auf beiden Seiten geopfert.

Für Troisdorf hatte die Konzentration die Folge, dass ein neuer Verkaufs- und Vertriebsbereich aufgebaut wurde. Alle Sprengstoff- und Zünderaktivitäten übernahm die Sprengstoff-Verkaufs-GmbH; die Cel-



luloidproduktionen wurden von der **Celluloid-Verkaufs-GmbH** übernommen und die weiteren Kunststoffverkäufe übernahm die **Venditor-Kunststoff-Verkaufs-GmbH** in Berlin. Außerdem schloss man 1928 einen Interessengemeinschaftsvertrag mit der Gustav Genschow & Co AG in Berlin. Die Firma war auf den Verkaufsgebieten Jagdmunition, Sport- und Jagdwaffen sowie in Lederwaren tätig.

1928 waren (zunächst) alle diese Bestrebungen abgeschlossen und die beiden Hauptverwaltungen der **DAG Hamburg** und der **RWS Troisdorf** zusammengelegt worden in einem Generaldirektionsbüro Köln in der Zeppelinstraße.

Das Generaldirektionsbüro Köln war von jetzt an zuständig für die Firmen:

1. *Rheinisch-Westfälische Sprengstoff-Actien-Gesellschaft, Köln – Troisdorf.*
2. *Dynamit-Actien-Gesellschaft, vormals Alfred Nobel & Co., Hamburg, Köln.*
3. *Köln-Rottweil A. G. Berlin.*
4. *Deutsche Sprengstoff-Actien-Gesellschaft, Köln.*
5. *Dresdner Dynamitfabrik, Köln.*
6. *Rheinische Dynamitfabrik, Köln.*
7. *Carbonit Aktiengesellschaft, Köln.*
8. *Westdeutsche Sprengstoffwerke Aktien-Gesellschaft, Köln.*
9. *Dominitwerke Aktiengesellschaft, Köln.*
10. *Sprengstoffwerke Dr. R. Nahnsen & Co. Aktiengesellschaft, Köln.*
11. *Sprengstoffwerke Nüssau Aktiengesellschaft, Köln.*
12. *Lindener Zündhütchen- und Patronenfabrik Aktiengesellschaft, Köln.*
13. *„Adastra“ Verwaltungsgesellschaft m.b.H., Hamburg.*
14. *Esplanade Verwaltungs-Gesellschaft m.b.H., Köln.*
15. *Chemische Fabriken Plagwitz-Zerbst G.m.b.H., Böhlitz-Ehrenberg.*

Von diesen Firmen waren insbesondere die unter Nr. 7 und 15 genannten auch auf Gebieten tätig, die Hinweise auf eine Kunststoffforschung gaben. Damit konnten gleichgelagerte Zukunftsentwicklungen aufeinander abgestimmt werden.

Neue Überlegungen gab es dann in den Jahren 1930/1931. Die noch selbständigen Firmen unter der Führung von Paul Müller verursachten mit einem großen Verwaltungskostenanteil die Verteuerung der Produktionskosten und schmälerten die Verkaufserlöse. Damit wurden die Wettbewerbs- und Handlungsfähigkeiten einzelner Werke beeinträchtigt. Sparsamkeit und Zweckmäßigkeit waren in diesen Jahren oberstes Gebot mit der Folge, weitere Konzentrationen anzustreben. Eine Notverordnung des Reichspräsidenten unterstützte diese Bestrebungen, weil die Firmen leichter aus Mietverträgen aus-



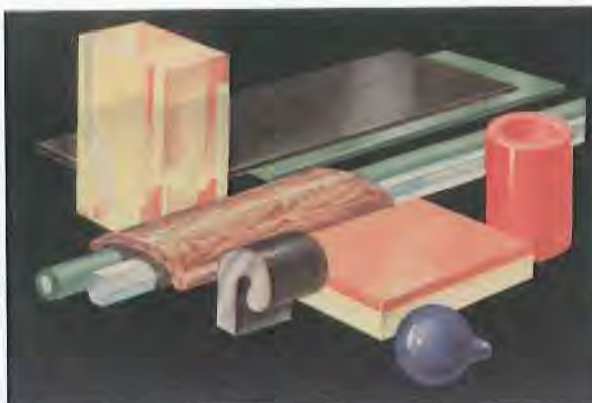
Wohnungsbaumaßnahmen in der Friedensstraße (AMD)

steigen konnten und so ein Spareffekt entstand. Dies nutzte Müller, in dem er der Generalversammlung der Dynamit AG Hamburg am 29. Juni 1931 die Fusion mit folgenden Firmen vorschlug: RWS Troisdorf (Köln), Siegener Dynamit-Fabrik, Deutsche Sprengstoff AG Köln, Rheinische Dynamitfabrik Köln, Dresdner Dynamitfabrik, Westdeutsche Sprengstoffwerke Köln. Die Generalversammlung stimmte dem Vorschlag mit Rückwirkung zum 1. Januar 1931 zu. Sitz der neuen Dynamit AG wurde Troisdorf. Alle Firmen- und Vermögenswerte der Einzelfirmen wurden auf die neue Gesellschaft übertragen. Danach wurden die genannten Firmen in den Handelsregistern gelöscht. Mit Heraufsetzung des Aktienkapitals auf 47 Millionen RM konnte eine einheitliche Firmenpolitik, eine verbesserte Produktionsbasis und eine vereinfachte Geschäftsführung betrieben werden. Die weiteren Veränderungen für den Firmenmantel sollen hier unerwähnt bleiben, da diese nur die Gesellschaft insgesamt, aber nicht den Standort betrafen, insbesondere nicht die Kunststofffabrik.

Zu den Änderungen und Verlagerungen schreibt der Stadt-Anzeiger vom 18. März 1932 u. a. folgendes: *Für Troisdorf sprach zunächst der Umstand, daß hier zurzeit das größte Werk des Dynamitkonzerns innerhalb der I. G. Farbenindustrie ist, dann wohl auch Sparsamkeits- und Zweckmäßigkeitgründe und nach diesen maßgebenden Gründen dürften auch Umsicht und Weitblick der Troisdorfer Kommunalpolitik an diesem Vorhaben nicht ganz unbeteteiligt sein. Die Unterbringung des Kölner Personals soll im Verwaltungsgebäude an der Kölner Straße, Ecke Kaiserstraße, erfolgen. Man erwägt zu diesem Zweck das Gebäude aufzustocken und ebenfalls einen Teil des dort untergebrachten Personals in das Direktionsgebäude „C“, das innerhalb des Betriebs der Celluloidfabrik liegt, zu überweisen. Man kann sehr wohl der Meinung sein, daß gerade das äußerst*

vielseitige Fabrikationsprogramm der Celluloidfabrik eine engere Verbindung mit dem Betrieb, wie sie durch die Verlegung der Büros zur Direktion „C“ erreicht werden kann, als erstrebenswert ansehen läßt. Wie im einzelnen diese Regelung auch erfolgen mag, so darf man doch für die zunächst interessierte Gemeinde Troisdorf daraus immerhin einige steuerliche Vorteile erwarten.

Mit dem bezeichneten Vorhaben wird gleichzeitig ein andres erwogen, das in seiner wirtschaftlichen Bedeutung sicherlich günstigere Auswirkungen für Troisdorf und die zunächst interessierten Gemeinden haben dürfte. Es ist nämlich geplant, dem hiesigen Werk zwei andere auswärtige Fabriken anzugliedern. Dabei handelt es sich zunächst um eine Mannheimer Fabrik des Konzerns, die Fertigwaren aus Celluloid (Puppen, Kämmen usw.) herstellt, und eine unsers Wissens augenblicklich weniger bedeutende Konzern-Celluloidfabrik in Eilenburg. Wenn auch die endgültige Entscheidung über diesen Plan nach Auskunft der Verwaltung noch nicht feststeht, so wird uns doch aus eingeweihten Kreisen mitgeteilt, daß diese Pläne sehr wahrscheinlich durchgeführt werden. Sicherlich wird besonders der Fertigwarenbetrieb geschulte Fachkräfte mit hierher übernehmen müssen, aber immerhin darf doch bei Verwirklichung mit der Einstellung neuer oder früher entlassener Arbeitskräfte gerechnet werden. Und gibt es heute eine größere Sorge der Gemeinden oder Kommunalverbände als die Arbeitsvermittlung? Nach unseren Erkundigungen darf man – ohne in zu rosigem Optimismus machen zu wollen – doch der Ansicht zuneigen, daß eine, wenn auch nicht übertrieben große, so doch immerhin fühlbare Erleichterung des Arbeitsmarktes



Gegenstände aus Trolon

mit ziemlicher Sicherheit zu erwarten ist. Von der zu erhoffenden günstigen Verwirklichung besonders des letztgenannten Plans ersehen natürlich neben der Gemeinde Troisdorf auch die umliegenden Gemeinden eine – wenn auch noch so geringe – Belebung des Arbeitsmarktes. Mögen alle sehnlichen Wünsche nicht unangenehm enttäuscht werden.

So waren in diesem Jahr 1932 noch nicht alle Fusions- und Konzentrationsbestrebungen abgeschlossen. Für Troisdorf war aber durch den Sitz der Generaldirektion der **Dynamit-Actien-Gesellschaft vormals Alfred Nobel & Co** eine besondere Anerkennung zuteil geworden.

Ein Jahrzehnt Troisdorfer Kunststoff-Entwicklungen

Vom Jahre 1931 ab befasste sich Dr. Gustav Leysieffer mit dem Ausbau der Aminoplaste, dem so genannten **Pollopas**. Forschung und Entwicklung hatten in den vergangenen Jahren die Beweise einer kostengünstigen Produktion und die Möglichkeiten des Verkaufs auf neuen Märkten erbracht.

Pollopas war eine Pressmasse aus Harnstoffharz. Es war ein heller farbloser Kunststoff, ähnlich dem weißen Kunsthorn. Das Harz wurde mit Formaldehyd ausgehärtet. Der Name geht auf den Chemiker F. Pollak zurück, der die Harnstoffharz-Pressmasse 1923 unter dem rechtlich geschützten Namen Pollopas herstellte. Nach verschiedenen Mischungen und Zugaben des Formaldehyd zum Harnstoff entsteht ein Vorkondensat des Kunststoffes. In Mischmaschinen wird das Vorkondensat mit Zellstoff als Füllstoff gemischt und danach in einem Ofen bei hoher Temperatur getrocknet. Das so entstandene Trockenprodukt wurde in Kugelmöhlen gemahlen und war danach das Ausgangsmaterial für die Pressmasse. Beim Mahlvorgang wurden entsprechend der benötigten Farbe der Endprodukte die Farbstoffe und Härtings-



Schmuck aus Trolon



Trolonprofile und Knöpfe



Schnallen aus Trolon



Halskette und Armreif aus Trolon

mittel beigemischt. Das Verarbeiten der Pressmasse als Formteile und Gebrauchsgegenstände geschah über Formpressen. Diese Art der Verarbeitung brachte eine gewünschte Geschmacks- und Geruchsentfernung mit sich.

Eine andere Art der Herstellung der Pressmasse war die Verwendung von Melamin anstelle von Harnstoff. Das Produkt war 1936 produktionsreif und erhielt den Namen **Ultrapas**. Bei der Verwendung von Ultrapas konnten höhere Ansprüche an das Endprodukt gestellt werden.

Aus beiden Grundprodukten des Pollopas wurden hergestellt: Telefonhörer, Telefongehäuse, Schaltknöpfe, Sanitärgegenstände, Grundplatten für Phonogeräte, Lichtschalter, Steckdosen, Teile von Haushalt- und Küchengeräten (Mixgeräte, Bügelisengehäuse, Kaffeemaschinen usw.), Brotschalen, Tassen, Radiogehäuse, Geschirr in Wohnwagen, Zelten, Flugzeuge, Speise- und Schlafwagen (Tabletts, Essgeschirr u. a.) und aus den Harnstofflösungen wurden Schaumstoffe für Isoliermaterial gefertigt.

Drei weitere Kunststoffarten waren **Trolitax**, **Dytron** und **Lignofol**, die 1931 auf der Basis des Harnstoffs unter Beimischung von Papier-, Gewebe- oder Holzstoffe als Pressstoffe hergestellt wurden. Diese Hartgewebe- und Papier-Schichtstoffe erhielten als oberste Schicht helle Papierbahnen, die dekorativ gestaltet waren und als Tisch- und Möbelbelag Verwendung fanden. Die Schichtstoffplatten mit Holzmischung wurden als **Liwa-** oder **Lignofolplatten** zur Auskleidung der Personenabteile und Flure in Eisenbahn- und Straßenbahnwagen sowie auch als Wandverkleidungen verwandt.

Auch das **Vulkanfiber** wurde in diesen Jahren, 1933/1934, in die Produktion aufgenommen. In diesem Fall war es aber die Verlagerung der Produktion vom Werk Dünaberg der Köln-Rottweil Pulverfabrik AG nach Troisdorf. Im Zuge der Neuorganisation der D.A.G. 1932 war diese Verlagerung empfohlen worden. Mit der Verlagerung wurde der Kunststoff-Standort Troisdorf ausgeweitet und sind die weltweit bekannten Produkte aus Troisdorf verstärkt worden.

Die Vulkanfibergeschichte begann schon 1846 in Paris, als zwei Chemiker – Poumarède und Figuir – die Cellulose mit Schwefelsäure behandelten. Daraus war eine papierähnliche Masse entstanden, die wie Pergament aussah und verklebt war. Einen anderen Versuch machte 1859 **Thomas Taylor** in England mit einer Zinkchlorid-Lösung. Dabei entstand aus der weichen Cellulosefaser des Papiers ein zäher, hornartiger Stoff. Den chemischen Vorgang bezeichnete Taylor als „Vulkanisieren“, die Cellulose war damit eine vulkanisierte Faser. Die Baumwollcellulose wird bei der weiteren Herstellung in Form von langen, gefärbten Papierbahnen durch eine wässrige und warme Zinkchlorid-Lösung gezogen. Danach

quillt die Papieroberfläche auf und ist gummiartig weich.

Die Herstellung geschah in der Weise, dass nach Entscheidung über die jeweilige Dicke der späteren Vulkanfaserbahnen die Zinkpapierbahnen, übereinander liegend, durch einen heißen Zylinder liefen, der mit Druckwalzen ausgestattet war. Bei diesem Vorgang wurden die Bahnen verschweißt. Danach durchliefen sie eine so genannte Reifestrecke um dann in einem weiteren Verfahren vom überschweißenden Zinkchlorid befreit und in Wasser getränkt zu werden. In einem Trocknungsprozess in einer Zylindertrockenanlage und dem Glätten der Bahnen auf dem Glättkalander wurden die Vulkanfaserbahnen auf Rollen gewickelt oder zu gängigen Platten geschnitten. Danach wurde das harte und zähe, aber biegsame Material von großer Festigkeit für den Verkauf gelagert. Aus Vulkanfaser wurden Koffer, Papierkörbe, Transportbehälter, Schutzhelme, Schleifscheiben, Dichtungen, Sortierkästen u.a. Gegenstände hergestellt.

Die bisher in dieser Arbeit genannten und in Troisdorf entwickelten, weiterverarbeiteten und in der Verwendungstechnik erprobten Kunststoffe waren so genannte duroplastische Kunststoffe. Dabei handelte es sich um bei starker Hitze härtbar gemachte Stoffe, die nicht schmelzbar waren. Als Grundstoffe wurden Materialien aus der Natur ausgesucht und erprobt, die, wie Cellulose sowie tierisch-eiweißhaltige Produkte, für die Neuschaffung über chemische Verbindungen geeignet waren und so die Grundlage der Naturchemie bildeten. Ein anderer Weg waren die thermoplastischen Kunststoffe, die heiß formbar waren und die auf der Basis der Verbindung von Großmolekülen in bestimmten Verfahren hergestellt wurden. Der Ausgangsstoff **Styrol** wurde schon 1800

von dem Berliner Chemiker E. Simon aus dem Grundstoff des asiatischen Storaxbaumes gewonnen. Eine hieraus destillierte wasserklare Flüssigkeit nannte er Styrol. Dieses Styrol stellte 1866 M. Berthelot in Paris im Laboratorium künstlich her. 1909 untersuchte in Leipzig der Chemiker H. Stobbe das künstlich hergestellte Styrol und seine Verwendung als festen Stoff, das **Polystyrol**. Mit dieser Entwicklung entfernte sich die Chemie vom Naturprodukt und es entstand in Deutschland seit 1930 der Aufbau einer großtechnischen Styrolherstellung in chemischen Fabriken, nachdem der Freiburger Chemiker H. Staudinger 1929 die Verfahrenstechnik des neuen Kunststoffs entwickelt hatte.

Mit den praktischen Verarbeitungs- und Anwendungstechniken des neuen Kunststoffes beschäftigte sich bei der D.A.G. in Troisdorf **F. Schmidt**. Er hatte schon 1929 in mehreren Versuchsreihen die Verwertbarkeit des Polystyrols im Spritzgussverfahren überprüft und damit Pionierarbeit für die Anwendung geleistet. Die Ergebnisse dieser Leistung sind später von vielen Herstellern übernommen worden. In Troisdorf erhielt 1930 der im Spritzgussverfahren hergestellte Kunststoff den Namen **Trolitul**, eine andere Polymerisation war das **Trolit**.

Die Herstellung des Polystyrols geschah in der Weise, dass das Styrol in einem beheizten Kessel mit einem Zusatz, dem Polymerisations-Beschleuniger, vermischt und bei 90° erhitzt wurde. Dabei bildete sich ein Sirup-Gemisch, das in einen anderen Behälter floss. In diesem Behälter wurde die Temperatur langsam auf 200° erhöht. Bei diesem Vorgang wurde

Anlage zur Herstellung von Vulkanfaser



die Masse größer und zäher. Mit einer Förderschnecke wurde die zähe Masse aus dem Behälter auf ein Förderband bewegt und mit der Schnecke weitertransportiert. Am Ende der Bahn ist durch die fortdauernde Bewegung das Polystyrol entstanden und wird durch einen durchlöcherten Endverschluss gepresst. Die endlosen, heißen und weichen Stränge werden beim Erkalten hart und müssen für die Weiterverarbeitung granuliert (zerkleinert) werden.

Nach einem anderen Verfahren wurde 1933 **Astralon** hergestellt, indem die Polystyrolmasse mit Vinylmischpolymerisaten vermischt und auf hochgeheizten Walzen und Kalandern in Plattenform gebracht und in Polierpressen verdichtet wurde. Die Astralonplatten sind hell und durchsichtig wie Glas und werden je nach Bedarf als Tafeln, Folien, Stäbe und Rohre hergestellt. Aus dieser Formgebung können dann Messgeräteskalen, Lineale, Zeichengeräte, Rechenschieber, Reklameschilder, Lampenzubehör, Abdeckfolien für Karten, Innenbehälter in Kühlschränken und sonstige empfindliche Gebrauchsgegenstände hergestellt werden.

Ein weiteres Mischpolymerisat war der Kunststoff **Mipolam**, bei dem Weichmacher und Stabilisatoren zugesetzt wurden und daraus eine gummiartige Masse entstand. Dieser gummiartige Kunststoff dient seit 1935 auch als Isoliermasse und für Drahtummantelungen und war in Plattenform ein Bodenbelag. Bei der Verwendung von Polyvinylchlorid statt der Mischpolymerisate entstand ein harter Duro-Kunststoff. Dieser Stoff erhielt in Troisdorf 1937 den Namen **Troidur**. Die Hart-PVC-Platten fanden Verwendung im Apparatebau und in der Elektrotechnik. Der Kunststoff war in vielen Entwicklungsschritten in den Troisdorfer Werkstätten erarbeitet und erprobt worden. Damit leisteten die Troisdorfer Anwendungstechniker Pionierarbeit für einen Kunststoff, der weltweit Anwendung fand. F. Schmidt, der universale Kunststofftechniker, hat hierfür in Troisdorf die Grundlagen geliefert.

Ein weiterer Kunststoff, der auf seine Entwicklung zurückgeht, war der 1938 in die Produktion gegangene Markenname **Dynagen**. Es war die Troisdorfer Version auf der Basis der Olefinpolymere, die zur Gruppe der Polyäthylenstoffe gehörten und war damit eine Produktlinie des Kunstkautschuks. Aus dem Entwicklungsprodukt Polyisobutylene-Dynagen wurden Abdichtungsfolien für das Bauwesen hergestellt, die die Dichtungstechnik revolutionierten und auch im Bautenschutz eingesetzt wurden. Eine andere Verwendung des Grundstoffes war der Einsatz bei der Lederwarenherstellung.

Zu erwähnen ist noch, dass für die Schallplattenherstellung in Troisdorf ein besonderes **Vinylmischpolymerisat** in Granulatform entwickelt wurde. Die Schallplattenmasse war die Grundlage für die Her-



Segelflugzeugteile aus Trolitax

stellung der Schallplattenrohlinge in besonderen Pressen.

Mit diesen neuen Kunststoffen waren in Troisdorf bedeutende Entwicklungen und Vorgaben für die Zukunft erarbeitet worden. Der ersten Generation der Umwandlung der Kunststoffe aus Naturprodukten folgte in diesen Jahren die Entscheidung zu den Polymerisatstoffen. Es war, grob gesagt, die Hinwendung der Duroplaste zu den Thermoplasten, des Harten zu den weichen Kunststoffen. Damit gab es jetzt auch Konkurrenzprodukte zu den Herstellern von Gegenständen aus Eisen, Metall, Kautschuk, Glas und Aluminium. Es war die Grundlage geschaffen für den Aufbau einer chemischen Großindustrie sowohl bei den Rohstoffen als auch bei den Halbprodukten. In Anbetracht der Absprachen in der I. G. Farbenindustrie fiel Troisdorf der Werksaufbau bei den Halbprodukten zu, insbesondere für die Press- und Spritzgussstoffe und das Halbzeug aus Kunstharzen, Celluloid, Vulkanfiber aus eigener und Fremderzeugung der Rohstoffe. Diese Stellung

brachte dem Werk den Ruf einer Weltfirma und Troisdorf das Attribut einer Industriestadt ein.

Das erste Segelflugzeug aus Kunststoff

Bei Abfassung des Aufsatzes erhielt ich vom früheren Bürgermeister Walter Bieber, Troisdorf, den Hinweis, dass schon 1936 bei der Kufa Teile eines Kunststoff-Segelflugzeuges gebaut worden seien. Entsprechende Hinweise gebe es in der nicht veröffentlichten Chronik „100 Jahre Luftsportverein Bonn – 100 Jahre Bonner Luftsport“ von Prof. Dr. Lothar Franz, der auch Geschäftsführer der Rhein-Sieg-Verkehrs-GmbH (RSVG) sei. Mit Genehmigung von Prof. Dr. Franz werden Text und zwei Fotos hier abgedruckt:

Nach entsprechenden Vorversuchen entstand in Zusammenarbeit mit der Dynamit AG Troisdorf im Frühjahr 1936 ein für den Schulgleiter „Hol's der Teufel“ konstruiertes Flügelpaar, das ganz aus Kunststoff gebaut und in konstruktiver Hinsicht im wesentlichen der Holzbauweise nachgebildet wurde. Damit haben die Brüder Horten bereits 1936 das erste Kunststoffsegelflugzeug der Welt gebaut. Danach entstand die Horten Va aus dem Kunststoff „Trolitax“. Ein Meisterstück lieferte Peter Kämpel, der die Luftschrauben aus dem sehr zugfesten Lignofol herstellte. Obwohl vorher das Segelflugzeug gebaut worden und damit die Werkstatt eingearbeitet war, bereitete die Fertigung große Schwierigkeiten.



Kugeln aus Trolon

Der Flugzeugbau deckte reihenweise neue in das Gebiet der Kunststofftechnik fallende Probleme auf. Es seien nur erwähnt: Verleimungen nach Aufrauhen mittels Sandstrahlgebläse, Hohlkörperpressung, um Steifigkeit zu erreichen. Homogenpressung, um gleiche Materialwerte zu erhalten. Füllstoffzusammensetzung, Leimung des Harzes und nicht bloß des Füllstoffes, Schnittgeschwindigkeiten und Kerbempfindlichkeiten usw. Diese Probleme konnten nicht alle gelöst werden, wenn auch einige Patente von der Dynamit AG angemeldet werden konnten. Beim ersten Start der Horten Va fiel unglücklicherweise ein Motor aus und ein Flügelende berührte den Boden mit anschließendem Totalbruch.

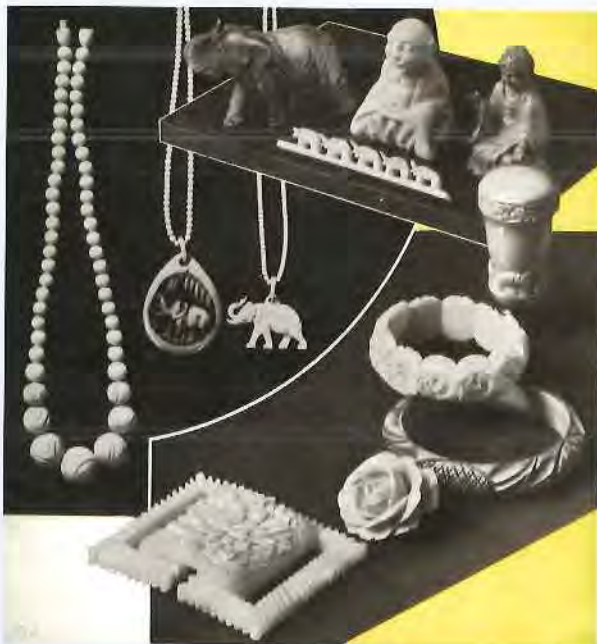
Die wirtschaftliche Entwicklung in den Jahren bis Kriegsende 1945

Die Entwicklungs-, Verfahrens- und Verarbeitungstechniken der neuen Kunststoffe vom Ende der 20er und Anfang der 30er Jahre erforderten bis zur Produktionsreife große Investitionen in neue Betriebsgebäude und Maschineneinrichtungen. Die ersten Ergebnisse zeigten sich ab 1932. Der Kölnische Stadtanzeiger vom 21.9.1933 schrieb hierzu folgendes:

Die Dynamit AG, die im Vorjahr 3 ½ v. H. Dividende auf die Stammaktien verteilte, hat im ersten Halbjahr 1933 ein wesentlich befriedigenderes Ergebnis erzielt als in der Vergleichszeit des Vorjahres. Das Ausführungsgeschäft habe zwar nach wie vor, besonders in Südamerika und in Ostasien, mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen. Dagegen konnte sich das Inland-



Möbelbeschläge aus Trolon



Schnitzarbeiten aus Trolon

geschäft so stark beleben, daß bis in die jüngste Zeit hinein fortlaufend Neueinstellungen erfolgen konnten. Recht befriedigend war der Umsatz in Zündkapseln und in Zündrequisiten wie auch im Celluloidgeschäft, so daß die Anlagen teilweise mit voller Leistungsfähigkeit arbeiten konnten. Die seit längerer Zeit angestellten Versuche zur Vervollkommnung der Kunststoffprodukte haben weitere Fortschritte gemacht und teilweise zu einem gewissen Abschluß geführt.

Nach und nach nahm in diesen Jahren die Beschäftigtenzahl zu. Von 2750 im Jahre 1932 gab es Anfang 1934 schon 5000 Arbeitskräfte. Das war die dreifache Zahl des Standes vor Ausbruch des I. Weltkrieges.

In einem Zeitungsbericht des Westdeutschen Beobachters vom 14. Juni 1937 schrieb ein Redakteur über die günstige Entwicklung des größten Kunststoffwerks in Europa folgendes:

Der Hauptversammlung am 15. Juni in Hamburg werden bekanntlich auf Grund des Interessengemeinschaftsvertrages mit der IG Farben-Industrie unverändert 6 v.H. Dividende auf 125000 Vorzugs- und wieder 3 ½ v.H. auf 45161300 RM. Stammaktien vorgeschlagen. Der Reingewinn wird wieder mit 1.679 Millionen RM ausgewiesen. Die Roheinnahmen stiegen von 42,42 auf 60,51. Der Umsatz in allen Abteilungen habe eine recht erfreuliche Zunahme erfahren, die erhebliche Ausfuhr konnte mengen- und auch wertmäßig weiter gesteigert werden. Der weitere Werksaubau und die Belebung in allen Abteilungen ermöglichten wiederum zahlreiche Neueinstellungen. Das Realeinkommen konnte durch Leistungszulagen gesteigert werden, die Sozialein-

richtungen wurden weiter ausgebaut. In der Ersetzung von Auslandsrohstoffen durch inländische Werkstoffe wurden recht erfreuliche Fortschritte verzeichnet.

Der Bericht gibt dann einen Überblick über die Entwicklung der neuen Kunststoffe in Troisdorf, das man heute wohl als das Kunststoffwerk mit dem größten Arbeitsprogramm in Europa bezeichnen dürfte. Auf Grund der intensiven Entwicklungsarbeiten in den letzten Jahren, bei denen sich die enge Zusammenarbeit mit IG-Farben besonders fruchtbringend ausgewirkt habe, sei die Gesellschaft in der Lage, die durch den 2. Vierjahresplan gestellten nationalen Aufgaben weitestgehend zu unterstützen.

Die Phenol- bzw. Kresolharzpreßmischungen konnten sich in den letzten Jahren einen starken Marktanteil erringen. Die Carbamidharzpreßmassen finden neben technischer Verwendung vor allem für Haushaltsartikel und Galanteriewaren ausgedehnte Anwendung. Für die Knopf-, Schmuck- und Galanteriewaren und Beschlagindustrie, das Drechsler- und Schnitzgewerbe wurde ein Edelgießharz auf Basis von Phenolharzen herausgebracht, das neuerdings auch in perlmuttartigen Effekten hergestellt wird und sich durch hervorragende Bearbeitbarkeit auszeichnet. Die Vulkanfaserzeugung habe sich gut entwickelt, die Gesamtproduktion konnte ohne Schwierigkeiten abgesetzt werden und man rechnet mit neuen Absatzgebieten. Das Kunststoffprogramm wurde auf dem Gebiet der von der IG entwickelten Vinylprodukte wesentlich erweitert, ihre Bedeutung sei heute noch nicht zu übersehen. Immer wieder komme es auch vor, daß ausländische Bearbeiter die Vorteile



Baubeschläge aus Trolon



Lampen aus Trolon



Griffe aus Trolon

der neuen Massen gegenüber den Naturprodukten oft schneller erkennen als deutsche Fabriken.

Auch im laufenden Jahre habe die Umsatzsteigerung auf allen Gebieten angehalten. Ein weiterer Ausbau der Betriebe wurde in Verbindung mit dem Vierjahresplan in Angriff genommen.

Einen anderen, umfangreichen Bericht über die Troisdorfer Kunststofffabrik in der Westdeutschen Landeszeitung vom 25.7.1938 titulierte der Schreiber mit **Vom Taschenkamm zur Kunststoff-Karosserie** und berichtet u. a. folgendes:

In kurzer Zeit erwarb sich der Betrieb in der Fachwelt einen guten Namen. Die leitenden Männer freuten sich des Erreichten, aber die Erfolge spornten zu neuer Arbeit an. Unermüdlich wurde in den Laboratorien geforscht und experimentiert. Neue, vielseitig verwendbare Werkstoffe waren das Ziel. Aus der Fülle der Versuche wuchs in den Laboratorien langsam, unterbrochen von mancherlei Rückschlägen, das Neue. Aber lang und dornig ist der Weg vom Laboratoriumsversuch bis zur Aufnahme der Erzeugung im Großen. Doch auch viele Schwierigkeiten wurden überwunden. Außerordentlich schnell eroberten sich die neuen Werkstoffe vor allem in der Elektro- und Radio-Industrie ihr Absatzgebiet.

Weiter gingen Forschen und Streben, Experimente und Großversuche. Immer neue Kunststoffe wurden geschaffen, zu zweckmäßig gestalteten, formschönen Gebrauchs- und Geschenkartikeln verarbeitet. In Gemeinschaft mit den anderen Erzeugnissen des Werkes machten sie Troisdorfs Namen in der ganzen Welt bekannt.

Die Erfolge drängten zu neuen Aufgaben. Ausländi-

sche Rohstoffe durch gleichwertige und bessere Erzeugnisse zu verdrängen, war das nächste Ziel. In bemerkenswert kurzer Zeit wurde es erreicht. Die rückhaltlose Anerkennung, gleich ob es das neue Edelkunstharz für Schmuckgegenstände, Tisch- und Wandplatten, der neue Werkstoff für Radio- und Staubsaugergehäuse oder das neue Fabrikat für Stäbe, Profile, Röhren, Dichtungs- und Isoliermasken war: Der eindeutige Beweis für diese Anerkennung war die vorjährige Weltausstellung auf der die neuen Werkstoffe der Kunststofffabrik der jetzigen Dynamit AG mit dem höchsten Preis, dem **Grand Prix** ausgezeichnet wurden. Langjährige, nimmermüde Arbeit fand vor der Weltöffentlichkeit ihre schönste Krönung.

Neue Pläne reifen

Die Troisdorfer Kunststoffe waren im Laufe der Jahre zu immer höherer Güte vervollkommen worden. Man hatte Spitzenleistungen geschaffen, die ihresgleichen suchten. Ihnen weitere Verwendungsmöglichkeiten zu erschließen, in wirkliches Neuland vorzustößen, schien selbst den Fachleuten zunächst nicht mehr möglich zu sein. Aber Forschungs- und Unternehmungsgeist wehrten sich gegen diese Beschränkung. Für einen solch universalen Rohstoff wie das Kunstharz mußte es neue Möglichkeiten geben! Davon war vor allem der **Leiter der Kunststofffabrik, Direktor Dr. Leysieffer**, überzeugt. Gewiß, man hatte bisher die mannigfaltigsten Zubehörteile und Gebrauchsartikel geschaffen, zahlreichen Industrien und Gewerbebezweigen neue, hochwertige Werkstoffe gegeben. Weshalb sollten aber die Kunststoffe nicht auch den aussichtsreichen Wettbewerb mit den



Koffer und Ständer aus Vulkanfiber

eigentlichen Baustoffen, mit Holz, Stahl und Leichtmetallen aufnehmen? Das wäre der große Wurf, der Beginn einer neuen, entscheidenden Entwicklung gewesen. Das hätte unübersehbare Möglichkeiten geboten, die Rohstoffbasis der deutschen Wirtschaft wesentlich erweitert.

Die Kunststoff-Karosserie

Der Leiter der Troisdorfer Kunststoff-Fabrik war der Mann, diesen Wurf zu wagen. Die schnell fortschreitende Motorisierung Deutschlands brachte steigenden Bedarf an Holz und Stahl. Hier mußte sich eine Möglichkeit bieten, den Kunststoff einzuschalten. Warum sollte nicht ein Teil der Kraftwagen anstatt der bisherigen Karosserien aus Holz und Stahlblech mit Kunststoff-Karosserien ausgerüstet werden?

Ja, hier mußte der Hebel angesetzt werden!

Anderthalb Jahre schon, ehe Troisdorfer Kunststoffe auf der Pariser Weltausstellung die höchste Auszeichnung, den Grand-Prix, erhielten, begann dieser Plan greifbare Gestalt anzunehmen. Mit allen Kräften strebte man dem neuen Ziele zu. Außerordentlich waren die Anforderungen, die man an den neuen Werkstoff für den Karosseriebau stellen mußte. Hochbetrieb herrschte in den Laboratorien. Neue Zusammensetzungen wurden erdacht, geprüft, vervollkommenet. Kaum waren die Laboratoriumsarbeiten beendet, da stellte man den neuen Werkstoff in größeren Mengen her, unterwarf ihn schärfsten Prüfungen, erprobte Widerstandsfähigkeit, Bruch- und

Splitterfestigkeit. Sorgsam und gewissenhaft ging man zu Werk. Endlich schien das neue Material allen Anforderungen zu genügen. Jetzt mußte sich zeigen, ob es sich auch in der Praxis bewährte. Aber diese letzten Erprobungen konnten nur in Verbindung mit der Auto-Industrie durchgeführt werden.

Strenge Prüfungen

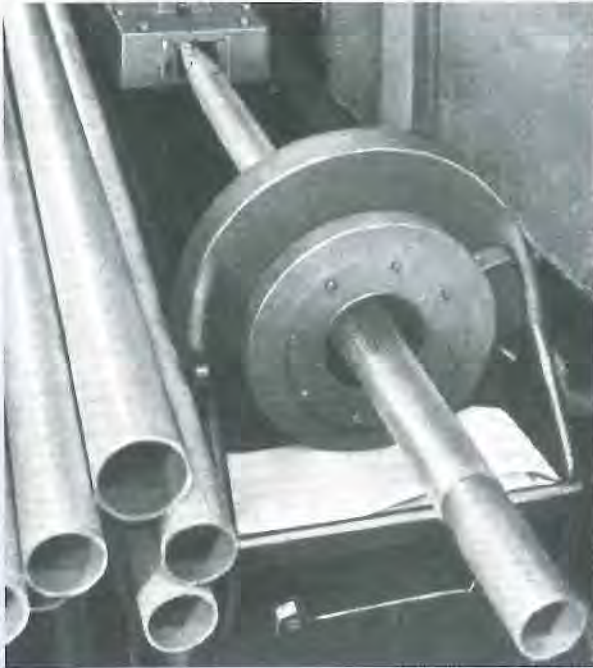
So wurden denn jetzt die ersten Kunststoff-Karosserien hergestellt, aus neuem besonders geschaffenen Werkstoff gepreßt. Bald liefen in einem bekannten Werk der Auto-Industrie die ersten Probewagen. Unter den schwierigsten Geländebedingungen, bei jeder Witterung, in glühender Hitze und strengster Kälte wurden die Kunststoffkarosserien schärfsten Fabrikprüfungen unterzogen. Anforderungen wurden an sie gestellt, wie die Praxis sie kaum jemals stellen wird. Der vollkommen neuartige Werkstoff bestand mit bestem Ergebnis diese Prüfung auf Herz und Nieren.

Bis zu Beginn des Jahres waren diese Versuche nur den unmittelbar Beteiligten bekannt. Ein weiterer Kreis erfuhr von diesen bedeutsamen Plänen, als das Werk Einzelteile der Karosserie auf der Berliner Automobilausstellung zeigte. Reges Interesse brachte ihnen dort die in- und ausländische Fachwelt entgegen. Erst durch den vor wenigen Wochen ausgegebenen Geschäftsbericht der Dynamit AG erhielt die breitere Öffentlichkeit Kenntnis von der Tatsache, daß es dem Kunststoff gelungen war, ernsthafter Konkurrent für die Baustoffe Holz, Stahl und Leichtmetall im Karosseriebau zu werden.

Die Eigenschaft der Kunststoff-Karosserie

Inzwischen sind die Fahrtversuche mit aussichtsreichem Ergebnis weiter fortgesetzt worden. Es ist selbstverständlich, daß die Betriebsleitung mit Mitteilungen über das neue Erzeugnis sehr zurückhaltend ist; sie will erst den restlosen Abschluß aller Versuche abwarten, ehe sie Genaueres über die Güte des neuen Erzeugnisses der Öffentlichkeit unterbreitet. Aber über die bisherigen Prüfungsergebnisse ist doch schon so viel durchgesichert, daß man folgendes feststellen kann:

Gegenüber Karosserien aus Holz hat die neue Kunststoff-Karosserie den Vorteil absoluter Splittersicherheit. Gegenüber Stahlblech-Karosserien fällt vor allem das wesentlich geringere Gewicht in die Waagschale. Zudem ist die neue Karosserie vollkommen schwingungsfrei. Dadurch kommt das bei Karosserien aus Blech auftretende störende Geräusch in Fortfall. Gegenüber Metall hat der Kunststoff eine vielfach größere Wärme-Isolierung; die Kunststoff-Karosserie ist also im Winter wesentlich wärmer, im Sommer kühler als Karosserien aus Blech. Bei den, recht häufig vorkommenden Beschädigungen durch



Trovidurrohre werden mit einem Metallüberzug ummantelt

Stoß und bei leichteren Unfällen verbeult die Kunststoff-Karosserie nicht. Über weitere Eigenschaften der Karosserie wird man wohl Näheres erfahren, wenn die Versuche in den nächsten Monaten abgeschlossen sind.

Die Verwendungsmöglichkeit

Recht weit gespannt ist der Rahmen, den die deutsche Automobilindustrie für die Verwendung der kommenden Kunststoff-Karosserie bietet. Diese Karosserie wird vorwiegend für solche Wagentypen in Frage kommen, die in großen und größten Serien hergestellt werden. Durch die Einfachheit der Montage wird sie besonders bei der Fließarbeit am laufenden Band wesentliche wirtschaftliche Vorteile bieten. Wir sind überzeugt, daß die Automobilindustrie sich für ihre kleineren und mittleren Wagen der neuen Troisdorfer Kunststoff-Karosserie gerne bedienen wird.

Das Werk und die Industriestadt im Grünen

Nicht sofort wirkten sich die Erfolge in der Kunststoffentwicklung bei RWS/DAG 1931 auf die Beschäftigung und die Schaffung neuer Arbeitsplätze aus. Das war erst nach einigen Jahren möglich, wenn auf die Produktion abgestimmte Maschinen konstruiert, gebaut und aufgestellt und die Gebäude hergerichtet waren. Infolge der allgemeinen Wirtschaftslage 1931 wurden bei RWS, wie auch bei Klöckner-

Mannstaedt, Arbeiter und Angestellte entlassen oder es wurden Arbeitsaufträge gestreckt und Lohn- und Gehaltsverzichtete ausgesprochen. Auch der Wohnungsbau war gegenüber dem Vorjahr zurückgegangen, weil hierfür nicht das nötige Eigenkapital aufgebracht werden konnte. So waren weitere Wohnungsbauten an der Nordstraße, Kronenstraße, Friedensstraße, Heidestraße und Hermann-Löns-Straße entstanden. Die Firma RWS/DAG war dabei daran interessiert, dass ihre Beschäftigten mit der Familie in der Nähe des Werkes wohnten. In Troisdorf gab es in diesen Jahren eine von der katholischen Pfarrgemeinde St. Hippolytus eingerichtete Kinder- und Jugendheim, die sich durch Spenden finanzierte. Die Küche der RWS stellte täglich bis 100 Mittagessen bereit, die zu einem verbilligten Preis für Bedürftige abgegeben wurden.

Auf wirtschaftliche Verbesserungen gehen die Wohnungsbaumaßnahmen in Oberlar (Homberg-Siedlung), in Sieglar (Friedlandstraße) und Spich (Rodderstraße/Hauptstraße) zurück. Auch das Straßenbahnprojekt Troisdorf-Spich-Wahnheide (entlang Mülheimer Straße/Hauptstraße) hatte das Planungsziel, den Arbeitern und Angestellten aus Spich eine einfache und billige Fahrmöglichkeit zu und von den RWS/DAG-Betrieben anzubieten. Der Plan ist aber nicht ausgeführt worden. 1931 beschlossen die Troisdorfer Gemeinderäte, die 1923 gegründete Gemeindeparkasse wegen der Wirtschaftskrise in die Kreisparkasse einzugliedern. 1935 war das erste zentrale Verwaltungsgebäude der Dynamit AG Troisdorf an der Mülheimer-/Kaiserstraße fertiggestellt worden.

Die weiteren Entwicklungen in den nächsten Jahren waren ein Hoffen und Bangen auf ein Ende der Wirtschaftskrise. Dieses Ende gab es dann mit der Machtergreifung Hitlers, dem nationalsozialistischen Terror und einer vermeintlichen Unterstützung der Wirtschaft für die Kriegsziele des II. Weltkrieges. Diese Zielsetzungen gehen deutlich aus den hierunter zitierten Zeitungsberichten hervor.

So erschien am 17. März 1938 der folgende Artikel



Mipolamverschweißung bei der Bodenverlegung



Mipolamboden

im Kölner Stadtanzeiger:

In der Dynamit AG wurde am Freitagmorgen eine Fabrikausstellung eröffnet, welche die NSG „Kraft durch Freude“ in Gemeinschaft mit dem Werk durchführte. Im Speisesaal der Technischen Abteilung fand einleitend eine schlichte Feier statt, die von Gesängen (teilweise mit Begleitung eines kleinen Orchesters) eingeleitet und umrahmt wurde.

*Nachdem ein Werkschermann den Spruch des Tages gesprochen hatte, führte der Betriebsführer, Direktor Dr. Leysieffer, u.a. aus: Eine der schönsten Aufgaben des Amtes **Feierabend** ist es, neue Erholungsmöglichkeiten für die schaffenden deutschen Menschen zu erstellen. Neben den vielen bekannten Leistungen dieser Art führt das Amt allmonatlich im Reich 60 Fabrikausstellungen durch. In ihnen wolle man dem schaffenden Menschen kostenlos und ohne großen Aufwand an Zeit die guten Werke deutscher Kunst näherbringen. Zu dem Zweck würden Führungen unter fachkundiger Leitung während der dreiwöchigen Ausstellungsdauer veranstaltet, und er hoffe, daß alle Werkskameraden von dieser Vergünstigung Gebrauch machen würden. Zum Schluß seiner Ausführungen dankte Dr. Leysieffer der DAF, den ausstellenden Künstlern, und allen am Zustandekommen der Ausstellung Beteiligten im Namen des Werks, und wünschte der Ausstellung einen guten Erfolg.*

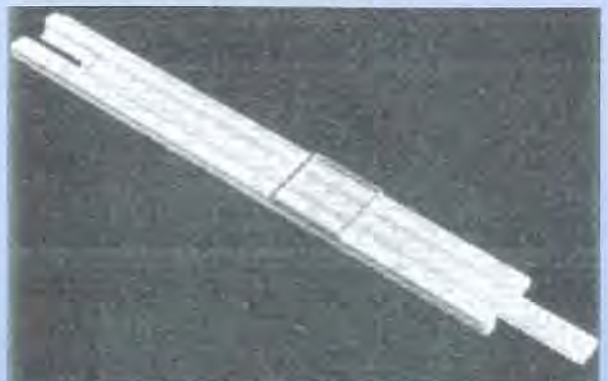
Kreisobmann Lüttgen von der DAF betonte, daß die wieder erstarkte Liebe zum Vaterland auch das Verständnis für alles Schöne im Vaterland hebe; die Wertschätzung deutscher Kunst vertiefe ihrerseits wieder die Liebe zum Vaterland. Wenn auch diese Kunstwerke noch nicht für alle Volksgenossen er-

schwinglich seien, so wolle man doch das Verständnis dafür vertiefen, die Freude daran heben. Die letzten Überbleibsel einer „entarteten Kunst“ wolle man damit ausmerzen, und sich durch die Ausstellung darüber klar werden, daß wir alle Arbeiter am deutschen Werk sind.

Gaureferent Graeve vom Amt Feierabend überbrachte die Grüße des Gauwarts der NSG „Kraft durch Freude“, und verwies auf die großen Leistungen von KdF. So wolle man auch den deutschen Menschen nicht nur in die Fjorde Norwegens führen, sondern ihm auch die Werke der deutschen Kunst vorführen und näherbringen. Man wolle eine Brücke schlagen vom deutschen Künstler zum deutschen Arbeiter. – Nach der Führerehrung und den deutschen Liedern folgte ein erster Rundgang durch die in einem großen Nebenraum übersichtlich angeordnete Ausstellung, die wir bereits bei früheren Gelegenheiten besprochen.

Erstmals wurde 1938 (Westdeutscher Beobachter vom 18. Mai) vom Troisdorfer Verschönerungs- und Verkehrsverein der Begriff **Industriestadt im Grünen** geprägt. Man forderte die Hauseigentümer auf, ihre Vor- und Ziergärten sowie die Gemeindeverwaltung nach diesem Slogan die öffentlichen Anlagen zu gestalten. Für das Frühjahr 1939 war eine Werbeschrift unter diesem Titel geplant und die Betriebe des Gaststättengewerbes sowie Hauswirte wurden aufgefordert, für Besucher mehr als die 34 vorhandenen Übernachtungsbetten für Gäste und Besucher bereitzustellen.

Aber auch die Bereitstellung weiterer baureifer Grundstücke für den Wohnungsbau wurde in diesen Jahren immer mehr zum Problem. So war es ein glücklicher Umstand, dass Freiherr Karl von Elverfeldt genannt Beverfoerde in Mecklenburg ein Rittergut gekauft hatte und alle Besitzungen in Troisdorf verkaufte. Die Verhandlungen waren Ende 1938 von Kämmerer Heinrich Kutzner und Bürgermeister Ernst Schünemann eingeleitet worden und kamen im Frühjahr 1939 zum Abschluss. Danach wurden, wie zu erwarten war, baureife Grundstücke für Wohnzwecke verkauft. Wie sehr das nötig war, zeigt auch



Rechenschieber aus PVC-Mischpolymerisat



Pollopas-Werbung für Wochenenden und Ferien

der folgende Bericht des Stadtanzeigers vom 15. April 1939:

Trotz dieser seit langem im Siegkreis einzig dastehenden Bautätigkeit und des Tempos, mit dem in Troisdorf gebaut wird, deckt der Wohnungsbau den Bedarf an Wohnungen noch längst nicht. In einer der letzten Gemeinderatssitzungen betonte Bürgermeister Schünemann noch, daß trotz regster Bautätigkeit immer noch über 1000 Wohnungen in Troisdorf fehlten. Und das, obwohl sich die Troisdorfer Großindustrie über die beiden Genossenschaften wieder lebhaft am Wohnungsbau beteiligt hat. Die örtliche Großindustrie, die heute mehr denn je Troisdorf in den wirtschaftlichen Mittelpunkt des Kreises gerückt hat, ist lebhaft daran interessiert, ihre Gefolgschaft möglichst in der Nähe des Arbeitsplatzes ansässig zu machen. Sie hat in dieser Hinsicht bereits seit langem beträchtliche Anstrengungen gemacht, die in den letzten Jahren eine wesentliche Belebung erfuhren. Bei dem ständig sich verschärfenden Mangel an Arbeitskräften muß natürlich die einzelne Arbeitskraft entsprechend wirt-

schaftlich ausgenutzt werden. Lange und teilweise beschwerliche Anmarschwege zur Arbeitsstätte zehren aber bereits einen Teil der Arbeitskraft auf, und daher ist man bemüht, die Gefolgschaftsmitglieder möglichst in der Nähe der Werke unterzubringen. Diese Maßnahme wird dann voll verständlich, wenn man berücksichtigt, daß die Troisdorfer Werke nicht nur zahlreiche Gefolgsleute aus dem gesamten Siegkreis, sondern ebenso sehr viele aus den Nachbarkreisen, aus Köln, Bonn und noch erheblich weiter entfernten Orten, sogar aus den Gegenden vom Mittelrhein usw., beschäftigen. Es gibt täglich einige Züge von Köln nach Troisdorf und zurück, die fast ausschließlich von Gefolgsleuten hiesiger Werke besetzt sind.

Aber auch vom Standpunkt der Gemeinde aus ist die Ansiedlung der auswärts wohnenden Gefolgschaftsmitglieder der Troisdorfer Werke sehr erwünscht. Nachdem die Zahlung der Gewerbesteuerausgleichszuschüsse an Wohngemeinden eingeführt ist, erscheint die Ansiedlung am Arbeitsort noch stärker erstrebenswert für die Gemeinde. Die Gemeinde Troisdorf muß nämlich jährlich allein an einen Nachbarort 27000 Mark an Gewerbesteuerausgleichszuschuß zahlen; insgesamt muß sie jährlich rund 70000 Mark an derartigen Ausgleichszuschüssen entrichten. Diese Zuschüsse belaufen sich je Arbeitnehmer auf 50 Mark. Es ist also ein einfaches Rechenexempel, festzustellen, welche hohen Beträge die Gemeinde einsparen könnte, wenn es gelänge, diese rund 1400 auswärts wohnenden Gefolgsleute der Troisdorfer Industrie in Troisdorf anzusiedeln. Es würden dann zunächst die erwähnten 70000 Mark eingespart.

Unseres Erachtens ist aber als noch mindestens gleich hoher Gewinn für die Gemeinde die Tatsache anzuschlagen, daß diese 1400 Arbeitnehmer mit ihren Familien – also rund wenigstens 5000 Volksgenossen – auch die Kosten für ihren gesamten Lebensunterhalt in Troisdorf bestreiten, damit Handel und Gewerbe weiterbeleben und so auch indirekt die Steuereinnahmen der Gemeinde weiter heben. Man braucht



Trolitul-Plakette zur Leipziger Frühjahrsmesse 1939

auch wiederum kein Rechenkünstler zu sein, um festzustellen, in welchem hohem Maße ein in Arbeit und





Spritzgußartikel aus Polystyrol

Brot stehender Bevölkerungszuwachs um rund 50 v. H. das Wirtschaftsleben und die Steuereinnahmen der Gemeinde

befruchten würde. Es muß natürlich als selbstverständlich vorausgesetzt werden, daß es nicht gelingen wird, diese gesamten rund 1400 Arbeitnehmer hierher zu verpflanzen, aber auch ein guter Teilerfolg würde sicherlich die aufgewandte Mühe lohnen. Bei der Rührigkeit und Umsicht der Gemeindeverwaltung kann man auch sicher sein, daß sie sich bereits mit dieser Angelegenheit eingehend befaßt hat, und wir glauben, annehmen zu dürfen, daß die Verwaltung schon entsprechende Pläne verfolgt. Den Einwand vom „Troisdorfer Raummangel“ darf man als ausgeleierte Platte getrost ad acta legen, denn in die-



Kalandriermaschine für PVC-Folien



Dr. Gustav Leysieffer (AMD)

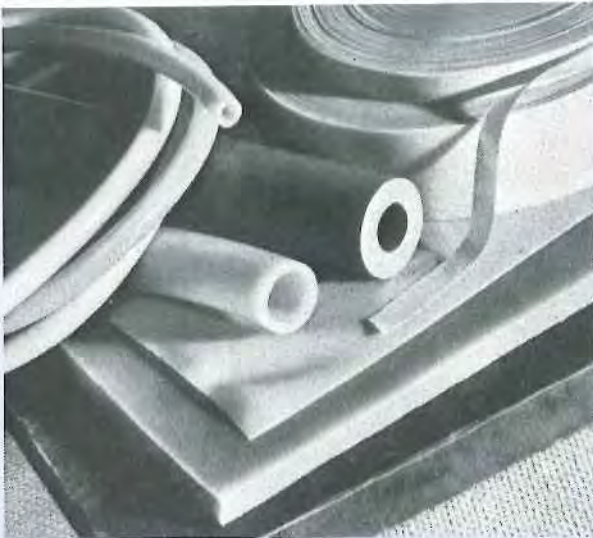
ser Hinsicht ist bestens vorgesorgt, und der Ankauf von Burg Wissem sorgt für ein Übriges.

Die Hoffnung nach dem letzten Satz des Zeitungsberichts konnten wegen des Kriegsbeginns am 1. September 1939 nicht verwirklicht werden.

Einige Wochen nach Ausbruch des Krieges verstarb Dr. Gustav Leysieffer am 19. 11. 1939. Sein Kollege und Nachfolger in der Kunststoffabrik, Dr. Karl Miencs, schrieb am 21. 11. 1939 im Stadtanzeiger folgendes:

Leysieffers Gedanken und Zielsetzung galten aber nicht nur dem eigenen Werk, sondern darüber hinaus der Wahrung wirtschaftspolitischer Belange, wozu die neuen Trolit-Kunststoffe mit an erster Stelle berufen waren. Die Zielsetzung des Vierjahresplanes gab ihm an der Spitze der Trolit-Kunststoffbetriebe den Antrieb zu erneutem und restlosem Einsatz. Mit bemerkenswerter Energie ging er an die werkstoffliche und konstruktive Ausgestaltung von Großpreßteilen und schuf damit die Grundlage für eine großartige Entwicklung, deren Ende im heutigen Zeitpunkt noch keineswegs abzusehen ist.

Sein Bild wäre unvollständig, wollte man nicht hervorheben, daß dem Chemiker und Ingenieur Leysieffer der Mensch und Vorgesetzte die Waage hält. Untadeliger Charakter und vornehmste Gesinnung, das waren die Eigenschaften, die ihn zum Freund und Förderer seiner engeren Mitarbeiter und der gesamten Gefolgschaft machten. Mit ihm verliert auch die deutsche



Elektrokabelteile aus Weich-PVC



Mischwalzwerk einer PVC-Mischung



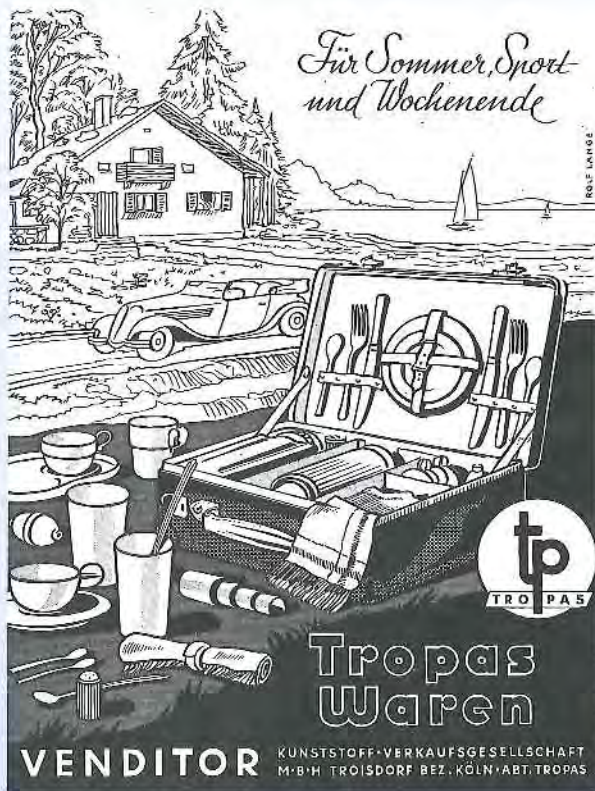
Santitärbeutel und Taschen aus PVDC-Weichfolien

Kunststoffindustrie einen ihrer führenden Pioniere, einen wahrhaft verdienten und aufrechten Mann.

Die Kriegszeit 1939–1945

Nach Ausbruch des zweiten Weltkrieges am 1. September 1939 wurden die Einzelbetriebe der Kufa nach und nach auf Kriegsproduktion umgestellt. Männliche Mitarbeiter erhielten den Stellungsbefehl zur Wehrmacht. Sie wurden zum Teil durch Frauen ersetzt. Innerhalb des Werkes sind weitere Luftschutz-Aufenthaltsräume in Kellern eingerichtet

	Tonnen 1939	Tonnen 1940	Tonnen 1941	Tonnen 1942
Zellstoff	4750	4350	3300	3700
Celluloid	1130	815	760	500
Cellon	775	920	960	960
Mipolam	1570	5250	7450	8500
Astralon	220	375	500	750
Spritzguss auf Acetyl-Cellulose u. Polystyrolbasis	1670	3250	3765	5000
Techn. Harze auf Phenol-, Kresol- u. Harnstoffbasis	6750	6500	7300	7300
Pressmischungen auf Phenol-, Kresol- u. Harnstoffbasis	9350	8950	9400	9350
Schichtstoffe auf Phenol- u. Kresolbasis	775	900	1650	1600
Lignofol	450	490	290	550
Vulkanfiber	1100	1630	1950	2250
Pressteile	1250	1100	119	1100
Zusammen:	29790	34530	38515	41560



Tropas-Werbung

worden oder sie waren als Bunkerbauten geplant. Das III. Reich hatte solche Maßnahmen schon seit 1936/1937 angeordnet. Die Kunststoff-Produktion erlitt zunächst keine Einschränkungen.

Durch eine Scheinanlage von Fabrikproduktionsstätten in Spich in der **Grävenhardt** (Kasernengelände der belgischen Streitkräfte bis 2004) wurde der Standort der Kunststoff- und Sprengstofffabrik vorgeschoben und nach Norden verschoben. Trotzdem wurde das Troisdorfer Werk am 16.6.1941 von drei Sprengstoff- und 13 Brandbomben getroffen. Der Sachschaden im Werksgelände war gering.

Nach Beendigung der Kampfhandlungen in Holland, Belgien, Luxemburg und Frankreich am 20. Juni 1940 kamen kriegsgefangene Soldaten zur Arbeitsleistung in das Werk. Sie waren in Gaststätten-Sälen in Troisdorf, Oberlar, Spich, Sieglar und Mondorf untergebracht und in dem früheren Arbeiterwohnlager (Barackenbauten) an der Mülheimer Straße – ehemaliger Oberlarer Sportplatz –

Aus einer Firmen-Denkschrift von Anfang 1943 an den Beauftragten für die Industrieproduktion in Berlin, zitiere ich die folgenden Mitteilungen. Die Auflistung der Produktionszahlen und der Beschäftigten war erforderlich geworden, um Zuteilungen von Bau-, Einrichtungs- und Rohstoffmaterialien für kriegsbedingte Produktionen zu erhalten. Das statistische Material wird hier nur für die Kunststofffabrik angegeben.

Im einzelnen wurden produziert (in Tonnen):
(siehe Seite 30)

Nach der Denkschrift wurden in der gesamten Kunststofffabrik monatlich Werte von 10 Millionen RM produziert.

Der Denkschrift ist eine Zusammenstellung der Beschäftigtenzahl für die Jahre 1932-1942 beigelegt. Es sind für das Gesamtwerk in Troisdorf angegeben:

31. 12. 1940 = 9228 Beschäftigte,
31. 12. 1941 = 9477 Beschäftigte,
31. 12. 1942 = 9429 Beschäftigte.

Für das I. Quartal 1943 ist die Beschäftigtenzahl von 9642 wie folgt aufgeschlüsselt:

Arbeiter	7210
Angestellte	2432
Zusammen:	9642

Als weitere Aufschlüsselung sind angegeben:

3171 Deutsche Männer
1305 Ausländische Männer

4476 Arbeiter,

1987 Deutsche Frauen
747 Ausländische Frauen

2734 Arbeiterinnen,

1235 Angestellte Männer
1197 Angestellte Frauen

2432 Angestellte.

Insgesamt 9642 Personen, davon 2052 Ausländer (Frauen und Männer). Mehr als 2000 Männer waren zu dieser Zeit Soldat geworden.

Nach einer weiteren Aufstellung wohnten 1456 ausländische Frauen und Männer in den Baracken an der Mülheimer Straße und 698 in angemieteten Sälen. Weiter ist angegeben, dass demnächst weitere 600 Ausländer (Männer und Frauen) erwartet werden, für die das vorhandene Barackenlager (an der Mülheimer Straße) erweitert werden musste. Außerdem sollte der Düsseldorfer Hof in Königswinter, der durch einen Bombenangriff beschädigt worden war, wieder für ausländische Arbeiterinnen eingerichtet werden. Für weitere 16 Wohnungen waren Genehmigungsanträge beim Reichswirtschaftsamt gestellt worden.

Aus der Denkschrift ist auch zu entnehmen, dass von September 1939 bis Ende 1942 folgende Kunststoffbetriebe gebaut wurden:
die Astralohalle,



Zerstörtes Verwaltungsgebäude im Hintergrund 1945

das Großpresswerk,
die Hartpapieranlage,
die Lignofolanlage und
die Tronal-Anlage.

Am 7. 9. 1941 starben bei einem Betriebsausflug der DAG 65 Personen. An diesem Sonntag hatte man mit einem Rheindampfer für mehrere hundert Personen (Beschäftigte, Angehöriger und Freunde) einen Ausflug nach Boppard festgemacht. Eine Landungsbrücke in Bonn brach wegen starker Belastung ein und die Menschen stürzten mit der Stahlkonstruktion in die reißende Strömung. Die schreienden Menschen waren zum Teil verletzt, nur einige konnten schwimmen, die meisten Toten waren ertrunken. Troisdorf und Umgebung traf das grauenhafte Unglück wie ein Keulenschlag. Die Nazi-propaganda verhinderte eine ausführliche Presseberichterstattung und ließ die Schuldfrage offen.

Mitte 1942 erhielt die Firma Besuch von Reichsorganisationsleiter Robert Ley, der auch der Führer der Arbeitsfront war. Mit hektisch brüllender Stimme sprach er vor den Arbeitern und Zwangsarbeitern

und drückte seinen tiefen Hass gegen die Juden aus. Seine Rede war auf eine Schallplatte aufgenommen worden, die man nach dem Krieg wieder entdeckte. Die Rede wurde 1959, nach Überspielung, in eine Serienreihe „Deutschland im zweiten Weltkrieg“ übernommen, mit der die Reden von Nazigrößen der Nachwelt erhalten blieben. Die Siegreis-Rundschau titelte am 10. 9. 1959 ihren Bericht „Dr. Robert Ley tobte in Troisdorf“.

Die Vergrößerung des Zwangsarbeiterlagers an der Mülheimer Straße war 1943 beendet. Jetzt wurden in einem besonders abgegrenzten Teil weibliche Arbeiterinnen aus Polen, Weißrussland, Ukraine, Russland und der Tschechoslowakei kaserniert und bewacht. Für sie galten besondere Verhaltensmaßnahmen. Die Arbeiterinnen waren in allen Betrieben der Kunststofffabrik und in Teilen der Zündhütchenfabrik beschäftigt.

Die Kriegshandlungen mit den Bombenangriffen auf rheinische Städte, Gemeinden und Industriewerke führten in Troisdorf und Umgebung in den Jahren 1943–1945 zu zahlreichen Bombenabwürfen. Ziele waren der Bahnhof, die Klöckner-Mannstaedt-Werke



Zerstörtes Verwaltungsgebäude am 29. 2. 1945

und die Dynamit AG. Zum Schutz der Werksangehörigen wurden weitere Luftschutzräume eingerichtet und Schutzwälle ausgeworfen. Für das Zwangsarbeiterlager an der Mülheimer Straße waren die Schutzwälle die einzigen Schutzeinrichtungen. Scheinwerferanlagen und Flugabwehrbatterien im Waldgebiet und in der Umgebung waren zum Schutz des Werkes aufgestellt.

Kunststofffabrik und Zündhütchenwerk sind mehrmals durch abgeworfene Sprengbomben und eine Vielzahl von Brandbomben getroffen worden. Der Werkluftschutz, die Rot-Kreuzgruppe im Werk, die Werksfeuerwehr und der Ärztliche Dienst leisteten die erste Hilfe und bekämpften die Brände. Sie waren mehrmals bis zur Erschöpfung im Einsatz.

Aus Akten des Archivs der Stadt Troisdorf geht hervor, dass das Werk durch Spreng- und Brandbombenabwürfe beschädigt wurde

- am 06. 04. 1942 geringe Sachschäden im Werk und Beschädigungen an Wohnhäusern und im Barackenlager an der Mülheimer Straße;
- am 23. 04. 1943 Schäden am Wasser-Hochbehälter, im Trolit-Rohstoffbetrieb und Brand in einer Kiefernsonnung;
- am 09. 07. 1943 Schäden im Kunststoff-Rohrbetrieb, im Halb- und Fertigbetrieb, an Maschinenanlagen und an Gebäuden;
- am 14. 10. 1943 Beschädigung der Hauptwasserleitung;
- am 20. 10. 1943 Beschädigung der Venditor-Versandbetriebe;
- am 29. 12. 1944 Große Schäden beim Zielangriff auf den Troisdorfer Bahnhof, die Werksanlagen der Dynamit AG, Klöckner-Mannstaedt AG und die anschließenden Wohngebiete. In der

Kunststofffabrik wurden beim Abwurf von mehr als 400 Sprengbomben und hunderten von Brandbomben der Celluloidbetrieb total, die Technische Abteilung total, der Dynalbetrieb leicht und auch der Rohstoffbetrieb leicht bis mittelschwer zerstört. Außerdem war die Hauptverwaltung zu 50 % nicht mehr nutzbar.

Aber nicht nur in der Kunststofffabrik waren Bomben gefallen, sondern auch große Teile der Zündhütchenfabrik waren zerstört. An eine Weiterarbeit für die nächsten Wochen war nicht zu denken. Hinzu kam auch, dass viele Wohnungen der Beschäftigten zerstört waren oder nur noch notdürftig bewohnt werden konnten. 281 Personen waren getötet und 248 verletzt worden. Es sind insgesamt 2436 Bombenabwürfe gezählt worden. In die Industrieanlagen aller Troisdorfer Werke sind 729 Bomben geworfen worden, auf die Eisenbahn 76, auf militärische Anlagen 6 und auf Wohngebiete gingen 1202 Bomben nieder. Auf freie Stellen und in die Waldgebiete fielen 417 Bomben. Zu diesen Abwürfen in Troisdorf und Oberlar kommen noch 250 Bomben, die auf die Ortschaft Sieglar abgeworfen worden waren. Dabei sind nochmals 55 Menschen getötet und 30 verletzt worden.

Nach dem weiteren Vormarsch der alliierten Streitkräfte bis zum Rhein und weiterer Bombardierungen kamen die Aufbauarbeiten nach dem 29.12.1944 kaum voran. Hinzu kamen Schwierigkeiten der Materialbeschaffung und bei deren Transport. Außerdem waren ab Februar 1945 verstärkt Jagdbombenflugzeuge (Jabos) im Einsatz, die den Nachschub für das Militär, die Rohstoffversorgung der Betriebe und die Versorgung der Menschen verhinderten. Nach der Erkämpfung des Rheinübergangs in Remagen am 7. 3. 1945 war Troisdorf das südliche Einfalltor

an Sieg und Agger des Rhein-Ruhr-Kessels geworden. In Troisdorf und Umgebung wurde eine Fallschirm- und SS-Division verlegt, die Teile des Werkes der DAG besetzt hatten. Zwei schwere Bombenangriffe auf das Werk gab es dann noch am 8. März 1945. Hierbei wurden weitere Produktions- und Versandbetriebe zerstört. An Arbeit und Produktion war danach und beim weiteren Vormarsch der alliierten Streitkräfte nicht mehr zu denken.

Am 16. März 1945 begann die so genannte Beschusszeit des Sieglar-Troisdorfer Raumes, um den weiteren Vormarsch vorzubereiten. In dieser Zeit brach die staatliche Ordnung zusammen. Es gab nur die NS-Parteiherrschaft in den Rathäusern der Gemeinden und Städte. Die Menschen waren auf sich allein gestellt; sie konnten kaum Hilfen erhalten. Der Eisenbahnbetrieb war vollständig eingestellt, die Lebensmittelversorgung zusammengebrochen. Arbeiter der Werke wurden zum Volksturm abgestellt oder verrichteten Notstandsarbeiten.

Nach vollständiger Eroberung der Klöckner-Mannstaedt-Werke (das Werk war bei den amerikanischen Streitkräften die **Klöckner-Festung**) in der Nacht zum 13. April 1945, drangen die Truppen über eine Agger-Notbrücke bis Spich, Sieglar und Bergheim vor. Die deutschen Soldaten hatten sich vollständig und fluchtartig über Wahn und die Wahner Heide zurückgezogen. Am 13. 4. 1945 waren alle Ortschaften der heutigen Stadt Troisdorf befreit und damit der Krieg in unserer Heimat beendet.

Schon vor dem Einmarsch der amerikanischen Truppen hatte sich Generaldirektor Dr. Paul Müller am 4. April 1945 in seinem Zweigwerk Würgendorf bei Siegen das Leben genommen. Er wurde auf dem Kölner Südfriedhof beerdigt.

Quellen

Archiv der Stadt Troisdorf (ASTdf):
Bestand A: Nr. 1137, 1143, 1281, 1319, 1335, 2229, 2230

Bestand B: Nr. 186, 823, 1130, 1246, 1437

Bestand WA: Nr. 2.1.0, 2.1.1, 2.2.0

Archiv Matthias Dederichs (AMD):

Sammlung DN-Werkszeitschriften 1955 bis 1987;

Sammlung von Prospekten, Fotos und Markenzeichen RWS/DAG/DN;

Becke, Dr. Joachim: Leichtverständliche Einführung in die Kunststoffchemie, München 1964;

Barth von Wehrenalp, Erwin / Saechting, Dr. Haas, Peter/Dederichs, Matthias: Zwangsarbeiter in Troisdorf, Schriftenreihe des Archivs der Stadt Troisdorf, Heft 14/200

Hans Jürgen: Jahrhundert der Kunststoffe in Wort und Bild, Düsseldorf 1952;

Mienes, Dr. Ing., Karl: Vom Celluloid bis zum Polyaddukt, München 1953

Trippen, Peter Paul: Heimatgeschichte von Troisdorf, 1940

RWS-Veröffentlichungen:

Festschrift 1929 für Dr. Paul Müller;

Mitteilungen Nr. 9/1929;

Sängerwarte des MGV der RWS 1926 (Sonderausgabe);

Zeitungen:

Festausgabe der Troisdorfer Zeitung zum 25. Gemeindejubiläum 1925;

Anzeiger für Sieg und Rhein 1932;

Kölner Stadtanzeiger 1931/1932, 1938, 1939;

Siegburger Zeitung 1932;

Westdeutsche Landeszeitung 1931, 1938

Troisdorfer Jahreshefte (TJH)

Müller, Hermann: Lachend in den Tod – Ende eines Tagesausflugs am 7. 9. 1941; 1991/XXI, S. 23 ff.

Ossendorf, Karlheinz: Scheinanlagen zogen die Bomber magisch an; 1986/XVI, S. 89 ff.

Schulte, Albert: Vierzig Tage Krieg an der Sieg; 1978/VIII, S. 15–52



Winfried Hellmund

Flugkünstler par excellence – Edellibellen und Quelljungfern

Unsere Libellen – Versuch einer Bestandsaufnahme VIII. (letzter) Teil

Größte heimische Insekten

Zum Abschluss der Bestandsaufnahme der bei uns heimischen Libellen (Odonata) wenden wir uns den stattlichsten und größten unter ihnen zu, den wegen ihrer edlen Erscheinung **Edellibellen** (Aeshnidae) genannten Großlibellen und den nicht minder eindrucksvollen **Quelljungfern** (Cordulegasteridae), deren Weibchen nicht nur die größten heimischen Insekten, sondern auch die größten europäischen Libellen verkörpern.

Die Größten unter den Edellibellen Deutschlands und auch Europas stellen die Weibchen der Großen Königslibelle (*Anax imperator* LEACH). Ihre maximale Körperlänge beträgt 8,0 cm bei einer Flügelspanne bis 11,0 cm (SCHIEMENZ 1957), ihr Körpergewicht liegt zwischen 1,13 und 1,20 g (STERNBERG 2000). An diese Maße reichen vereinzelt auch Weibchen der Blaugrünen Mosaikjungfer (*Aeshna cyanea* MÜLLER) heran (PETERS 1987).

Sie alle werden aber übertroffen von den Weibchen der Zweigestreiften Quelljungfer (*Cordulegaster boltonii* DONOVAN), die eine Körperlänge von 8,5 cm (BELLMANN 1987), ein Gewicht von 1,4–1,5 g (PETERS 1. c.) und eine Flügelspanne von 10,5 cm (SCHIEMENZ 1. c.) erreichen. Lange galt diese heimische Libelle mit ihren Maßen auch sozusagen als

„Miss Europa“, bis sie 1979 durch eine in Österreich neu entdeckte Quelljungfernart (*Cordulegaster heros* THEISCHINGER) „vom Thron“ gestürzt wurde. Die Weibchen der neu entdeckten Art erreichen Körperlängen bis 9,6 cm (BELLMANN 1. c.).

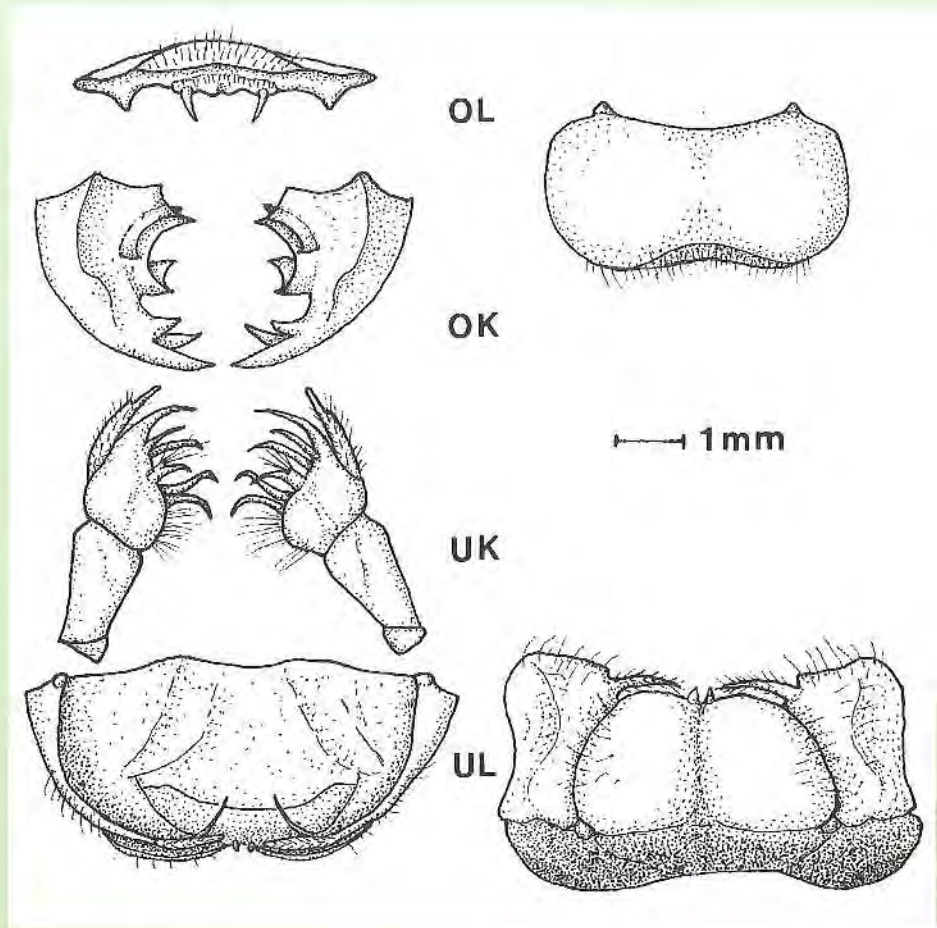
Gefährliche „Räuber“

Die für die Edellibellen häufiger verwendete, liebevolle und nicht ganz unberechtigte Bezeichnung als „fliegende Edelsteine“ (vgl. Abb. 11) kann andererseits nicht darüber hinwegtäuschen, dass die Angehörigen dieser Familien wie alle Libellen einschließlich ihrer Larven gefräßige und für andere Insekten gefährliche „Räuber“ sind, die auch vor Kannibalismus innerhalb der eigenen Verwandtschaft nicht zurückschrecken.

Die Kenntnis dieser natürlichen Veranlagung hat Wissenschaftler einst bewogen, die gesamte Ordnung in Anspielung auf die Mundwerkzeuge „Odonata“ zu nennen, was soviel wie „Gezähnte“ bedeutet. In der Tat ist die Mundhöhle besonders der in Rede stehenden Großlibellen das reinste Arsenal von spitzen Zähnen, scharfen Graten, dolchartig gekrümmten Dornen und konisch zulaufenden Tastern

1. Die zähnestarrenden Mundwerkzeuge einer Blaugrünen Mosaikjungfer (losgelöst und in größerem Abstand von einander dargestellt)

OL: Oberlippe: links: um 90° nach oben geklappt; rechts: Frontalansicht; OK: die dreikantigen, paarigen Oberkiefer mit spitzen Zähnen und scharfen Graten von oben; UK: die paarigen Unterkiefer von vorn; UL: die dreilappige, schüsselförmige Unterlippe: links: von oben; rechts: von vorn unten (Zeichnung W. Hellmund, nach den natürlichen Objekten)



(Abb. 1 und 5). Selbst die Oberlippe, die in der Ruhe die Oberkiefer vorn überdeckt, sowie die dreilappige, schüsselförmige Unterlippe, die seitlich noch ein Teilstück des Unterkiefers sichtbar lässt (Abb. 4), tragen innen je zwei gekrümmte Dornenzähne (Abb. 1 OL, UL), denen offenbar Haltefunktion bezüglich der Beute zukommt. Neben der gleichen Funktion haben die paarigen, mit zahlreichen Dornenzähnen und je einem Taster bestückten Unterkiefer (Maxillen) (Abb. 1 und 4) die Aufgabe, die Beute zu ertasten, ihren Panzer zu durchlöchern und sie an die Oberkiefer weiterzureichen. Diese beiden gewaltigen, dreikantigen und spitz zulaufenden, nach innen gekrümmten Zangen (Abb. 1 und 5) übernehmen die Zerkleinerung. Dazu dienen je drei hintereinander angeordnete Zähne, deren Doppelspitzen durch scharfe Grate miteinander und auch mit Nachbarzähnen verbunden sind.

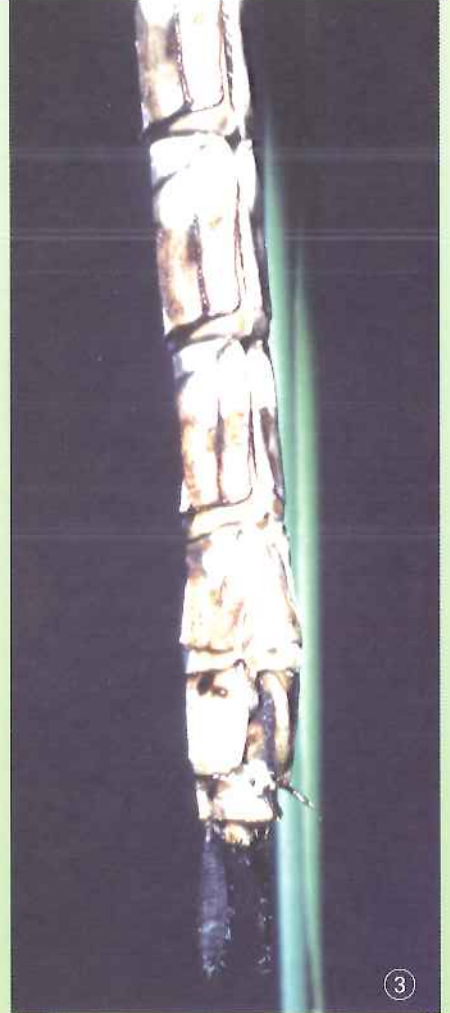
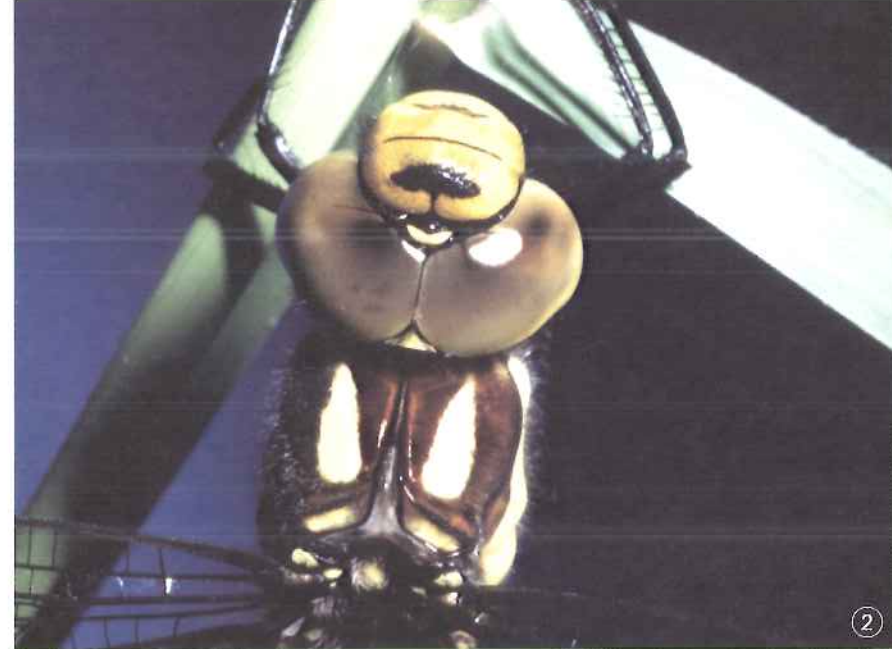
Tausende Einzelaugen

Jäger dieser Konstitution bedürfen zum Fang der ebenfalls fliegenden Beute eines gut ausgeprägten Gesichtssinnesorgans. Dieses ist ihnen in den riesi-

gen Facettenaugen (Netz- oder Komplexaugen) gegeben, die den Großteil des Kopfes ausmachen und oben sogar zusammenstoßen, entweder in einem Punkte wie bei den Quelljungfern (Abb. 13) oder auf einer längeren Strecke wie bei den Edellibellen (Abb. 2 und 7). Da die Netzaugen auch seitlich bis zu den Mundwerkzeugen hinunterreichen (Abb. 4 und 5) und ihre Oberfläche einer Kugelgestalt nahe kommt, sieht jede ihrer bis zu 30 000 Einzelfacetten (GITT & VANHEIDEN 1995) in eine etwas andere Richtung. Dadurch gewähren die Netzaugen einen Rundumblick, der den Tieren nicht nur bei der Jagd und der Paarung, sondern auch bei drohender Gefahr zugute kommt.

Die Facetten sind keilförmige Einzelaugen, die die wahrzunehmenden Gegenstände bereits mit ihren Cornealinsen aufrastern und jeweils Einzelinformationen eines Gegenstandes zum Gehirn leiten. Dieses setzt die Einzelinformationen zu einem Bildeindruck zusammen.

Je mehr Facetten pro Flächeneinheit des Auges vorhanden sind, umso schärfer wird das entstehende Bild. Der obere Bereich des Libellenauges hat größere und daher weniger Einzelfacetten pro Flächeneinheit. Er liefert somit ein gröberes Bild, das aber



◀◀ **Abb. 2–6. Weibchen der Blaugrünen Mosaikjungfer wenige Tage nach dem Schlupf; (Aufn. W. Hellmund, Gartenteich 15. 8. 02):**

Abb. 2: Kopf und Vorderbrust von oben; den größten Teil des Kopfes nehmen die Netzaugen ein; im Scheiteldreieck davor ist das mittlere der drei Punktaugen zu erkennen; die gelbe Stirn wird durch eine schwarze, T-förmige Zeichnung gekennzeichnet

Abb. 3: Hinterleibsende vom 4. bis 10. Segment von unten seitlich; die schwarze und grüne Mosaikzeichnung ist noch unvollkommen entwickelt; das Hinterleibsende mit den beiden spatelartigen oberen Hinterleibsanhängen (Cerci); 8. und 9. Segment mit dem Legeapparat(Ovipositor) s. Abb. 6

Abb. 4: Unterer Kopfteil von vorn seitlich; links der untere Abschnitt des rechten Auges mit engen Facetten; davor rechter Seiten- und Mittellappen der Unterlippe (zitronengelb); über dem Mittellappen in einigem Abstand, die Oberlippe (gelb mit schwarzem Vorderrand); zwischen Ober- und Unterlippe die Ober- und Unterkiefer, hier in der Ruhe teils von den Lippen verdeckt

Abb. 5: Kopf von unten mit aufgeklappten, zahnbewehrten Kiefern; die Lichtreflexe auf den beiden gewaltigen Oberkieferzangen lassen jeweils drei hintereinander stehende Doppelspitzen erkennen; die langgezogenen Spitzen darunter gehören zu den Unterkieferästen; die dreilappige Unterlippe (gelb) bildet ein schüsselförmiges Widerlager für die Kiefer; ganz außen erscheinen jeweils die halbkugeligen unteren Augenabschnitte

Abb. 6: Eilegeapparat schräg von unten; das dornenbesetzte, vorletzte Segment (9.) besitzt zwei schwarze Taster, das 8. die Legescheiden, die die ebenfalls paarigen Legestiletten (dunkelbraun) zwischen sich schützen.

der Fernsicht genügt. Der untere Bereich hat besonders kleine und damit mehr Facetten pro Flächeneinheit (Abb. 7). Dies führt zu einem schärferen Bild in der Nähe.

Das örtliche Auflösungsvermögens eines Netzauges erreicht aber höchstens 1/80 der Sehschärfe des menschlichen Linsenauges (WEBER 1954), bei dem das auf der Netzhaut entworfene Bild erst durch die Sehzellen aufgerastert wird.

Dieser Nachteil des Netzauges wird aber bei schnellen Fliegern unter den Insekten, wie Libellen es sind, durch ein hohes zeitliches Auflösungsvermögen kompensiert. Darin ist das Netzauge dem menschlichen Auge um das Zehnfache überlegen. Das bedeutet: Während das Linsenaug des Menschen nur 20 Lichtreize pro Sekunde unterscheiden kann, sieht das Netzauge einer Libelle deren 200 noch getrennt. Das rührt daher, das die Sehstoffe die-

ser Insekten in sehr viel kürzerer Zeit wieder regeneriert werden als die in den Sehzellen unseres Auges (WEBER l. c.).

Diese Fähigkeit verleiht den Großlibellen ein enormes Bewegungssehen sowie ein besonders gutes Sehen bei schneller Eigenbewegung. Daraus resultiert im Verein mit der besonderen Flugbegabung (s. u.) eine schnelle Reaktionsgeschwindigkeit.

Unterstützt wird der Gesichtssinn durch drei kleine Punktaugen (Ocellen), die in einem Dreieck angeordnet vorn im Scheitel zwischen den Facettenaugen und den Fühlern liegen (Abb. 2, 7).

Man vermutet, dass ihre Bedeutung in der Wahrnehmung der geringen Helligkeitsunterschiede bei Dämmerung und Dunkelheit liegt (SCHIEMENZ 1957) oder lediglich in der Stimulation gewisser Bewegungsreaktionen, die von den Netzaugen abhängig sind (WEBER l. c.). Spätere Autoren vermuten, dass die Ocellen einen optischen Beitrag zur Flugstabilisierung leisten (s. Flugkontrolle). Bildsehen wird von den Punktaugen jedenfalls nicht vermittelt.

Flugkünstler par excellence

Edellibellen sind die Flugkünstler schlechthin. Pfeilschnell schießen die Männchen ihren Reviertümpel entlang, um an dessen Ende in kaum wahrnehmbarem Kurvenflug mit unverminderter Geschwindigkeit in entgegengesetzter Richtung loszurasen. Bei dem schnellen Wendemanöver knicken die Flügel trotz ihrer Flächengröße und trotz ihrer hohen Belastung nicht ab. Das verdanken sie neben der Stabilisierung durch das Aderwerk ihrer Faltblattstruktur in Längsrichtung der Flügel (vgl. W. HELLMUND TJH 1998).

So geht es rastlos hin und her. Dann verlässt eine Seggellibelle ihre Warte auf einem trockenen Zweig. Sofort wird sie angeflogen, aber nach kurzer Inspektion als uninteressant unbehelligt gelassen und der Revierflug fortgesetzt.

Anders dagegen ist die Reaktion, wenn ein männlicher Artgenosse das Revier passiert. Das löst augenblicklich eine wilde Verfolgungsjagd aus, wobei die Kontrahenten unvermittelt aus waagerechter Flugbahn senkrecht hoch in die Luft steigen und sich gegenseitig zu überfliegen versuchen. Bei der Verfolgung kommt es zu beachtlicher Beschleunigung. Edellibellen können in nur drei zehntel Sekunden von 0 auf 15 km/h beschleunigen und dabei eine Spitzengeschwindigkeit von nahezu 40 km/h erreichen (STERNBERG 1999). Ergreift der Rivale die Flucht, kehrt der Revierbesitzer im Sinkflug zurück (Titelbild: Große Königslibelle, nördl. des Moltkehügels 22. 6. 02) und nimmt seinen Patrouillenflug



Abb. 7: Netzaugen einer weiblichen Blaugrünen Mosaikjungfer; beide stoßen in der Mitte aneinander und bestehen aus tausenden von Einzelaugen (Facetten); im oberen Augenbereich sind diese deutlich größer als die im unteren, seitlichen Bereich; im Scheiteldreieck zwischen den kurzen Fühlern sind das rechte und das mittlere Punktauge hinter und vor dem gelben Fleck erkennbar (Aufn. W. Hellmund, Studio 2. 7. 02)

ca. achtzig Zentimeter über dem Wasserspiegel wieder auf.

Nähert sich dagegen ein paarungswilliges, arteiliges Weibchen, kommt es zu einem Steigflug der Partner, bei dem das Männchen hoch in der Luft das Weibchen mit den oberen Hinterleibszangen (Abb. 8a, 8b)

beidseitig hinter den Augen am Hals der Vorderbrust und mit dem unpaaren unteren Anhang vorn zwischen den Augen ergreift (Abb. 8c). An der Vorderbrust wird durch das arteilige Männchen dabei ein Sinnespolster berührt. Dies ist der Auslöser, der das Weibchen zur Einnahme der Paarungsstellung veranlasst, indem es sein Hinterleibsende zum männlichen Begattungsorgan am zweiten Hinterleibssegment (Abb. 9) biegt und dort zum Paarungsrad für den Empfang der männlichen Keimzellen andockt. Vorher schon hat das Männchen diese in die Samenblase seines sekundären Begattungsorgans vom Samenausführgang am Ende des Hinterleibs übertragen.

Das Paarungsrad ermöglicht erstaunlicher Weise das Fliegen des Paares selbst in der Kopula (Abb. 9). Der Flug des Tandems ist freilich nicht mehr rasant, aber all das läuft so überraschend und schnell ab, dass der Beobachter das in etlicher Entfernung in der Vegetation niedergehende Paarungsrad in der Regel nicht mehr orten kann. Daher haben Bilddokumente dieser Paarungsphase Seltenheitswert. Bei Edellibellen wird die Paarung immer im Sitzen abgeschlossen, dabei dauert die Kopulation mehr als eine Stunde. Nur bei Störungen erfolgt bisweilen ein Platzwechsel im Flug als Paarungsrad.

Einige Segellibellen wie z. B. der Plattbauch und der Vierfleck führen die gesamte Paarung in der Luft aus; sie dauert aber dort auch nur Sekunden.

Das Flugverhalten kann von Art zu Art differieren. Bei dem oben zu Grunde gelegten Verhalten der Gro-

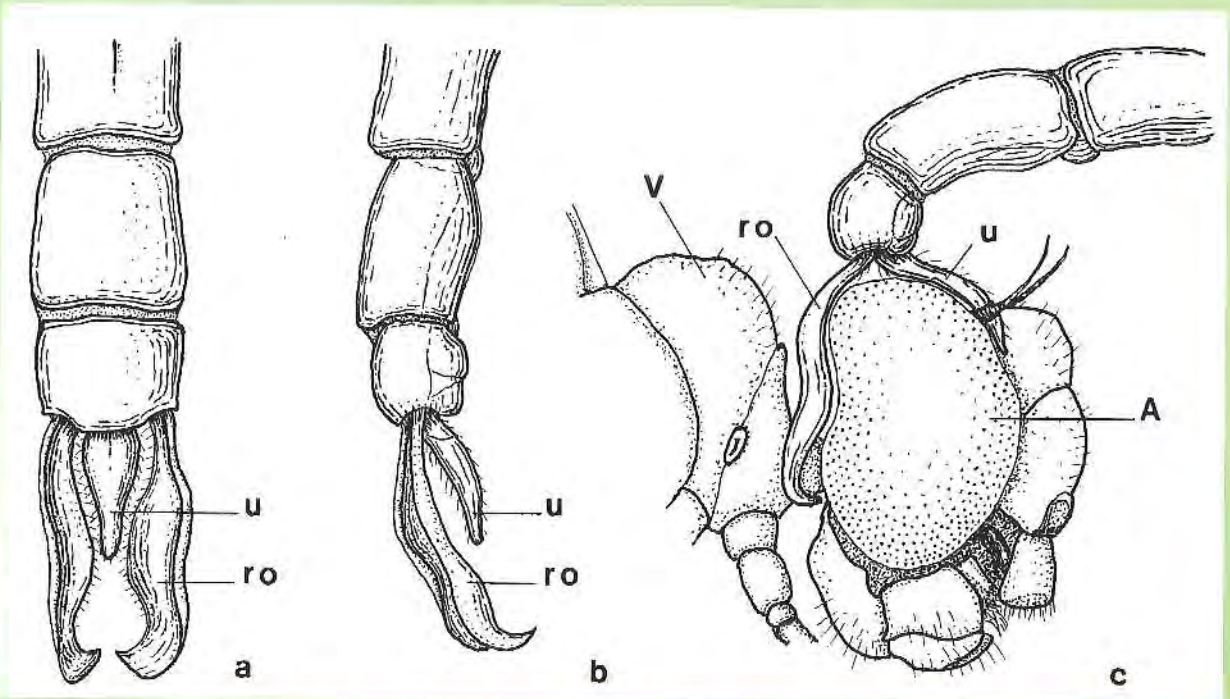


Abb. 8: Hinterleibsanhänge eines Männchens der Blaugrünen Mosaikjungfer (*Aeshna cyanea*) mit den Endsegmenten: a Aufsicht, b Seitenansicht, c beim Ergreifen des weiblichen Kopfes zur Paarung: unterer Anhang (u) vor dem Auge (A) und rechter oberer Anhang (ro) zwischen dem Auge und der Vorbrust (V); zur Unterscheidung sind die weiblichen Körperteile durch Pünkteln, die männlichen durch „parallele“ Linien schattiert (Zeichnung W. Hellmund)

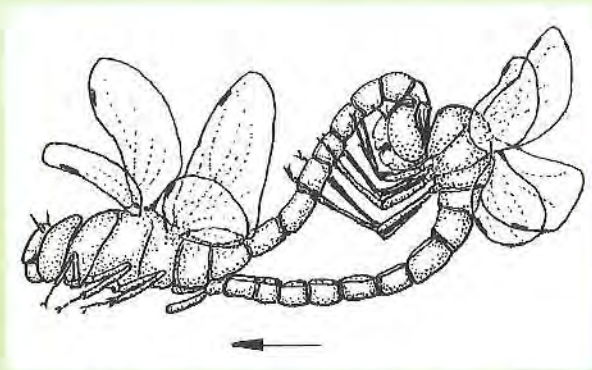


Abb. 9: Das Paarungsrade ermöglicht das Fliegen der Partner selbst für diese in der Insektenwelt einzigartige und komplizierte Paarungshaltung: Das Männchen (vorn) hält das Weibchen im Zangengriff am Kopf (s. Abb. 8), während das Weibchen sich mit den Beinen am Hinterleib des Männchens festhält und sein Hinterleibsende am sekundären Begattungsorgan des Männchens andockt; der Pfeil gibt die Flugrichtung an (Zeichnung W. Hellmund nach STERNBERG 1999, verändert)

Ben Königslibelle z. B. ist neben der Rasanz und der Ausdauer beim Fliegen, andererseits erhebliche Scheu kennzeichnend.

Angehörige dieser Art können ohne auszuruhen stundenlang umherfliegen. Erst gegen Mittag gewöhnlich gönnen sie sich hin und wieder eine kurze, nur sekundenlange Ruhepause, indem sie sich z. B. an einen Binsenhalm hängen (Abb. 14). Selbst dabei bleibt die Fluchtdistanz relativ groß und ist auch mit größter Vorsicht kaum zu überwinden.

Die Blaugrüne Mosaikjungfer dagegen ist zutraulich, ja geradezu neugierig, wenn sie im Rüttelflug nahe vor dem Beobachter in der Luft wie ein Hubschrauber auf der Stelle schwebt (Abb. 11). Die Vorder- und Hinterflügel der Edellibellen und Quelljungfern sind nämlich nicht nur unabhängig voneinander beweglich, sondern können wie beim Rüttelflug sogar gegenläufig schlagen. Dabei verhindert der lange Hinterleib sozusagen als Balancierstange das Wackeln in der Luft.

Dieses Ruhig-in-der-Luft-Liegen ist aber noch mehr gefordert bei dem geschilderten komplizierten Flugmanöver der Paarung, bei der das Andocken des Männchens nur bei hoher Präzision des Flugvorgangs gelingen kann.

Beim sogenannten „Luftschaufelflug“ (STERNBERG 2000) schlagen beide Flügelpaare gleichzeitig in dieselbe Richtung. Dadurch wird eine plötzliche Flugbewegung nach aufwärts oder sogar nach hinten ermöglicht. Dieses Rückwärtsfliegen kann lebensrettend sein, wenn die Libelle unerwartet von einem Frosch angesprungen wird.

Die Quelljungfern gelten als mäßige Flieger, weil zumindest die Männchen ihren Flug oft unterbrechen,

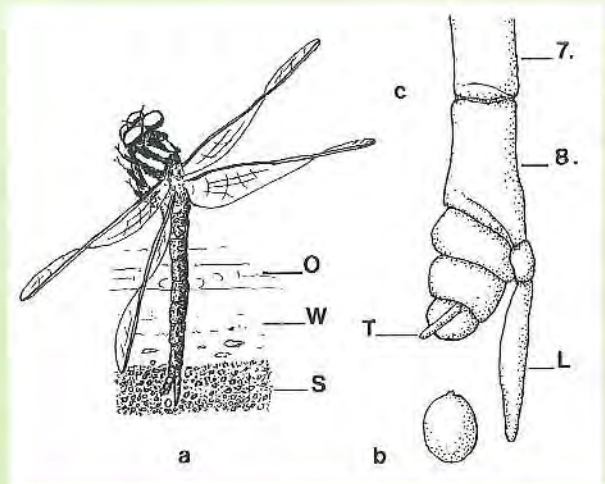


Abb. 10: Weibchen der Zweigestreiften Quelljungfer: a) beim Einstoßen eines Eies in den Bachgrund; S Schnitt durch den Sandgrund und W durch das freie Wasser über dem Grund, O Oberfläche des Bachlaufs; b) ellipsoidförmiges Ei, oben Mikropyle (Eintrittskanal der männlichen Keimzelle), vergrößert; c) siebtes bis elftes Abdominalsegment mit Legebohrer (L) und Taster (T) am zehnten Segment (Zeichnung W. Hellmund, nach Fotos von STERNBERG 2000, verändert)

um hängend an Zweigen der Ufervegetation auszuruhen (Abb. 13). Reißend wird der Flug der Männchen erst bei der Verfolgung eines Weibchens (SCHIEMENZ 1957). Quelljungfern bevorzugen beim Streckenflug die Bodennähe (bis 4 m über Grund), während Edellibellen sich lieber in größeren Höhen (bis über 15 m) bewegen (STERNBERG 1999).

Die Weibchen der Quelljungfern zeigen jedoch einen eindrucksvollen Fluganzug, wenn sie dicht über seichten Bachstellen senkrecht in der Luft „stehend“ geeignetes Substrat für ihre Eiablage auswählen, um dann geräuschvoll, senkrecht mit dem Legebohrer (Abb. 10c) vorweg in den Bachgrund auf- und niederzustoßen (Abb. 10a). Dies geschieht 20- bis 30-mal an einer Stelle und ca. einmal pro Sekunde (DREYER 1986). Bei jedem Niederstoßen wird vom Legebohrer ein 0,7 mm x 0,5 mm längsovales Ei im Sand verborgen (Abb. 10b, a). SCHIEMENZ (l. a.) gibt offenbar für die gesamte Eiablage ca. 10 Minuten an und für die Häufigkeit des Niederstoßens 70- bis 75-mal pro Minute. Bei dieser kräftezehrenden Arbeit wird der Legebohrer mehr oder weniger abgenutzt.

Flugkontrolle

Gute Flieger wie die Edellibellen bedürfen auch einer eigenen Flugkontrolle. Die Fluggeschwindigkeit wird zunächst mit Hilfe der Antennen (Abb. 2, 7, 8c)

geregelt. Der bei der Flugbewegung entstehende Gegenwind lenkt nämlich die kurzen Antennen mehr oder weniger ab, was an der Basis der Antennen wahrgenommen wird. Diese Reize werden vermutlich mit optischen Reizen „verrechnet“, so dass die Libellen auch bei unterschiedlichen Windverhältnissen ihre Fluggeschwindigkeit beibehalten können (STERNBERG 1999).

Den sehr beweglich inserierten Kopf nutzen die Libellen zur Gleichgewichtsregulierung. Infolge seiner großen Masse (Abb. 2) reagiert der Kopf nämlich sehr träge und bleibt horizontal ausgerichtet, wenn z. B. der Thorax beim Kurvenflug eine Schiefelage einnimmt. Dabei werden bestimmte Sinnespolster erregt, die einen komplizierten Regulierungsmechanismus in Gang setzen, in dem unter anderem die optischen Sinneseindrücke des unverrückt gehaltenen Kopfes berücksichtigt werden (STERNBERG l. c.).

Die Bedeutung des langen Abdomens für die Flugstabilität wurde oben in anderem Zusammenhang schon angesprochen.

Eine weitere Möglichkeit zur Kontrolle der Lage des Libellenkörpers im Luftraum ist durch die Punktaugen (Abb. 2, 7) gegeben. Mehrere Autoren (zitiert bei STERNBERG l. c.) vermuten, dass diese optisch zur Flugstabilisierung beitragen und helfen, ein Schlingern des Körpers zu verhindern.

Ferner richten die Libellen reflektorisch ihren Rücken zum Licht aus (Licht-Rücken-Reflex) und versuchen aktiv, das visuelle Muster ihres Blickfeldes beim Flug konstant zu halten (Sternberg l. c.).

Allgemeine Familienmerkmale

Zu den schon angesprochenen übereinstimmenden und unterscheidenden Merkmalen der beiden in Rede stehenden Libellenfamilien schicken wir den Artbeschreibungen weitere allgemeine Kennzeichen der Edellibellen und Quelljungfern voraus. Sie betreffen den anatomischen Bau, die Färbung und das Verhalten.

Alle Großlibellen stabilisieren ihr Adernetz zwischen Flügelbasis und -knoten durch ein dreieckiges Aderwerk. Dieses als Flügeldreieck bezeichnete Gebilde variiert in der Ausrichtung der Ecke mit dem spitzesten Winkel. Bei den Edellibellen weist diese Ecke im Vorder- und Hinterflügel in die gleiche Richtung, nämlich zur Flügelspitze.

Fast alle Männchen der Edellibellen (ausgenommen die Gattung der Königlibellen und die der Schabrackenlibellen) haben an der Basis eckig ausgeschnittene Hinterflügel und tragen beidseitig am zweiten Hinterleibssegment rundliche, innen hohle Ausstül-

pungen von artspezifischer Form, die sogenannten „Öhrchen“. Diese galten als Orientierungshilfe für das Weibchen bei der Bildung des Paarungsrades, bis STERNBERG (l. c.) experimentell durch Amputation oder Verfremdung der arteigenen „Öhrchen“ sowie der daraus folgenden Verweigerung des Paarungsrades seitens des Weibchens nachweisen konnte, dass die „Öhrchen“ genau wie die Hinterleibsanhänge der Männchen der Erkennung der arteigenen Partner dienen.

Das Farbkleid der Edellibellen ist besonders prächtig und besteht meist aus mosaikartigen, bunten Farbspiegeln in Blau, Grün oder Gelb auf schwarzem (Abb. 11, 12, 17) oder braunem Grund. In der Vegetation wirkt es gestaltauflösend und schützt so vor Fressfeinden. Die Augen besonders der Männchen zeigen Farbschiller (Abb. 11, 14, 17).

Die Eiablage der Edellibellen erfolgt in der Regel ohne Männchenbegleitung (Ausnahmen: Kleine Königlibelle und Südliche Mosaikjungfer) durch meist unregelmäßiges Einbohren der spindelförmigen Eier mit den Stiletten des Legeapparates (Abb. 3, 6) in lebende oder abgestorbene Pflanzen (Abb. 12, 18).

Die Entwicklung zur Imago dauert je nach Art 1–4 Jahre (SCHIEMENZ l. c.).

Quelljungfern ähneln den Edellibellen in der Gestalt. Unterschiede in der Berührung der beiden Augen untereinander, dem Verhältnis von Flügelspanne und Körperlänge und dem Flugverhalten wurden schon dargelegt. Hinzu kommt das Farbkleid, das mit seinem ausgedehnten schwarzen Grund und den sparsamen, kontrastierenden, gelben Zeichnungen sowie den leuchtenden, grünen Augen den Eindruck von vornehmer Eleganz vermittelt. Im Dämmerlicht der Ufervegetation bringt diese Ausstattung das sitzende Tier fast zum Verschwinden (Abb. 13).

Es gibt aber auch Übereinstimmungen wie die Anordnung der Flügeldreiecke, die eckig ausgeschnittenen Flügelbasen der Männchen, das Vorliegen von „Öhrchen“ bei den männlichen Tieren und die Eiablage ohne Begleitung der Männchen.

Der Legebohrer der Weibchen jedoch ist zu einem langen, den Körper überragenden „Rammsporn“ ausgebildet (Abb. 10a, c). Im Gegensatz zu den spindelförmigen Eiern der Edellibellen, die in Pflanzen eingebohrt werden, sind die Eier der Quelljungfern, die in den Bachgrund gestoßen werden, längsoval (Abb. 10b). Die Entwicklung dauert vermutlich drei bis fünf Jahre (BELLMANN l. c.); sie ist stark von der Gewässertemperatur und der Nahrungsaufnahme abhängig. In Baden-Württemberg soll die Larvenentwicklung der Gestreiften Quelljungfer (*C. bidentata*) normalerweise sogar fünf bis sechs Jahre dauern (STERNBERG l. c.).

Heimischer Artenbestand

Otto le ROI (1915) hat als erster eine Bestandsaufnahme der Libellen unseres Heimatgebietes unternommen und dabei auch die Vertreter aus den Familien der Edellibellen und Quelljungfern mit groben Fundortangaben aufgelistet. Für die Wahner Heide betraf das unter den Edellibellen die Torf-Mosaikjungfer (*Aeshna juncea* L.), die Herbst-Mosaikjungfer (*Aeshna mixta* LATREILLE), die Blaugrüne Mosaikjungfer (*Aeshna cyanea* MÜLLER) und die Große Königslibelle (*Anax imperator* LEACH), unter den Quelljungfern die Zweigestreifte Quelljungfer (*Cordulegaster annulatus* LATREILLE = *boltonii* DONOVAN). Die zweite, bei uns nicht vorkommende Art, die Gestreifte Quelljungfer (*C. bidentatus* SELYS), konnte er unweit für den Kottenforst bei Bonn nachweisen.

KIKILLUS & WEITZEL haben 1981 eine neue Studie über die Libellenfauna der Rheinlande mit eingehenden Funddaten veröffentlicht. Darunter finden sich Beobachtungen der Torf-Mosaikjungfer (*A. juncea*) und der Blaugrünen Mosaikjungfer (*A. cyanea*) in der Wahner Heide vom 26. 9. 1961 durch den Mitarbeiter Herrn Forst und ebenfalls der Blaugrünen Mosaikjungfer durch Herrn Kikillus am 29. 7. 1979 an den Scheuerbachteichen. Die Herbst-Mosaikjungfer (*A. mixta*) fand Herr Butz aus Mainzweiler noch 1958 in der Wahner Heide. Die Große Königslibelle (*A. imperator*) beobachtete der Erstautor am 29. 7. 1979 an den Scheuerbachteichen und verzeichnete allgemein eine Häufigkeitszunahme dieser Art gegenüber der Einschätzung le Rois, der von sporadischer Verbreitung spricht. Für die Zweigestreifte Quelljungfer (*C. boltonii*) verzeichnen Kikillus & Weitzel (1981) keine neue Meldung seit le Roi für unser Gebiet. Dagegen wurde die bei uns nicht vertretene Gestreifte Quelljungfer (*C. bidentatus*) von Herrn Rodenkirchen aus Köln am 4. 6. 1974 im Kottenforst bei Bad Godesberg und von Herrn Röser 1976 an der Bröl bei Schönenberg festgestellt. Diese Art ist seltener als die Zweigestreifte und mehr dem Kaltwasser angepasst. Sie wird aber auch von der Zweigestreiften Quelljungfer in die Oberläufe der Bäche verdrängt.

Der Verfasser des vorliegenden Artikels hat die Zweigestreifte Quelljungfer (*C. boltonii*) seit Beginn der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts regelmäßig in der Wahner Heide innerhalb der Flur „im Läger“ auf dem Planitzweg, auf den Verbindungswegen zum Scheuerbach und an diesem selbst beobachtet und ein männliches Exemplar dort am 17. 6. 1989 photographisch dokumentiert (Abb. 13). In der Nordheide konnte er am Sandbach mit dem Auffinden einer weiblichen Exuvie am 4. 6. 1988 (Abb. 15) ein zweites Flug- und Brutgebiet der Art feststellen.

Dies ist für eine gegen Gewässerverunreinigung empfindliche und daher gefährdete Art der roten Liste ein erfreuliches Resultat.

Die Große Königslibelle (*Anax imperator*) wurde vom Verfasser seit dem 18. 6. 2000 alljährlich an einem Tümpel im Bereich des Moltkehügels beobachtet (Abb. 14 und Titel). Am 30. 6. 2001 wurde zwischen 12–13 Uhr ein Weibchen bei der Eiablage in abgestorbene Binsenstängel am gleichen Tümpel gesichtet und fotografiert. Am 28. 7. 2002 konnte in der Luft über dem Beobachtungstümpel das Zustandekommen eines Paarungsrades (Abb. 8, 9) verfolgt werden. In den neunziger Jahren, in denen die Fundstelle häufig vom Verfasser besucht wurde, war die Art dort nicht festgestellt worden, wohl in der Wahner Heide am Wollgrassumpf seitlich der Altenrather Straße und am Weiher des Waldfriedhofs in Troisdorf.

Die Blaugrüne Mosaikjungfer (*Aeshna cyanea*) ist unsere häufigste Edellibelle. Wir treffen sie nicht nur in der Wahner Heide (Abb. 11) und im Altenforst, sondern auch weit entfernt von Gewässern fliegend zwischen den Häuserzeilen unserer Stadt an. Im Gartenteich des Verfassers schlüpfen alljährlich hauptsächlich im Juni/Juli, seltener erst im August ca. 10–30 Exemplare der Art (Abb. 2, 16, 17). Nach der Entfaltung verlassen sie den Schlupfort. Die Weibchen kehren vereinzelt erst im Hochsommer und Herbst zur Eiablage zurück (Abb. 12, 18). Dabei kann sich der Zeitraum der Eiablage mit dem Schlüpfen von Nachzüglern überschneiden. Die Männchen kehren, wenn überhaupt, nur kurzfristig an das Kleingewässer zurück (Abb. 17).

Ein neuerlicher, eindeutiger Nachweis der Torf-Mosaikjungfer (*A. juncea*) oder der Herbst-Mosaikjungfer (*A. mixta*) ist dem Verfasser bislang nicht gelungen. Die Beobachtung eines männlichen Tieres im Fluge am 1. 10. 1988 unweit des Teiches im rekultivierten Tongrubengelände südlich von Altenrath führte zu keiner Zuordnung, weil die genauen Artkennzeichen bei der schnellen Flugbewegung nicht erfasst werden konnten und sich die Flugzeiten beider Arten bezüglich des gegebenen Datums noch überschneiden.

Kurzbeschreibung der Arten

Torf-Mosaikjungfer (*Aeshna juncea* L.)

Körperlänge: 7,0–8,0 cm;

Flügelspanne: 9,0–10,5 cm

Männchen: Brust dunkelbraun mit je 2 schrägen, gelben Seitenbinden und 2 schmalen, gelben Streifen auf der Oberseite; das schwarze Abdomen trägt auf jedem Segment hinten ein hellblaues Fleckenpaar

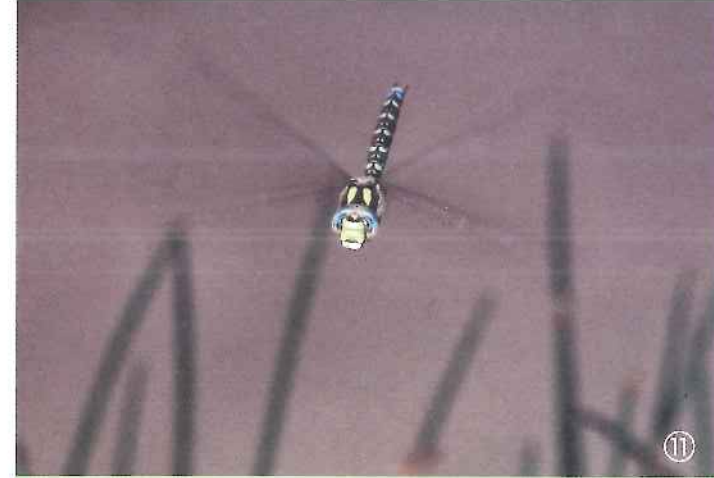


Abb. 11: Männchen der Blaugrünen Mosaikjungfer im Rüttelflug auf der Stelle; die Bezeichnung als „fliegender Edelstein“ wird hier verständlich (Aufn. W. Hellmund, Tümpel in der Südheide 12. 9. 93)

Abb. 12: Weibchen der Blaugrünen Mosaikjungfer bei der Eiablage in den Blattstiel einer Seerose; vor dem Hinterleibsende sind mindestens sechs eingestochene Eier in ihren Logen zu je drei untereinander erkennbar (Aufn. W. Hellmund, Gartenteich 30. 7. 97)

Abb. 13: Männchen der Zweigestreiften Quelljungfer im dunklen Gehölz des Scheuerbachgrabens; die schwarze Grundfarbe mit der sparsamen gelben Zeichnung macht das Tier in dieser Umgebung unauffällig; die smaragdgrünen Augen berühren sich nur wenig; im Vergleich zur Flügelspannweite ist der Körper länger als der der Edellibellen (Aufn. W. Hellmund, Wahner Heide, im Lager 17. 6. 89)

Abb. 14: Das Männchen der Großen Königslibelle ist mit der starken Brust und den breiten ersten Abdominalringen eine imposante Erscheinung. Der rastlose Flieger gönnt sich hier eine für den Fotografen zu kurze Ruhepause (Aufn. W. Hellmund, Wahner Heide, Nordabhang des Moltkehügels 28. 7. 01)

Abb. 15: Weibliche Larvenhaut (Exuvie) der Zweigestreiften Quelljungfer an dem Blatt einer Brennessel neben dem Lauf des Sandbachs (Aufn. W. Hellmund, am Sandbach in der Nordheide 4. 6. 88)

Abb. 16: Ein Männchen der Blaugrünen Mosaikjungfer schlüpft aus der Larvenhaut; hier noch im Sturzhang vor dem Hochschnellen. Das Geschlecht erkennt man an dem nur in der Schlupfphase nach außen gestülpten Begattungsorgan des zweiten und dritten Abdominalsegments (Aufn. W. Hellmund, Gartenteich 7. 7. 93)

Abb. 17: Ein bereits ausgefärbtes Männchen der Blaugrünen Mosaikjungfer an einer Sumpfpflanze (Wolfs-trapp) des Gartenteiches; die prächtige Mosaikzeichnung dient dem ruhenden Tier auch der Tarnung in der Vegetation (Aufn. W. Hellmund, Garten Sept. 89)

und davor jeweils ein schmales, gelbes Streifenpaar. Augen blau; T-Fleck auf gelber Stirn

Weibchen: Grundfarbe des Körpers dunkelbraun, die Fleckenpaare des Abdomens sind kleiner als beim Männchen und teils gelb, teils hellgrün. Augen olivbraun.; Stirn wie beim Männchen; Flügel schwach bräunlich

Es gibt auch Weibchenvarianten, die wie Männchen gefärbt sind.

Flugzeit: Mitte Juni bis Mitte Oktober

Biotop: Hoch- und Flachmoore, auch stehende Gewässer

Entwicklungsdauer: 1. Überwinterung als Ei; 4 Jahre, selten 3 (SCHIEMENZ l. c.)

Herbst-Mosaikjungfer (*Aeshna mixta*)
LATREILLE)

Körperlänge: 6,0–6,5 cm;

Flügelspanne: 8,0–8,5 cm

Männchen: Brust hellbraun mit je 2 breiten, gelben Seitenbinden und zwei kurzen, gelben Streifchen auf der Oberseite; das schwarze Abdomen trägt wie die vorhergehende Art größere, blaue und winzige, gelbe Fleckenpaare, aber an seiner Basis ein größeres, gelbes Dreieck. Augen blau

Weibchen: Brust wie beim Männchen; das schwarze Abdomen oberseits mit größeren braunen und kleineren gelben Fleckenpaaren gezeichnet; Augen olivbraun.

Vereinzelt treten auch Varianten der Weibchen auf, die wie die Männchen blau gefleckt sind.

Flugzeit: Ende Juli bis Anfang November

Biotop: pflanzenreiche, stehende Gewässer, oft solche mit Schilfgürtel, aber auch an Moorgewässern
Entwicklungsdauer: 1. Überwinterung als Ei; ein Jahr oder noch im selben Jahr, in dem die Larve schlüpft

Blaugrüne Mosaikjungfer (*Aeshna cyanea*)
MÜLLER)

Körperlänge: 6,5–8,0 cm;

Flügelspanne: 9,5–11,0 cm

Männchen: Brust oben braun mit 2 breiten, grünen Längsstreifen und 2 sehr breiten, grünen Binden an den Seiten; Abdomen seitlich blau gefleckt, oben Segmente 1–7 schwarz-grün gescheckt, die letzten drei schwarz-blau gescheckt; Augen gelbgrün mit Blauschiller (Abb. 11, 17)

Weibchen: Brust wie das Männchen; Abdomen schwarz, grün gefleckt (Abb.12), Jungtiere hellgrau-



Abb. 18: Die Blaugrüne Mosaikjungfer ist in Bezug auf das Eiablagesubstrat nicht wählerisch; hier erfolgte die Eiablage in ein Moospolster am Rand des Gartenteiches; die beiden abgebildeten, zigarrenförmigen Eier sind ca. 2 mm lang (Aufn. W. Hellmund, Gartenteich 24. 10. 87)

bläulich und gelb gefleckt (Abb. 2, 5); Augen gelb bis olivgrün

Flugzeit: Mitte Juni bis Oktober

Biotop: Tümpel, Teiche, Seen und Gartenteiche, aber auch abseits vom Wasser in Ortschaften und Städten

Eiablage: Einbohren in lebende Pflanzen, wie Blattstiele von Secrosen (Abb. 12) und Blattscheiden von Rohrkolben oder in abgestorbenes Pflanzenmaterial, aber auch nur zwischen Moospflänzchen am Uferstrand (Abb. 18)

Entwicklungsdauer: 1. Überwinterung als Ei; 2 Jahre manchmal nur ein Jahr

Große Königslibelle (*Anax imperator* LEACH)

Körperlänge: 7,0–8,0 cm;

Flügelspanne: 9,5–11,0 cm

Männchen: Brust einheitlich grün ohne dunkle Binden, lediglich die beiden v-förmig angeordneten Felder vor den Vorderflügelgelenken blau; Abdomen hellblau mit schwarzem, gezähnten Mittelband und schwarzen Seitenbänder; ohne „Öhrchen“; Hinterflügelbasis gerundet; Augen grün mit Blauschiller (Abb. 14); Stirn mit schwarzem Fünfeck, davor ein blauer Querstrich auf grünem Grund

Weibchen: Brust ebenfalls grün ohne Zeichnung; Abdomen mehr blaugrün mit einem braunen, breiter gezähnten Längsband; Augen grün

Flugzeit: Juni bis Ende August, individuell nur wenige Wochen. Die Art fliegt sehr ausdauernd und gilt als bester Flieger unter den Libellen.

Biotop: stehende Gewässer, besonders pflanzenreiche kleine Tümpel und Teiche

Eiablage: meist in abgestorbene auf dem Wasser treibende Pflanzen, in die das Weibchen auf dem Substrat sitzend mit dem teils eingetauchten Abdomen von unten die Eier einbohrt

Entwicklungsdauer: ein Jahr; Überwinterung als Larve

Zweigestreifte Quelljungfer (*Cordulegaster boltonii* DONOVAN, früher *annulatus* LATREILLE)

Körperlänge: 7,0–8,5 cm;

Spannweite: 9,0–10,5 cm

Männchen: Brust schwarz mit 2 gelben Längsstreifen oben und 4 gelben Seitenbinden, alternierend schmal und breit; Abdomen schwarz, Segmente je mit einem großen vorderen und einem schmalen hinteren gelben Fleckenpaar (die bei uns fehlende Gestreifte Quelljungfer (*C. bidentata* SELYS) ohne schmale Flecken auf den Segmenten 4–7); Hinterhauptsdreieck gelb (bei *bidentata* fehlend), Stirn und Gesicht gelb; Augen smaragdgrün (Abb. 13); die Männchen sitzen häufiger ab.

Weibchen: im Wesentlichen wie das Männchen gefärbt

Flugzeit: Anfang Juni bis Ende August

Biotop: Gebirgsbäche und **saubere**, sandige Tieflandbäche; **gefährdete Art!**

Eiablage: Einstoßen in den sandigen Bachgrund an seichten Stellen

Entwicklungsdauer: 3–5 Jahre

Literatur:

BELLMANN, H. 1987: Libellen: beobachten – bestimmen, 268 S., zahlr. Farbfotos und Zeichnungen, Melsungen, Berlin, Basel

DREYER, W. 1986: Die Libellen, das umfassende Handbuch zur Biologie und Ökologie aller mitteleuropäischen Arten mit Bestimmungsschlüsseln für Imagines und Larven, 219 S., zahlr. Farbfotos und Zeichnungen, 1. Aufl., Hildesheim

GITT, W. & VANHEIDEN, K.-H. 1995: Wenn Tiere reden könnten, 122 S., 4 Abb., 9. Aufl., Bielefeld

HELLMUND, W. 1998: Prachtlibellen – Schönheitskonkurrenten für Schmetterlinge, Unsere Libellen – Versuch einer Bestandsaufnahme (V), in TJH 103–118, 29 Abb., Stadt Troisdorf (Hrsg.)

KIKILLUS, R. & WEITZEL, M. 1981: Grundlagenstudien zur Ökologie und Faunistik der Libellen des Rheinlandes, Veränderungstendenzen einer Libellenfauna in belasteten Ökosystemen, Pollichia – Buch 2, 244 S., 66 Abb., Selbstverlag der Pollichia, Bad Dürkheim

LE ROI, O. 1915: Die Odonaten der Rheinprovinz, Verh. Naturh. Ver. Preuß. Rheinld. Westf. 72, 119–178, Bonn

PETERS, G. 1987: Die Edellibellen Europas, 140 S., 54 Abb., 3 Farbtafeln, 1. Aufl., Wittenberg Lutherstadt (Die neue Brehmbücherei 585)

SCHIEMENZ, H. 1957: Die Libellen unserer Heimat, 154 S., 31 Zeichnungen, 30 Farbtafeln, Stuttgart

STERNBERG, K. & BUCHWALD, R. (Hrsg.) 1999: Die Libellen Baden-Württembergs, Bd. 1: Allgemeiner Teil, Kleinlibellen (Zygopteren), 468 S., 241 Farbfotos, 49 Diagramme und Zeichnungen, 21 Tabellen, Stuttgart

STERNBERG, K. & BUCHWALD, R. (Hrsg.) 2000: Die Libellen Baden-Württembergs, Bd. 2: Großlibellen (Anisoptera), Literatur, 712 S., 225 Farbfotos, 33 Diagramme und Zeichnungen, 49 Verbreitungskarten, 20 Tabellen, Stuttgart

WEBER, H. 1954: Grundriss der Insektenkunde, 428 S., 220 Abb. 3. überarbeitete Aufl., Stuttgart

De decke Wellem markiere

Adele Müller

Fröhe hatte me em Ovvedörrep su en richtige, joode Nohpeschaff. Och de Jupp jehurt dozoh. He dät jo jeern jet ahnjeffe un de decke Wellem markiere. Ävve weile e jood Jemööt hat, un och emme do woor, wenn Nut am Mann woor, nohm em dat keene övvel. En Zeckklang hat de Jupp beim Filek en de Quarzzitjroov jearbeed. Ävve dat woor nix jescheets, wie e ment. Von sunner Arbeed jonn de beste Peerd kapott, däte vezälle. He dät sech Peerd un Waache ahnschaffe un woor jez sinje ejene Häär, ne selvsständije Unternehme. Do woore mächich stoolz dropp. Ich jlööv, vell ze donn hatte net. Mirschtens sooch me enn breetbeenich für singer Poorz stonn. Dät sing Jijäärche rooche un met de Helepe flitsche. Dobei luurte de Strooß errop un errav, off keene für ze klaave kohm. Krääche ens en Fuhr, su dät de Jupp lang un breet dovun vezälle. Ihr mööt wesse, keene hat esu e flöck Peerd wie de Jupp, un keene konnt esu jood kutschiere, wie er ahnjeffe dät. Un war de Hauptsach woor, die Arbeed braat em ne Hoofe Nösele en. Vell Prominenz jehuert zo senger Kondschaft. He wurt tirek e Stöck jrüüße un dät sech mächtig opplustere, wenn e dovun vezälle dät. Emool em Mond krääch de Jupp senge Rappel. Wäaje wichtije jeschäfflich Saache ze rieele, moote no Kölle fahre. De Löck wohle wießmaache, dat em dat jar net rääch woor un och jar keen Zeck dofür hat, ävve die kannte jo de Jupp un singe Vezähl. Deheem maate seng drei Döchte flöck. Et Nies moot en Komp met wärem Wasse holle, domet de Häär seng Fööß en-

weeche un wäsche konnt. Dat Griet krääch opjetraache, däm Papp seng schwazze Schohn blezzeblank ze pozze, dat me sech drenn spejele konnt. Et Kunijunde hollt de Onjewächs, de Sonndachshelepe, Socke un e Täschedooch. Et Drees, sing anjetrautes Eheweib, dät em e wieß Hemp büeele, un heel Booz un Kamesohl parat. Esu fein parat jemaat stolziert usse Jupp von dannen. Seng Fraulöck däte opöhdeme, wenne fott woor un de Düür vun usse zomaat.

Uss Oma dät en Kölle en de Kyffhäusestrooß wohnne. Se kannt de Jupp ärech jood, weil se fröhe en Droosdorref jewohnt hat. Eenes Naaks dät et bei de Oma Sturem schelle. Flöck maat se de Düür op on sooch de Jupp do stonn. Klätschnaab un janz vekahlt stunte do. Flöck leeß se en erren un schott tiräk e jood Pöttche Kaffe op.

De Jupp sooß janz bedröppelt do un dät de

Oma vezälle, date em Bordell jewärs woor. He woöß net, wie et passiere konnt, date do kurt enjedusselt woor. Asse wach wurt, hatte sech zebasch jeschamp, flöck seng Kamesohl jeschnapp un nix wie fott. Halt, do feel em senge Paraplü en. Ävve de woor net mieh do un die Däämche hatte keene Paraplü jesehe. Su moote durech de Räähn nom Bahnhof loofe. Do ahnjekomme, wollte e Billjetche für de Zooch koofe. En all

Täsche finje ahn zo sööke, ävve dat Pottmonee woor fott un och seng Breeftäsch, alles jeklaut. Wat jez? He kunnt doch net ze Fooß no

Droosdorref jonn. Do feel em de Giesens Oma en, die dät em bestemp e paar Monete liehne. „Jo“, säht de Oma, „dat well ich jeern donn. Wate do jemaat häss, woor net jood. Ävve ich well



de keen Jardiengepräädich haale, jestroof beste jo jenoach.“ Un esu woor et och. De Jupp dät sech zebasch ärjere, övve dat Jeld, wat em durech de Lappe jejange woor. He hat de Nas jestrache voll un keen Loß mieh no Kölle ze fahre.

Ene Moll jeFröhstöck und doch Schwein jehatt

Willy Neußer

Drei Woche vüür Anno Piefendeckel, e paar Jöhrche nohm Kreech, wie ich esu e paar övve de Zwanzich dächt luure, woor ich, wie emme att ess, mem linke Been zeiersch opjestate. Wie ich op de Bettkant sooß un et leevs alles jeflemmt hätt, weil ich woß, dat ich wedde nix fenge wüürd, doh süühs de Streech: Meng Söck loochen doh, meng Ongebotsz looch, wo se eijentlich emme söllt lieje, – jajoh, uuße, wenn ich se ahnhatt, – ich dächt me net ess de decke Zieh an de Bettkant stuuße, ich fong de Zahnbüüesch terräck, et Deckelche von de Zahnpasta feel me net uss de Häng un schibbelt net bes onge de Kleedeschaaf, wie ich me et Hämp övve de Kopp dächt stölepe, blevv ich net mem Kopp stäche, weil all Knöppche opwooren, kuurt un jood: Alles flupp wie am Schnürche. „Hau!“, daach ich, „Wie maach dann jetz wat wie un wann wegge jonn? – Dat ess joh terräck unheemlich! Du wiersch doch wall net de janzen Daach kee Pech hann un nix ze knoorze?“ E altbekannt Sprichwoort säht joh: „Me soll de Daach net vürrem Oovend lovve!“ Wie kütt dat: Hann all Löck de janzen Daach mieh Pech wie Jlöck, su, wie ich? Un des morjens att ene Moll jeFröhstöck?“



Wie? Ühr kennt kenne Moll? Dat schwazze Dierche met däm blänkije Pelzje, dä stecknohkleene Ööjelche, dä Schuffelschöpp-Vöddefööbje un dä Hengefööß wie de Clemesch? Ävve ess rääch. Esu jet Fröhstöck me net. Wie, ühr weßt och net, woröm et em Sprichwoort su heesch? Passiert et üch nömme, dat e em Ärje un ze hastich et Fröhstöck erav doht schlenge, un en hallev Stond späade ramuurt et üch em Liev eröm, äs wenne ene Moll jeFröhstöck hätt? Der joh em Düstere en de Eerd erömfuhrwerrek.

Als, seht e!

Un wenne nu att des morjens Fröh Jedöns em Buch hatt, velleech de janzen Daach! Dat ess doch des Deuvels!

Nu woor munge Buch an de Reih. Ävve bess nohm Fröhstöck woor nix, jar nix, scheefje-jange, nix Jruußes un nix Kleenes. Et woor alles esu fein jeflupp, dat et bahl unheimlich wuurd. Wiewahl ich, wie ich de Oore op hatt jedonn, jemeent hatt, et wöör seche, ich hätt de Moll att en de Muhl.

Et jink att op Mettaach, un ich fing att ahn, mich ze ärjere, weil ett nix ze ärjere joov.

Un doh joov et ene biestije Ärje.

Wie öff pack ich uss ahl Jewände en de linke Botzetäsch, en der ich emme meng Schlössele eröm donn schleefe.

Ävve: Himmel alle Welt! Dä Schlösselbond ess net doh!

Meng Botz hätt vier Täsche:

Nix von enem Schlösselbond. Em Övvehemp, met eene Täsch, nix. Em

Kammesohl, met fönnef

Täsche: Kenne Schlössel!

Hann ich ...? – Hätt meng

Frau? – Wall en hondet Plaaze

jonn me dorrech de Kopp, wo dä Schlösselbond senn könn. – Nix.

Un jetz? – Wo hann ich dän dann zelätz jehatt? Ode jebruch?

Bestimmp hann meng Pänz de iehre wedde vekroos un eenfach de meng jenomme.

Meng Frau? – Nä, bruch ich net ze froore. Die säht bloß: „Pass seleve op denge Kroos op!“

Un die Weechte drieben sich wedde wer weeß wo eröm!

Nu hann ich joh noch zwei Schlössele em Schaaf lieje. Ävve ich well troztdäm wesse, wo der andere ess!

Ich werden esu jeck, wie enen Doorn. Ich söhken en Hötten eröm, wo ich att johrelang net mieh jeweers senn.

Nötz alles nix, uuße, dat ich me vüür Ärje un Wuut bahl en de Buch könnt bieße.

Un dann kujeniert mich wedde dä Moll, un et leevs däht ich alles schmieße. Et aldeleevs dä Schlüsselbond. Ävve dä ess emme noch fott.

Un des Mettaachs jitt et ruude Kappes met Brootwuesch. Maach ich söss vüür me Lääbe jeern. Hück net!

Wie et Oovend ess, saaren ich: „Ich jonn noch jet op de Strooß!“ – „Joh“; säht meng Frau, „Un vesöof denge Moll em Barongs Weihe! – Söss kanns de drussen blieve. – Deng Jeseech hänk noh aach Daach Rähn. Dä könne me messe!“

Statt ene Antwort flemmen ich ene Schohn en de Eck, trädde en ene Schluffe – un op jet Haades. „Vedammten Dress!“ schängen ich, un wie ich hinluure, hann ich – op menge Schlüssel jetrodde!

Deht biestich wiehl!

Wie? Dat hadde komme jesehn? Un woröm hadde mich de janze Zegg zabbele jeloöße? Un doht üch jetz iersch melde? – Ühr sedd me de Richtije! – Süht joh jrad uus, äs wenne Spaß drahn hätt jehatt an menge Vedreeßlichkeete! Hadde net vedeent, dat ich et üch jetz och noch vezälle!

Jedenfalls leef ich en jood hallef Stond nohm Bösch, hann me donoh ene Kohn un en Fläsch Bier jedronke, jood jeschloofe, me beim Opstonn de Zieh jestuuße, mich beim Rasiere jeschnegge, et Deckelche von de Zahnpas-tatuub sebbe Menutte lang jesöhk, un bess ich bei de Arbeed en de Scholl woor, hatt ich meng Porzijohn Ärje att henge me vüür de janzen Daach.

Ich jlööven, ich kann me de Dokte füür Pschüchelejje schenke. Un jetz, met nöngun-sebbenzich, deht mich suwiesu kenne Dokte mieh vüür voll nämme.

Hüüse her!

Willy Neußer

Wie die Kohnühl (Eula spiritus) an ihre Name ess jekomme, hamme en de Scholl – net die en de Kaijass – net jeliehrt. Me hann nämlich ze Droosdorref un ze Sieborrech vell net jeliehrt, wäjen de Lehre, usse Fulheet un Labbesseriee.

Jedenfalls hann ich och me Lääbe en un öm de Scholl kenn Ühle fleeje ode setze jesehn. Un usse Huusmeeste von de Scholl an de Ker-rechstrooß, dän me de Ühl nannten, däht sich Euler schrieve, hatt kenn Feddere an de Uhre un fleeje hann ich en och net ze sehn krääch. Ühle setze un fleeje jesehn krääch ich bloß e paarmohl de Herrevs, wenn beim Duur vüür de Schüür die jruuße Bärrem von Kohn, Weeß un esu jar Haave stonnten, bes de Dresch-maschin kohm. Doh drevven sich dann de Müüs ze hondete eröm, un dann sooß att ess e Käüedche om Jevvel un hollt sich ene Broode. Ävve dohvüür moht wennichstens e beßje Moondleech helepe.

Ävve dat janze Ühlezüch meenen ich joh och jetz jar net. Un wenn ich heh von Kohn schrieve, hatt dän de Höcks Pitte en Fläsche dohstonn, bes, joh bes en Kohnühl kohm un sich zom Liebhabepries e paar henge de Binde däht schödde. Eijentlich vell öfte hengeret oppe Hämp.

Un zoh dä Liebhave däht och aachmohl de Woch die Kohnühl Pettekobes – dä Name ess zohfällich un hätt nix met lebendije ode dude Droosdorve ze donn – jehüüre.

Uuße sonndaachs, wore övve Mettaach heem jink, woore bloß eemohl de Daach doh Un sooß mierschdens vürrem läddije Vühelche, weil de Pette em net terräck wedde enn däht schödde, wenn et Pennche läddich wuurt.

Dat woor zoh ene Zegg, net lang vüür sengem Duud, wo sich att bahl kee Minsch mieh nävven enn däht setze ode stelle. Net ess de Fleeje dähten sich emm en et Jeseech setze un em de Schweetdröppche fottlötsche. De letzde, die et reskiert hatten, wooren noh zwei

Menutte an Alkoholvejftung kapottjeange. Wenne nu meent, ich wöhl mich övve die Ühl löstich maache, sedde scheef jeweckelt. Nämlich, wie e op de Welt woor komme, woore noch kenn Kohnühl, nä, e jesond Könk un alles drahn, wie de Frau Starek, de Hävvamm hatt fessjestallt.

Ävve kohm woor seng Mama ussem Wochebett, schibbelte beim Weckele vom Desch un schlooch, meent et Kätt, mem Kopp op, un et quetsch daarelang an däm Köppche eröm, wat esu jood wie nix däht hälepe, uuße, dat dat Könk emme hääde däht quatsche.

Bes endlich ene Dokte wuurd jeroofe, wie de Petteköbesje sich am quatsche heel, woor nix mieh ze maache. Säht dä Dokte. Ov teräck jet wöör ze maache jeweeers, wesse me net.

Jedenfalls säht dat Petteköbesje, von ahn datte, ärrech spät, spreche däht liehre, en Dotzendumohl un öfte den Daach:

„Aua Kopp!“ Un dat heel die ganze aach

Scholljohre un en de Liehr ahn, un hä moht öff fähle un krääch met Möh un Nuut de Liehr ferdich.

Wiere nu et ier-

schde Jeld däht vedeene, jinke emme öfte eene ode zwei, späde och drei, vier un mieh petsche. Un dann konnte die Koppeng usshaale bess övve de Naach.

Bier drink e bahl jar keent. Woröm, weeb ich net. Un deheem, wore met senge Moode, kohm, datte zwanzich wuurd, alleen däht lävve, dähte och nix drinke. Un de Wiert vezohl et, wenne vom vierte op de fönnefde Kohn op däht schlaare un joov däm Petteköbes jood Woort opzehüüre, dat dat net lang nötze däht. Wie e et ierschdemohl de zehnte Kohn hatt velank, woor de Wiert – dat joov et duh – nohm Dokte jejange un hatt däm se Leed met dem Petteköbes jeklaach. Doh däht de Petteköbes ävve att bahl em ganze Dörrep „Kohnühl“ heesche.

De Dokte hätt jesacht: „Loß en! Brems emme

esu vell, wie et jeht un häh net merek. Un donn emme en etliche Droppe Wasse en de Kohn. Däm ärme Deuvel ess söss net mieh ze helepe. Un dä widd net alt!“

Zom Jlöck – sähten de Löck – storrev et Kätt, se Moode, e hallev Johr vüür em, wiere att bahl nix mieh von sich woß.

Met eenunvierzich hätt en usse Herrjott jehollt. Ich kennen noch en etliche Löck, die en „Ühl“ hann jeroofe un ihr Spellche met emm hann jemaht. Un ich moß mich och schamme, ävve et ess wohr: Ich hann wie ande Quäss och männechmohl „Kohnühl“ hengerem herjeroofe un jewönsch, hä däht net bloß schöckeke, nä,

och op et Jeseech falle. Un wat hatte me ene Spaß, wenne lans de Hüüse rötsch un an en Stell kohm, wo zweschen zwei Hüüse en frei Stell kohm un hä schreit: „Hüüse her!“ Hätten uss Ahle uss dat net vewiese, expleziere mösse?

Un wer dräht mieh Schold: Männeche Kohnühl,

Kläubroode,

Zeweerschde, Kiffe,

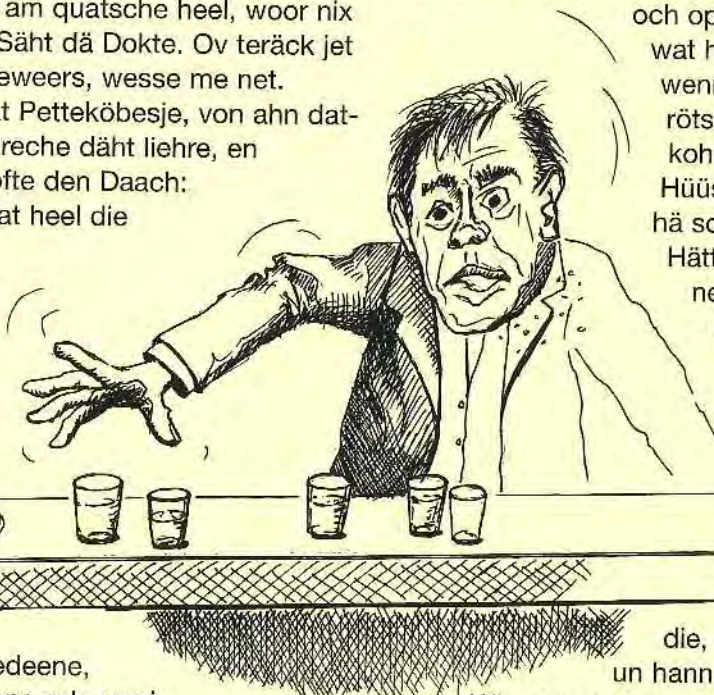
EO joh, Duudschlääje ode

die, die de Ursach woßden un hann nix dohjäten jedonn?

Wie maach dat usse Herrjott beim

Oprechene en de Reih krieje?

Ävve öm die Ühl Petteköbes hann ich wennije Sorrech wie öm mich seleve.



Schwazze Seef

Willy Neußer

Vüürmaache well ich üch nix.

Dröm moß ich zohjävve, dat me die Seef iersch noch koofe mösse. Ävve wo?

Meng Jeschichsbooch ess nämlich et Weiß Jriet, meng Pättches Oma. Weil se net bloß de Mama von mengem Papa, nä, och de Mama von mengem Pättche ess.

Un ihr Berichsjohr ess Achzehnhondetzweiun-
sebbenzich, e Johr nohm Franzusekreech
1870/71, en däm ene Ohm von ihr bess noh
Paris wor komme un sebbe Wöörd Franzö-
sisch janz, un e Dotzend hallef konnt spreche.
Wie et Dörrep ussooch? Em Janze öm de
sebbezehnhondet Löck, kenn Elektische, kenn
evangelische Kerrech, net vell Strooße un
Jasse, jet ahl Hüse un Hötte en de Jass, am
Pohl, an de Schossieh, en de Kerrechstrooß
un am Steenhoff un am Hoffjaade un de
Berrechstrooß, un, joh, de Borrech. Ovv un
wat für en Jeschäfte et joov, weeß ich net.
1817 heesch et en enem ahle Jemeinderats-
protekoll: Auf diesem Gebiet wohnten nur 640
Einwohner in 120 Haushaltungen; von diesen
120 Familien waren 24 wohlstehende, 60
schlechtere, 36 bettelnde und an Bettelei
grenzende Familien.

Dobei woor seche kenn Wäscherei, kee jelek-
trisch Jeschäff, nix füür mondeliert ze werde,
kenn Pille ze koofe. Ne Dokte joof et ze
Sieborrech ode Bonn. Bruch me die? Sterve
kamme och esu. Kenn Antenne, Autos, Räder.
De Feuewehrspretz? Füür von sechs Mann ze
träcke ode däue.

Jenooch!

Ävve me wessen emme noch net, wo me
schwazze Seef kritt, HHHMMM?“ Mosse me
ess de Oma froore.

„Joh.“ säht die, „Ich loofen jewöhnlich eemohl
de Mond noh Sieborrech. Doh brängen ich
mere emme vom Laufenberrech met. En enem
Emmeche. Senn drei Pond drenn.

Mähte voll, deht noch ene Klätsch drop un
säht: „Für et Weddekomme! Koss achzehn
Pänning!“ Em Ühmche sengem Krohm un en
de Kerrechstrooß ess me die Seef net jeheue!“
Jetzt jomme, en Jedanke, spelle, e Stöckche
en de Veehjass erenn, noh fuffzich Mete noh
räächs en dat Jässje erenn, e de Kroope. Doh
lööf noh wennich Schrett vom Barongs Weihe
her die Heembaach onge däm Päddeche her
henge Nüüsesch, Hoffs, Jeuse Jade onge de
Schössieh her dorrech de Jronnd nohm Hoff-
weihe.

Halleve Wäächs zweschen Jass un Weihe
stonn lans die Baach jet Schliehe un Eeche. Un
dovüür ess die Baach op wahl zehn Schrett
lang un sechs Schrett breed zoh enem
schlank-ronde Pool jewurde. Ov von alleen
ode ussjejaave, weeß kenne mieh.

Der Pohl ess nu bahl emme voll Wasse, knee-
deef, övverem jlatte Klei schön kloor. Bess op
et Fröhjohr. Dann ess et schwazz voll Küh-
lingsköpp. Ode och att ess jet dröof, wemme
met de bläcke Fööß dreneröm senn jetapp.
Un et schööns: Quer övve dä ronde Pool ess
vüür undenkliche Zegge ene Quarzsteen, wall
och vom Ravensberrech, wie die Kelle- un
Jronndsteen von de mierschde Hüüse em Dör-
rep, jelaht wuorde.

Op jede Segg, jood drei Mete voneneen, senn
je eene Steen, ene jood halleve Mete lang un
elleboore huh un breed jet en de Oove ennje-
jaave.

Dohdrop ess dä lange Steen wie ene Bröcke-
boore jelaaret. Janz jlatt senn die Fläche net.
Un die zehn, fuffzehn Zentnere Jewich von
däm Steen, zohsätzlich noch met etliche
Kühlche drenn, die en hondet ode mieh Johre
et ferdich hann jebraht, dat die Funda-
mentsteen nohm Sandehoff zoh vellech zwei
Füüß deepe jesack senn un och noch op de
Jass zoh en de Kant vedriecht.

Von de Wiss op de Bösch ahn jeht et alsu e
beßje berchahn, un jlichzeggich steht me mem
räächde Fooß emme e beßje deepe wie mem
linke kütt me ömm, ess et ömjekiehr.

E komisch Jeföhl.

Dozoh kütt, dat op beedse Segge ussen von
dä Jronndsteen wall zwei Fooß die Baach sich
Plaaz hätt jeschwemmp, wenn se noh enem
Jewidderähn ze huh voll woor.

Alsu moß me ene jruuße Schrett von de Wis-
sekant op dä Bröckesteen donn un op de
ande Segg wedde dovon.

Bröckesteen, dat esse eijentlich, sechsich Johr
späade, bloß füür uns Pänz, wenn von de
Barongs kenne en de Nöh ess, un vür allem
net de Italjäne Pette, Knääch bei de Hoffs, die
die Wiss en Paach hann bess an de Veehjass.
Spellt füür uss kenn Roll. Zackramentiere deht
de Peete su öff, wiere uss doh spelle süht.
Ävve jetz fröoch de Oma öff: „Woorde wedde
an ussem Wäschsteen?“

Eenes joden Daachs moß ich se ävve doch
froore: „Oma, woröm sähs de emme
„Wäschsteen“? Dä widd doch bei jedem
Rähn, alsu öff jenoch, jewäsche? – Wenne
övvehaup dreckelich wierd.“

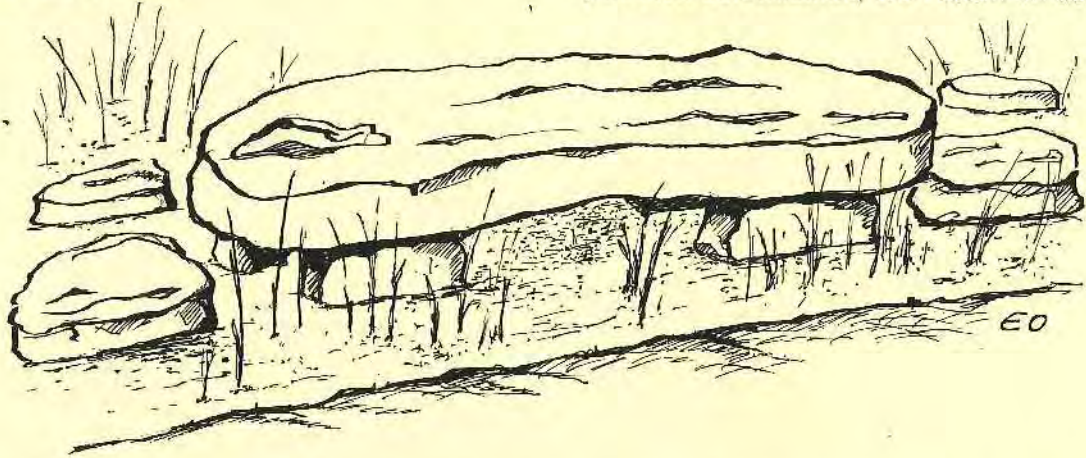
Doh jriemelt se, strich me övve de
Bürschdekopp un säht: „Dann komm, setz
dich jet. Ich donn deret vezälle.“

Ich woß net, wat ich leeve däht, äs me von de Oma jet vezälle ze losse.

„Joh, Jong“, fing se ahn, „bei mir em Hoff vüür de Wäschköch litt doch die jruuße Steen-plaat.“

„Ija“, saaren ich, „wenn ich öfte et ess doh droperömsprengede ode enem Stöck Holz ode enem Hamme dropkloppe, deht et emme halle, äss wenn et doh dronge holl wöör!“

„Ja, dat ess och holl dronge, doh häss de rääch jehüürt! – Doh woor, bes me em Dörrep de Wasseleitung kräächen, usse Pötz dronge. Dä woor esu sechs, sebbe Mete deef un enen kreesrond. Ävve ich kann mich erinnere, dat en mengem Lävve dä Pötz seche en hallef Dotzendmohl drüch woor un me noh de Aache met ene Tonn mohten fahre, op de Addelskaar, Wasse holle. Un eemohl woor esu jar de Aache ussjedrüch.



Un zor Vorsich woore me uss eenich, ich und de Ohm Kohned – de Opa woor joh att duud – un de Onkel Jakob, denge Pättche, dat me dä Pötz net zoh wohlen schödde, wie uss de Börjemeeste Klev et Wassewerek hatt jebaut un de Leitunge. – Wat hätte me jemaht, wenn die Leitunge kee Wasse mieh hätten jeyovvel!“

„Ja, woor dann ens ke Wasse mieh dren, Oma?“ frooch ich. Doh laach se un säht: „Ja, att zweimohl. Ävve dat woor net de Börjemeeste schold. Ich doll Hohn hann beedsemole vüür enem haade Fross de Leitunge net avvjedräht, un doh senn se jeplat.“

„Su“, laach ich, „öm onjeläächde Eie soll me sich net kömmere. Ävve Eie lääje kanns de och net. – Un du wohls doch jet vom Wäschsteen vezälle!“

„Häss rääch, Jong! – Su kamme vom hondetste en et Dausendste komme! – Alsu, paß op:

Die op de Borrech wooren joh öff ze zwöllef, fuffzehn Löck, joh eemohl mieh wie zwanzich, met Knäächde un Määchde. Un doh joof et joh och vell Wäsch.

Die hatten joh och mieh Bettwäsch, Hemde un Ongebotze wie mir eenfache Löck. Un doh moht alle Woche jewäsche werde.

Wann un wer drop ess komme, dä ronde Weihe en fuffzich Mete henge dä Ussloof vom jruuße Weihe usszehävve un doh der Steen queer drövve ze lääje un doh die Kochwäsch dren ze spööle un ze frenge, weeß ich net.

Ävve wenn die von de Borrech ihr Wäsch ferdich hatten, – un dobei kneeten un hutschden mierschdens sechs, sebbe Fraulöck op dä Steen, dann dorfdn de Daach drop och mir von de Veehjass, e paar vom Pohl un de Schossieh uss Wäsch schwänke un, wenn net jrad Köh dorömliefen, die Wäsch en de Sonn

bleeche. – Fällt me jrad en: moß ich de och noch vezälle: Ess doch och ess passiert, vüür e paar Johr, doh wohl ich mettaachs die Wäsch noch ess jeeße. Ich hatt die Wäsch ussjelaht, wiewahl de Hoffs ihr Lisa, nä, net de Tant Lisa, op de Weed woor.

Ävve ich hatt jemeent, doh könnt net vell passiere. Die sollt nämlich kalleve un däht net mieh jruuß erömlöofe.

Wie ich ävve nu dohinkomme, hann ich bahl ene Schreikramp krääje: Wer von dä Pänz, ode ene jruuße Labbes hatt der Koh een von menge weiße Schötzele an de Stätz jebonge, e Bettuch wie ene Schal öm de Hals jeknöddelt un von de Jrooß en weiße Botz wie en Haub övve de Hörne jetrocke? lersch hann ich mich zebasch jelaach, ävve wie ich me menge Schötzel besooch, moht ich doch ess deep Luff holle: Die Koh hatt sich jelaht, terräck

nävven ene jruuße Flaade un, weil ihr de Fleeje lästlich wooren, ihe Stätz emme eröm-jeschwänk. Ävve en Handbreed von däm Schötzel woor noch emme wieß!

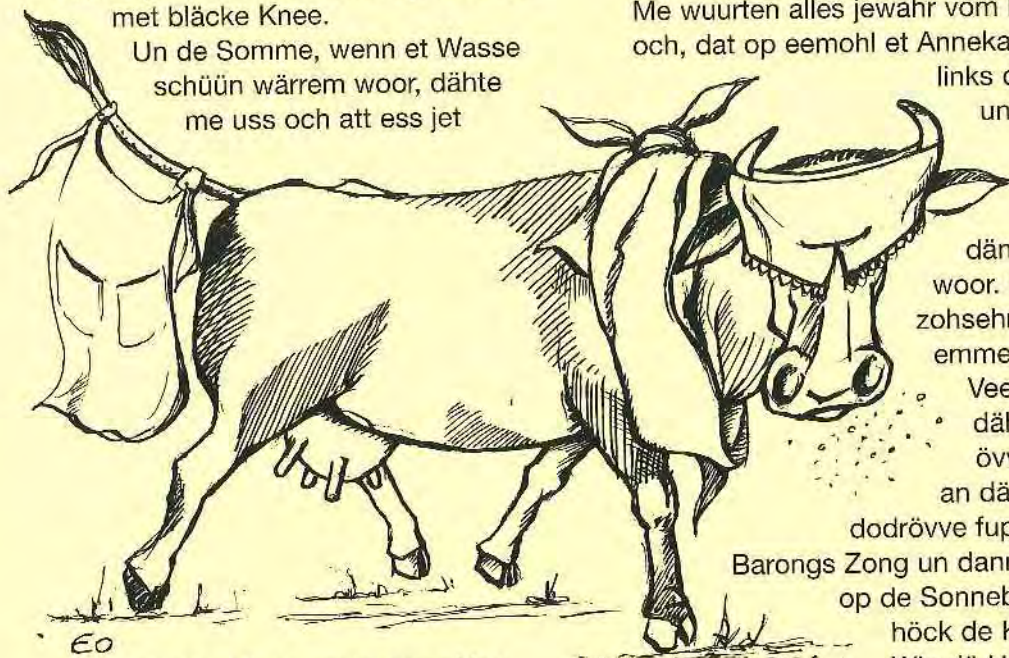
– Sach – Wat wohl ich eijentlich vezälle? – Ach su! Du wohls wesse, woröm ich emme vom Wäschsteen däht vezälle!“

„Ja, Oma!“ säht ich. „Doh moht e doch dann drop knee, wenn e de Wäsch schwenke wohlt. Woor dat dann net äresch unjemütlich? Un hadd? Un ess doh net att ess eene von üch erav jekipp?“

„Du kanns froore! – Ävve eent nohm andere! – Mierschdens hatte me, wenn vell Wäsch woor ze schwenke, ene Heupöngel, en e ahl Lenge-dooch jebonge, vüür onge de Knee dobei.

Vüür e paar Deelche Wäsch jink et och met bläcke Knee.

Un de Somme, wenn et Wasse schüün wärrem woor, dähte me uss och att ess jet



EO

schubse, bess eene erennkippp.

Dat joof joh ze laache, ävve dobei wuurd och et Wasse flöck muddelich, un mir mohten en ganze Zegg waade, bess me wegge konnten schwenke. – Un wat wohl ich de noch vezälle?

– Ah su! Von de schwazze Seef!“

„Jerööds de wedde vom Hölzje op et Stöckche?“ däht ich froore.

De Oma däht iersch jriemele, dann ävve platz se uus un laach un laach.

Un säht: „Nä, dat woor e jruuß Spell em Dörrep. Am Äng bes noh Sieborrech an't Jerich! Dat jink esu: Dat Züff, wat wie e lecke Weech ussooch, woor ävve och e oostich Mensch. En etliche Purschde hatten sich att öm et be-

möht, ävve et leht se emme wedde avbletze. Et meent wahl, et könnt noch jet Besseres komme. Zwei Kavalöresse blevven johzeggs övverich. Et däht en etliche Moond, bahl däm eene, bahl däm andere schön Oore maache. Ävve su senn joh die jecke Keerlis: Statt esu enem doll Pipp de Rögge zoh ze drähe, donn se sich och noch dröm zekloppe!

Nu wooren alsu dä Karli, dä att de Meesteprüfung am maache woor, un de Pohle Hein hengerem her. Un eemohl ströf et met däm eene, et andemohl met däm andere dorrech Dörrep ode Bösch ode noh Sieborrech, eemohl esu jar bess noh Bonn. Wie et och noch kenn Strooßebahn noh Beuel un kenn Bröck noh Bonn joof un iersch zegg e paar Jöhrche ene Zoch noh Beuel ode Kovvelenz.

Me wuurten alles jewahr vom Billa am Pohl, och, dat op eemohl et Annekattreng de Hein links däht lieje losse un bloß noch mem Karli jink.

Kamme sich denke, dat dat

däm Hein ärrech woor. Hä moht öf zohsehn, wenn die zwei emme öfte e Stöck de Veehjass erenn dähten schwenke, övve de Weed bess an dä Wäschsteen,

dodrövve fuppden bess an de

Barongs Zong un dann dat Päddeche op de Sonneberrech ahn. Wo höck de Kerrechhoff ess.

Wie dä Hein dat ess wedde eruss hatt krääch, dat die

zwei wedde ihre Spazierjang wöhle maache, hatte sich en Jang jesatz.

Ohne, dat eene jet jemerek hatt, woore queer dorech die Wiss op die Bröck ahn jefupp, hatt sich onge die Schliehe jehutsch un jeluustet, ov jet opjefalle woor. Nä, kenne ze hüüre un ze sehn.

Dä Hein rötsch deaf onge lans die Heck bess an dä breede Pohl met däm Wäschsteen. Doh konnte sich bahl ganz hengerem Oove dücke. Hä zubbelt en flache Doos uss de Botzetäsch, trook met drei Fengenähl dä Deckel op, lääch dän opsegge un dröck met Meddelfenge un Domme ene düchtije Klätsch Zeuch eruss,

rötsch om Buch op dä Steen bess an et andere Äng un strich dä Brei met Fengere un Balle, su jleichmäßich, wie et jink, op dä Steen. Zweimohl mohte noch ene neue Knubbel nohholle, besse dä janze Stehn voll hatt jestreche. Dann flatsche met beedse Häng jet Wasse övve dä Stehen, reff en an beedse Änge esu reen un drüch, wie et jink, stopp die Büchs en de Täsche un vedröck sich. Iersch mieh wie en halfe Stund späade kohmen nu de Karli un et Annekattreng am Huus eruss övve de Jass un de Weed op dä Wäschsteen ahn, wie et att bahl düüste woor, wenn och ene vierdel Moond dorrech die Eeche lans de Veehjass däht spingse. Dä Karli satz met enem lange Schrett dä räächde Fooß op dä Steen, räck de linke Hand nohm Annekattreng, trook et henge sich her, wobei e de linke Fooß am räächde vebei wohl setze, merek, wie der rötsch, et Annekattreng schreit: „Ich rötsche!“, pack noh räächs, dä Karli noh links, et Annekattreng ävve kritt et Övvejewich noh links, un „Flatsch!“, liejen se em Wasse!

Ävve net, ohne dat et Annekattreng met de räächde Höff noch schweer op die Steenkant schleht, de Karli zeröckkipp un sich en schlemme Platzwund am Hengekopp op-schleht.

Die muß de ande Daach jenäht werde. Un met ene Jehirnerschütterong mosse noch bahl drei Woche lieje.

Ävve jetz dehte iersch et Annekattreng ussem Wasse hävve, pack et op de Ärme un dreet et heem un op et Kannepee, wo seng Mama et vesorje deht.

Nu kann de Karli senge Kopp beluure losse. Uss dä Platzwund lööf em et Bloot en de Hämpkraach. Se donn en vebenge, un de ande Daach fiehrt de Schäng, dem Annekattreng senge Papp, noh Sieborrech, de Dokte holle. Der fleck dä Karli datt Fell zesamme.

„Eine tüchtige Gehirnerschütterung!“ säht de Dokte.

De Hein ess de ande Daach uss dem Dörrep verschwunde un blicht et. Eemohl well en ess eene em Westewald hann jesehn.

Un wie e als ahle Keerl wedde op ess jetauch, wooren de Karli un et Annekattreng att lang Oma un Opa. Un beim Karli, der bahl en Pläät hatt, konns de em Nacke un am Hengekopp noch jood die lang Narb sehn, vom Wäschsteen met dä schwazze Seef.“

„Oma, wat kanns du schüün vezälle!“ säht ich. „Kanns de me moorn och vezälle, wäswäjen me am Bronnekelle beim volle Moond emme ene Honk deht junkele hüüre? Un wenn de Wönk von Ahlerott blöös, me von doh mezzen en de Naach de Jlocke lögge deht hüüre? Wie de Onkel Jakob hätt jesaht?“

„Vezälle“, säht de Oma, kann ich der et. Ävve ovv et wohr ess, weeiß ich net!“

„Ävve wenn du et vezälle dehs, lööf et me emme su schön de Rücken erav! Noch schöne äss wenn de Ohm Josef vom Lüch-Münechhusen deht vezälle!“

„Welle me ess sehn“, säht de Oma, – „Öm Joddes Welle! Doh löck et joh att Mettaach! – Jetz muß ich ävve iersch de Jeeß meleke!“ Et hillep nix: Do mosse me waade bess de Oovend, bess me jewahr werde, wo me nu die schwazze Seef kann koofe.

„Ich well nix anderes vüür ze wäsche!“ säht et Hoff's Draut, „Hüürt me bloß op met dä neumodischen Dress!“

Wat? Ühr weßt, wo et schwazze Seef jitt? – Doh freuen ich mich vüür üch met!

Dann bruch ich üch joh net mieh nohm Engelse Pette ode nohm Levens Karel ze wiese. Däm seng schwazze Seef woor emme enne Pännek düüre wie dem Pette de seng. Dohfüür dähten dä seng Rabatt-Kamelle besse schmecke.

Von Ludimagistern, Schulpflegern und Lokalschulinspektoren

– Das frühe Schulwesen in unserer Region auf dem Weg zur Volksschule –

Heribert Müller

Es ist nicht die Absicht dieser Arbeit, einen Überblick über die historische Entwicklung der verschiedenen Schulformen im heutigen Bildungssystem unseres Landes zu geben. Darauf muss schon wegen der Materialfülle verzichtet werden.

Vielmehr möchte der Verfasser den geschichtlichen Ursprung unserer „Volksschule“ als der „Stätte einer volkstümlichen Geistesbildung“ aufzeigen.

Dabei wird die komplexe Geschichte eines zunächst **kirchlichen**, dann **landesherrlichen** und später **staatlichen** Schulwesens abschnittsweise darzustellen sein.

Vorweg sei auf die historisch gewachsene Dreiteilung unseres Schulsystems hingewiesen:

Zur Ausbildung von Gelehrten (Juristen, Medizinern, Geistlichen) dienten die im Mittelalter entstandenen Universitäten. Sie wurden von Studierenden besucht, die zuvor ihr Rüstzeug in den früheren **Lateinschulen**² und späteren **Gymnasien** erworben hatten. Das „gemeine Volk“ hingegen begnügte sich mit den unzulänglichen Lernergebnissen, die die **Elementarschulen** vermittelten, die – je nach Leistungsvermögen der Schule und der Intensität des Schulbesuches – aus minimalen Kenntnissen in Lesen, Schreiben und Rechnen bestanden.

Außerdem entwickelten sich im ausgehenden 18. Jahrhundert in den Städten besondere Schulen für angehende Handwerker und Gewerbetreibende, die als Vorläufer unserer **berufsbildenden Schulen** gelten.

I. Die Elementarschule als Pfarrschule unter kirchlicher Aufsicht

Möchte man über Vorläuferformen der Volksschule berichten, trifft man auf eine dürftige historische Quellenlage. Ihre Anfänge liegen weitgehend im Dunkel, da wahrscheinlich der Schulbetrieb im Ele-

mentarbereich den Chronisten nicht erwähnenswert erschien. In der Fachliteratur wird gelegentlich der Beginn einer obrigkeitlichen Einführung des allgemeinen Schulunterrichts auf Weisungen Karls des Großen zurückgeführt. Er habe der Geistlichkeit verordnet, „die Jugend in den Anfangsgründen des Wissens zu unterrichten“. Gesichert sind die Erkenntnisse, dass zur Zeit Karls des Großen die Klöster zur Erziehung des Ordensnachwuchses Lateinschulen unterhielten, die auch weltlichen Klerus ausbildeten. Mönche wirkten als Lehrende.

Aufgrund des christlichen Verkündigungsauftrages unterhielten sicherlich an vielen Orten die Pfarrer sog. **Kirchspielschulen**, auch **Pfarrschulen** genannt.

Bereits in einer Diözesanverordnung Engelberts II. von Köln (1261–1274) heißt es: Jeder Vater hat seine Kinder zur Schule zu schicken, und der Küster muss sie ... unterrichten. Dafür erhält der Küster ein Schulgeld und hat dem Pfarrer monatlich Bericht zu erstatten. Das V. Laterankonzil (1512–1517) und die Kölner Synode von 1536 bestimmten, dass auch an den unbedeutenderen Kirchen durch tüchtige Lehrer für die Jugend gesorgt werden müsse. Die Kölner Synode von 1662 hatte erneut den Pfarrern die Errichtung von Schulen, soweit keine vorhanden waren, zur Pflicht gemacht. Die Pfarrer sollten auch die Aufsicht über die Schulen, die Lehrer und die Schülbücher ausüben und die Schulen getrennt nach Geschlechtern einrichten³. In Kurköln erging 1713 die allgemeine Verfügung:

„Die Erziehung der Jugend ist das Wichtigste. Wo die Mittel für Lehrer fehlen, sollen sie durch Kollekten aufgebracht werden. Neben dem Lehrer haben auch die Pfarrer die Pflicht

1 Heckel, Hans, Die Städte und ihre Schulen, W. Kohlhammer-Verlag.

2 Über die Siegburger Lateinschule als Klosterschule der Benediktinerabtei St. Michael berichtet: Dechange, Günter. R., Heimatbuch der Stadt Siegburg, III. Band, Respublica-Verlag Siegburg und Dr. Kampers, Gerd, Jahrbuch des Rhein-Sieg-Kreises 1987.

3 Hegel, Eduard, Geschichte des Erzbistums Köln, Verlag J. P. Bachem, Köln.

des Jugendunterrichts.“ So richteten denn auch die Visitatoren (Prüfer im Rahmen der Kirchengemeinschaft) ein Hauptaugenmerk auf die Schule.

In den noch später anzusprechenden Visitationsbögen kehren stets die Fragen wieder, ob ein Lehrer (Ludimagister) vorhanden sei und seine Pflicht tue, welche Bücher er gebrauche und ob der Pfarrer auch zur Prüfung des Unterrichts in die Schule gehe.

Oft unterrichteten die Geistlichen selbst, und zwar nicht nur in Religion, sondern auch im Lesen, Schreiben und Rechnen, zuweilen auch im Singen.

Später hören wir von Geistlichen und Laien im Lehramt: Kleriker ohne Seelsorge-Verpflichtung (die sog. **Schulvikare**), Studenten, Handwerker im Nebenberuf und zunehmend die **Küster** der Pfarreien. Vom 17. Jh. bis zum ausgehenden 19. Jh. erteilten überwiegend die Küster im Nebenamt den Unterricht in den Pfarrschulen; erst ab ca. 1850 wurden sie von fachlich ausgebildeten und geprüften Lehrkräften abgelöst. Nach einer anhand von Visitationsprotokollen erstellten Übersicht über den anteiligen Küstereinsatz als Schulmeister im Herzogtum Berg-Jülich stieg dieser vom 17. zum 18. Jh. kontinuierlich an: in 1663 30,8 %, in 1684 54,5 %, in 1715 64,0 % und in 1743 68,7 %⁴.

Das damalige Amt des Küsters (abgeleitet vom lateinischen Wort: *custos* = Hüter) umfasste sakrale und profane Dienste. Dieser *Custos*, auch *Aedituus*⁵ genannt, der das Gotteshaus und seine Ausstattung zu behüten hatte, blieb in der Sprache des Kirchenvolkes der **Offermann**, da er u. a. die Aufgabe hatte, im Gottesdienst die Opfergaben einzusammeln und zum Altar zu bringen.

Zu den sakralen Aufgaben des Küsters gehörte – damals wie heute –, das Gotteshaus und seine Ausstattung (Paramente und Kultgefäße) zu hüten und zu pflegen. Daher finden wir auf vielen Witzbildern die armselige, zugleich aber auch skurrile Küstergestalt mit einem überdimensional großen Schlüssel dargestellt (z. B. „Lehrer Lämpel“ bei Wilhelm Busch).

Zu den kirchlichen Aufgaben zählten noch das rechtzeitige Läuten zu den Gottesdienstzeiten, die Pflege des gregorianischen Gesangs und ggf. das Orgelspiel, falls Kenntnisse vorhanden waren. Außerdem sei seine Mitwirkung bei Taufen und Trauungen erwähnt, wo er dem Pfarrer assistierte und die Anwesenden mit Choralgesängen erfreute.

Schließlich hatte der Küster den Pfarrer bei den Verzehgängen (zur Spendung der Krankensakramente) zu begleiten. Mit einer Laterne vorangehend, sollte er auf das heilige Sakrament aufmerksam machen und bei Dunkelheit dem Priester leuchten.

Auslagen für die Kirche und den Gottesdienst erstattete ihm die Kirchenkasse. So hatte nach einer „Spezifikation“ der Küster Schwartz in Sieglar Aus-

gaben geleistet beim Kauf von Bessemer (Besen), Glockeschmer (Glockenschmüre), Baumöl an die Uhr (Baumöl für die Kirchenglocke), Lämertsgarn⁶, Schaursand (Scheuersand), eine Neue Hand-Leucht (eine neue Handleuchte).

Zum profanen Teil seiner Küsteraufgaben gehörte in einer Welt ohne Armbanduhren und

- mediale Informationen die Bedienung der Glocken
- zum täglichen, dreimaligen Angelus-Läuten: Der Dorf-Bevölkerung wurde so Anfang (6.00 Uhr) und Ende (18.00 Uhr) der täglichen Arbeitszeit und der Mittagspause (12.00 Uhr) angezeigt,
- als Aufruf zu Versammlungen der Gemeinde (Gerichts- und Sendetermine),
- beim Aufziehen von Gewittern (Wetterleuchten),
- beim Nähern feindlicher Truppen und
- beim Tod eines Kirchspielsangehörigen (Totenglocke).

Hinzu kam in den meisten Kirchspielsorten die Übernahme des Unterrichts in der Pfarrschule.

Einkünfte des Küsters:

Aufgrund seiner Doppelfunktion hatte der Küster verschiedene, wenn auch bescheidene Einkünfte:

– Ackerland:

Die Küsterwohnung (Küsterei), in der Nähe von Kirche und Pfarrhaus gelegen, war vielfach mit Ackerland aus kirchlichem Vermögen ausgestattet, das dem Küster als Ackerer gewisse Erträge garantierte. Laut Delvos⁷ gehörte in einer Nachbarküsterei die sog. Rosenkranzwiese, für deren Nutzung der Küster täglich den Rosenkranz zu beten hatte.

Zusätzlich ergaben sich zur Existenzsicherung Einkünfte in örtlich unterschiedlicher Höhe für verschiedene Leistungen:

– Fruchtrenten (Custodis-Garben) der großen Güter:

In einer Übersicht des Sieglarer Küsters Trier vom 23. 08. 1864 stellt dieser dar, wie viele

4 Becker, Thomas Paul, Konfessionalisierung in Kurköln, Edition Röhrscheid, Bonn, 1989.

5 In Anlehnung an den Tempelhüter der Antike bezeichneten die Pfarrer ihren Küster vielfach mit dem lateinischen Verb: *aedituus* = der den Tempel, Heiliges bewacht (*a tuendo sacras aedes*). – Im süddeutschen Raum wird der Küster *Mesner* genannt.

6 Lämerts- oder Lemmersgarn, vom lateinischen Verb: *lineamentum* = der aus Leinen gedrehte Lampendocht, der – in Rüböl eingetaucht – im ewigen Licht vor dem Tabernakel brennt. Im übertragenen Sinn im Kölner Dialekt: *Lämmetsjaan* = ein energie- und antriebsloser Mensch.

7 Dumont, Dr., Karl Theodor, Geschichte der Erzdiözese Köln, Bachem-Verlag Köln, 1897, (Dumont als Herausgeber, Delvos und weitere Diözesanpriester als Autoren).

Verzeichnis auf hiesiger Küsterei haftenden Reallasten

<u>Auf welchem Besitze früher die Last ruhte</u>	<u>Anzahl der Garben</u>	<u>Jetzige Besitzer der Güter</u>	<u>Anzahl der Garben, welche sie zu geben haben</u>
Von dem Zwicfels- oder Oberlahrer Hof zu Oberlahr	8	Erb. Wilh. Kerp Erb. Sternenbeg Erb. H. Bornheim Peter Birkheuser von Troisdorf	8
Marschals- oder Grund- hof in Oberlahr	6	Kaspar Kolf J. Bouserath von Sieglar, Franz Eich von Happerschos Sellmann von Sieglar	6
Vom Präsensmeister- hof in Sieglar	8	Erben Marx von Troisdorf	1
Von einer Parzelle auf der Katzenkaul in Sieglar	1	Pastorath zu Sieglar	8
Vom Schuddenrodder Gut	8	Jacob Engels Kinder	2
Vom Abtsweingartenhof in Eschmar	2	Immenhof, Heinrich, Eschmar	2
Vom Pohlhof in Eschmar	8	Immenhof, Wilh. in Sieglar Sellmann, Joh. in Sieglar Witwe Bennauer in Warth Pct. Jos. Braschos, Eschmar	2 2 2 2
Vom Flachengut in Eschmar	2	Pct. Jos. Braschos, Eschmar	4
Vom Präsensmeisterhof in in Eschmar	4	Balth. Braschos Erbe Kerp	3
Vom Propsthof in Eschmar	3	Christian Engels, Kriegsdorf	14
Vom Domänen-Abtshof in Kriegsdorf	14	Nicolaus Zimmermann, Kr. Engelbert Gehlen, Kriegsdorf	2 1
Vom Kreuzhof in Kriegsdorf	9	Heinrich Bauer, Kriegsdorf Christian Engels, Kriegsdorf Peter Gehlen, Kriegsdorf Haushalfen, Kriegsdorf	1 2 1 2
Vom Haushof in Kriegsdorf	9	Erbe Sternenber, Erbe Schopp, Erbe Engels (Haushalfe) jeder	3
Vom Hochgut	2	Pct. Jos. Bauer, Witwe Dahm	2
Vom Lombersghof in Spich	2	Heinrich Werheidt	2
Vom Rittersitz Broich Spich	2	Vorsteher Renner in Spich	2

Sieglar, den 23. August 1864 M. B. Trier, Küster

Fruchtgarben Roggen die Herrenhöfe im Sieglarer Kirchspiel an den Küster jährlich abzuliefern hatten: s. o.

Da jedoch der Sieglarer Küster ein ursprünglich für die Armen der Gemeinde errichtetes Haus bewohnte, hatte er laut einem Verzeichnis der jährlichen Erbrenten für die Armen des Kirchspiels Sieglar von 1651 Einkünfte abzutreten: „Der zeitliche Offermann allhie zu Sieglar liefert jährlich auß seinem

Gehalt ein halb Malder Roggen in den hiesigen Spendt⁸⁸.

... Sonstige Naturalcinkünfte:

bestanden in sog. Glockengarben als Entschädigung für das v. g. Läuten aus verschiedenen Anlässen sowie einer Brotrentc. So hatten

⁸⁸ Pfarrarchiv Sieglar H Nr. 2.

z. B. die Altenrather Haushalte jährlich um Martini (11. November) ihrem Küster ein siebenpfündiges Brot abzugeben⁹, in anderen Gemeinden waren es zwei Brote, von Witwen jedoch nur eines.

Für das frühe Läuten der Morgenglocke zur Zeit des Austreibens der Schweine in den Wald zur Eichelmast hatte der Lohmarer Küster das Recht, vier eigene Schweine austreiben zu lassen.

Neben dem Lampenzehnten, der den Küster verpflichtete, das Öl für das ewige Licht zu stellen, hatte er zudem das Recht, aus jedem Hause des Kirchspiels Lohmar, aus welchem Rauch aufstieg, ein Viertel Hafer zu erheben, da er verpflichtet war, Hostien und Messwein für die Kirche aus eigenen Mitteln zu beschaffen.

Andernorts durfte der Küster gestiftete Ackerparzellen nutzen, wenn er an jedem Sonntag das Psaltergebet (Vesper/Komplet) verrichtete. An Stelle einer Miete für das von ihm bewohnte Haus hatte er das Jahr hindurch den Messwein und das Salz an Sonntagen zu liefern sowie die Kirchenwäsche zu besorgen¹⁰.

– Geldleistungen

Für den Dienst bei Taufen erhielt der Küster 2 1/2 Sgr (Silbergroschen), beim Begräbnis eines Kindes 2 1/2 Sgr, eines Erwachsenen 5 Sgr, bei Copulationen (Hochzeiten) 10 Sgr, für Gesang hierbei 5 Sgr, für ein Hochamt 4 Sgr. In einer anderen Pfarrei erhielt der Küster „ein Viertel dessen, was Herr Pastor bekommt“.

In der Chronik einer Pfarrei der Kölner Erzdiözese lesen wir aus einem alten Register von 1588 zu den Einnahmen des Küsters: „Wegen Uhrenwerk und Glocken zu schmeren 5 Thaler, wegen der Kirchenwäsche 5 Thaler – so viel Seiff und Stieff, als zu Kirchenparamenten nöthig, – nicht aber zum Geschmück der Seinigen. Wann er die Schule hält und discipulos (Schüler) hat, auch 5 Thaler. Ferner an den vier Hochfesten, dohe die rechten Christen anechtig sein und ein Custos viel Aufwarten muss, hat er beim Pastoren die Mittagsmahlzeit frei. Olim (einst) hat der Custos auß jedem Haus ein spieß Flachs gehabt, damit er Glocken und Uhrenwerks Seiler machen sollte. Wann der Custos den Kirchenwein ferner auß ein stundt von hier holen muß, gebühret ihm in diesem Falle von dem übrigen Wege der Lohn.“

Weitere Einkünfte boten sich dem Küster aus seiner Tätigkeit als Ludimagister (Lehrer) in der Pfarrschule. Es waren geringfügige, örtlich unterschiedliche Beträge, die die Kinder als Schulgeld zu zahlen hatten. So wurden für eine Winterschule (1.11.–1.4.) 10 Stb (Stüber) monatlich, für die übrige Zeit 7 1/2 Stb gefordert. Die Kinder der Armen erhielten umsonst

Unterricht, die Armenkasse der Gemeinde zahlte in diesen Fällen.

Seine diversen Einkünfte hatte der Küster bei den Kirchspielsbewohnern weitgehend abzuholen. Das war sicherlich zeitaufwendig und bei Leistungsverzug unangenehm.

Zudem bot man dem Lehrer auf dem Dorf recht fragwürdige Vergünstigungen. Eine davon war der „Reihetisch“ oder „freier Tisch“, der auf besonders entwürdigende Art die Abhängigkeit des Lehrers von den Bewohnern des Dorfes deutlich machte. Reihum ging der Lehrer zu den Familien, um an ihrem Mittagessen teilzunehmen, wobei ihm oft nur ein karges Essen vorgesetzt wurde. Die geringen Einkünfte machten den „armen Dorfschulmeister“ zum Hungerleider, der zum Sinn- und Spottbild des Lehrerstandes um 1800 wurde.

Verständlich ist, dass die Schulmeistergilde auf einer Ablösung dieser Splittreinkünfte zugunsten eines Fixums bestand. Diesem verständlichen Wunsch gaben die Gemeinden ab etwa 1850 statt.

Wie wurde man Küster (und gleichzeitig Schulmeister)?

Das Stadtarchiv Troisdorf besitzt eine Niederschrift der früheren Gemeinde Sieglar über die Bestellung eines neuen Küsters und Schulmeisters vom 16. Februar 1786¹¹, nachdem der Küster Johann Schwartz verstorben war. Der Schöffe Johann Overath präsentierte dem Sieglarer Pfarrer Selmann „drey Subjecte“ zur Auswahl: Peter Joseph Overath (ein Neffe des Schöpfen), Johann Heiden und Peter Joseph Besgen. Pfarrer Selmann prüfte die „Subjecte“ und wählte sodann den Peter Joseph Overath aus, der sich anschließend einer Prüfung durch den Siegburger Landdechanten unterziehen musste. Dieser befand Overath für „tüchtig“. Die Wahl war jedoch mit dem Vorbehalt verbunden, dass der „Erwählte zum Besten des Kirspels Nutzen ... ein Schulhaus auf seine eigene Kosten und ohne Zuthun der Gemeinde zu erbauen und zeitlebens in Dach und Gefach zu unterhalten habe.“ Dem Erwählten gestand man zu, dass am ersten Martini nach seinem Ableben einer von seinen Erben – sofern dieser hinlängliche Fähigkeit besitze – bei der Auswahl der Bewerber zum Küster- und Schulmeisteramt den Vorzug genießen soll.

Nachdem der Schöffe Johann Overath sich bereit erklärt hatte, das Schulhaus auf seine eigenen Kosten zum Besten seines Neffen Peter Joseph Overath zu

⁹ wie Anm. 7.

¹⁰ Diese und die folgenden Angaben s. Geschichte des Erzbistums Anm. 7.

¹¹ Stadtarchiv Troisdorf, Findbuch Nr. B-3005.

bauch, wurde dieser als Küster und Schulmeister an- gestellt, nachdem er vor dem Pfarrer das Glaubens- bekenntnis abgelegt und den Treueid geleistet hatte. In vielen Orten erfolgte die Berufung zum Küster und Lehrer nur für ein Jahr. Am 1. Sonntag nach dem Fest des hl. Bartholomäus (24. August) – in Berg- heim an jedem Palmsonntag – musste der Küster in Gegenwart der Pfarrgemeinde dem Pastor den Kir- chenschlüssel mit folgenden Worten überreichen: „Schon wiederum habe ich ein Jahr, und wie ich hof- fe, mit Fleiß meine Pflicht gethan. Sollte von mir ein Fehler begangen worden sein, so bitte ich um Ver- zehung, verspreche Besserung im Amte.“ Wurde nun „Ja“ gesagt, so war er wieder ein Jahr Lehrer und Küster, hieß es aber „Nein“, so behielt der Pfarrer den Kirchenschlüssel.

Obwohl die Einkünfte der Küsterzunft – wie wir be- reits sahen – nicht als lukrativ anzusehen sind, vererb- te sich das Dienstant vielfach vom Vater auf den Sohn. Bei der Auswahl der Küster hatten die Pfarrer nicht im- mer eine glückliche Hand. So musste in einer Kirchen- gemeinde der Schulvisitator dem Schulmeister mit Entlassung drohen, „wenn er sich weiterhin dem Brantwein ergebe“.

In der Chronik einer anderen Pfarrei lesen wir:

„Die Küsterstelle war in vielen Jahren in der glei- chen Familie, der Vater gab sie an den Sohn weiter. Ein unfähiger Sohn hatte nun die Lehrerprüfung nicht bestanden. Die Kölner Regierung ließ daher im Jahr 1830 die Stelle zur Besetzung mit einem quali- fizierten Bewerber ausschreiben. Energisch protes- tierte die Gemeinde gegen diese Maßnahme. Darauf- hin kündigte der Herr Dechant sein Erscheinen an, um als Schulpfleger die Angelegenheit zu bereini- gen. Gemeindeglieder hatten aber das Schlüssel- loch der Kirche vernagelt und die Wohnung des Pfar- rers beschmutzt. Nur mit viel Mühe gelang es, die Kirchentüre zu öffnen. Als der Schulpfleger eintraf, fand er einen großen Teil der Gemeinde in einem aufgeregten Zustand. Man begehrte stürmisch die Beibehaltung des unfähigen Lehrers unter Drohun- gen der Männer und Weinen und Heulen der Weiber und Kinder. Der Dechant bedachte die Lage, sah den mitleidswerten Pfarrer und versprach, bei der könig- lichen Regierung in Köln die einstweilige Beibehal- tung des unfähigen Lehrers zu erwirken. Die Bitte wurde gewährt. Aber damit war dem armen, furcht- samen und von den Ereignissen tief ergriffenen Pfar-



Dorfschulmeister Kolorierte Lithographie, unsigniert, um 1840

rer nicht geholfen. Er beantragte seine Versetzung, die ihm genehmigt wurde“.

Noch schlimmer erging es dem Pfarrer Nicolaus Jungbluth in der Pfarre Oberbachem im Dekanat Brühl. Die dortige Chronik berichtet:

„Als der Pfarrer Jungbluth am 6. Februar 1734 zum Altare ging, um das hl. Messopfer zu celebrieren, wurde er von dem aus seinem Amte entlassenen Küster Hermann Engers in der Kirche mit einem Messer erstochen. Der Böswicht wurde dafür mit dem Schwerte hingerichtet“¹².

Der Küster als Schulmeister „Praestat, quod potest.“

Visitationen der Pfarrgemeinde durch Weihbischof, Generalvikar oder Landdechant hatten den Zweck, dass „die gesunde Lehre und der wahre Glaube im Geiste des Tridentinums¹³ vorgetragen und befestigt, gute Sitten eingepflanzt, schlechte ausgerottet, das Volk zu Religion, Friedfertigkeit und Tugend ermahnt, der Klerus reformiert und alles Andere zum Nutzen der Gläubigen angeordnet werde“¹⁴.

Die frühesten Visitationsprotokolle (16. Jh.) sind nicht auf Weisung des Kölner Erzbischofs, sondern durch die Eigenmächtigkeit der herzoglichen Regierung in Jülich-Kleve-Berg erstellt worden¹⁵.

Vor einer Visitation hatte der Ortspfarrer den bereits angesprochenen, umfangreichen Fragebogen (Notitiae Generales exhibendae a quocumque parochia ad instructionem vicarii generalis seu decani ruralis ac visitatoris = Allgemeine, vom jeweiligen Pfarrer zu liefernde Angaben (betr. die Pfarre) zur Unterrichtung des Generalvikars oder Landdechanten und auch des Visitators) auszufüllen.

Ein Abschnitt im Fragenkatalog ist überschrieben: Circa ludimagistrum et custodem (Über den Lehrer und Küster).

Nach den Eingangsfragen zur Auswahl und Bestellung des derzeitigen Küsters wird nach seinem Leistungsvermögen gefragt. In dem im Pfarrarchiv Sieglar aufbewahrten Vordruck des Jahres 1741¹⁶ beantwortet der Sieglarer Pfarrer diese Frage offen und knapp: „Praestat, quod potest“ (Er leistet, was er kann).

Wie es in diesen Pfarrschulen – auch Küsterschulen genannt – aussah, in denen der Küster in seinem Nebenamt als Lehrer tätig war, der zudem keine systematische Ausbildung erhalten und lediglich in einer Prüfung vor dem Dechanten sich hatte ausweisen müssen, kann man sich denken. Bezeichnend sind die Klagen einer anonymen Zuschrift vom 18. Juli 1748, die an Erzbischof Clemens August gerichtet war und die Unzulänglichkeit der Schulmeister-Küster brandmarkte sowie die Grundsätze, nach denen der Pfarrer

oft einen Lehrer anzustellen pflegte. Es heißt da: „Es beklaget sich mit allein der Himmel, sondern die ganze liebe Christenheit, dass sie schlechte Lehrmeistern, will sagen Schulmeistern müssen haben. Es wird kaum unter hundert Offermänner (Küster) ein einziger gefunden, so recht Schul halten kann. Wann sie nur die Kerzen anstecken können, so müssen sie den Pastoren gütt sein ...wann ich Erzbischof wäre, wollte ich einen neuen Ort bestimmen, wo alle Offermänner und Schulmeister müssen examiniret werden, und könnte nicht ehender angenommen werden, bis dass er ein Lehrbrief zeigte von selbigem Ort. Müssen wir Katholische uns nit billig schämen vor den obgenannten (Lutheraner und Calvinisten), dass sie ihre Schulen viel besser halten als wir, und unsere Jugend so ungelehrt muss dahinleben, ja sogar im hohen Alter ohne Glaubenslehr müssen sterben und dem Teufel zum Teil werden! Wann ich Erzbischof wär, so wollte ich alle Offermänner in Schreiben und Lesen und Cantu (Gesang) auf das allerscharfeste examinieren lassen. Es liegt nit alles an den Pfarrgenossen, sondern auch an den Pastoren, wann sie schlechte Offermänner haben; so können sie ihre Versaumnisse besser verbergen als bei gelehrten. Es geben Kirspele (Kirchspiele), in welchen nicht das hundertste Kind in die Schul gehet; es ist diese nit bei Gott zu verantworten. Also ist dieses Ihre kurfürstlichen Gnaden zu wissen gctan. Als Obrigkeit von Gott bestellt, sollen und müssen Sie es ändern oder werden Sie obgemelten Missbräuchen teilhaftig, und wo die andere hinfahren, fahren Sie auch hin ...“¹⁷.

1789 heißt es in einem Bericht eines Pfarrers über den damaligen Schulmeister:

„Ist von keiner besonderen Fähigkeit, sein Betragen ist dem gemeinen Manne ähnlich, hält auch die Schule nicht nach der Normal-Lehrart. Die Gemeinde hat ihn aus Mitleid gewählt, weil sein Vater Küster gewesen“¹⁸.

Der Küster Matthias Frießem in Siegburg wird vom dortigen Pfarrer abqualifiziert, „da er seinen Scholaren den cantum choralem (Choralgesang) nicht bringe und die Schule nicht vormittags verhöre (abfrage). Er achtet die Kinder nit, instruirt sie nit wie er thuen soll, morgens komme er nit vor 9 bis 10 Uhr in die Schull. In summa, er sei in qualitate ludimagistri et instructoris keine Bohne werth“¹⁹.

Die Aufgabe der Pfarrschule bestand primär nicht in der Vermittlung von qualifizierendem Wissen, son-

12 wie Anm. 7 (Verfasser für das Dekanat Brühl: Pfarrer Robert Wilhelm Rosellen).

13 Trienter Konzil 1545–1563.

14 wie Anm. 7.

15 wie Anm. 4.

16 Pfarrarchiv Sieglar, Fasc. 3 Nr. 7a

17 wie Anm. 3.

18 wie Anm. 7.

19 wie Anm. 7.

dem in der Verwirklichung des religiösen Bildungsauftrages der Kirche, konkret: in der Unterstützung des Pfarrers bei der katechetischen Unterweisung der Kinder. Demnach schien der Küster die geeignete Lehrperson zu sein. Er hatte daher vor seinem Amtsantritt die *professio fidei tridentina* (das tridentinische Glaubensbekenntnis) abzulegen, guten Rufes zu sein, die lateinischen Messtexte zu beherrschen sowie gewisse Kenntnisse der katholischen Glaubenslehre, des Lesens, Schreibens und Rechnens vorzuweisen.

Da weder Vorbildung gefordert noch staatliche Aufsicht ausgeübt wurde, weder Lehrmittel vorhanden noch Unterrichtsmethode bekannt waren und sich die Wissensvermittlung vielfach auf mechanisches Auswendiglernen beschränkte, war der Erfolg solchen Unterrichts gering.

Zum Unterricht durften nur geeignete und kirchlich approbierte Bücher verwendet werden: den römischen Katechismus, das neue Testament sowie sonstige katholische Bücher. Die katechetische Unterweisung bestand weitgehend im Auswendiglernen von Gebeten, Bibeltexten und gregorianischen Gesängen. Zudem hatte der Ludimagister die Kinder täglich zur Messe, sonntags auch zur Christenlehre und wenigstens fünfmal im Jahr zur Beichte zu führen.

Als nicht religiös gebundene Fertigkeiten wurden lediglich Lesen, Schreiben und Rechnen vermittelt, jedoch in einer ungenügenden Form. Die in den Standesamtsregistern des 19. Jh. vielfach anzutreffenden Hinweise des Standesbeamten auf das Unvermögen zur Unterschriftsleistung (der Brautleute und Zeugen) dokumentieren unbefriedigende Lernergebnisse bzw. unregelmäßigen Schulbesuch.

Da der Erziehungsauftrag der Pfarrschule – wie bereits dargelegt – weniger in der Auseinandersetzung mit dem Inhalt als vielmehr in der formalen Beherrschung auswendig gelernter Texte bestand, war der Bedarf an didaktischen Fähigkeiten des Schulmagisters relativ gering. Fern einer wissenschaftlichen Ausbildung hatte der Jungküster das „Unterrichtshandwerk“ von seinem Vater oder einem sonstigen „Amtsvorgänger“ erlernt, indem er bei ihm in die Lehre ging, seine Gesellenzeit absolvierte, um schließlich selbst als „Schul-Meister“ tätig zu sein.

Da also die Pfarrschule vollkommen in den kirchlichen Bereich eingebunden war, übte somit auch der Ortspfarrer die lokale Schulaufsicht aus (Einsetzen der Lehrer, Approbation der Schulbücher, regelmäßige Unterrichtsbesuche). In einem Visitationsprotokoll heißt es daher:

„Die Offermänner und Schulmeister sollen ihren Pastoren als ihren Herrn ehren, allen Respect bezeigen und so wohl öffentlich als dan sie in geheim beynahmen seynd mit bloßem Haupt aufwarten, bey un-abpittlicher straff, daß bey widrigenfall ihrer Dienste entsetzt sein sollen.“

Dass die Pfarrer ihrer Aufsichtspflicht nachkamen, wurde durch die Dechanten überwacht²⁰.

Die Organisation der katholischen Kirche sieht eine Einteilung in von Bischöfen geleiteten Diözesen vor, die in Dekanate unterteilt sind. Diese Kirchensprengel – früher auch Christianitäten genannt – umfassen mehrere Pfarreien und werden von einem Dechanten (auch Dekan genannt) geleitet. Der Dechant wird von seinen Mitbrüdern, den Pfarrern des Dekanates, auf Zeit gewählt und vom Bischof ernannt. Unsere früheren Kirchspiele in der näheren Umgebung: Altenrath, Bergheim, Sieglar und Troisdorf gehörten zum Dekanat Siegburg, einem Teilbereich der früheren, erheblich größeren Christianität Siegburg. Diese hatte der Kölner Erzbischof Graf Spiegel 1827 aufgelöst; sie umfasste den früheren Auelgau.

Vom Dechantenamt als zeitweise staatlicher Schulaufsicht hören wir später.

Ein wichtiger Grund für die geringen Unterrichtserfolge ist auch in dem noch fehlenden Schulzwang zu sehen. Auf Befragen entschuldigen die Eltern die Schulversäumnisse ihrer Kinder vielfach „mit der Not der Zeit“ und der Notwendigkeit „des Viehhütens“ durch die Kinder („propter penuriam tempororum et custodiam pecorum“ – Stellungnahme eines Pfarrers zum Visitationsprotokoll). Aber auch das fehlende Schulgeld mag ein Grund gewesen sein, die Kinder nicht zu schicken obwohl die armen Schüler von der Schulgeldzahlung befreit waren. Ergänzend sei auf die Schulversäumnisse der Kinder in Industriegegenden wegen der dort einsetzenden Kinderarbeit hingewiesen. Auch hier fehlte dem „gemeinen Manne“ die Einsicht in die physischen und moralischen Folgen für die Kinder:

Körperschwäche, unzulängliche körperliche Entwicklung, schlechter Einfluss durch erwachsene Mitarbeiter.

In ländlichen Gegenden wurde vielerorts nur zur Winterszeit unterrichtet (sog. Winterschulen), damit die Kinder während des Sommers ihre Familien in der Landwirtschaft unterstützen konnten. Zum Heizen der Schulräume hatten die Kinder dort ein Holzstück mitzubringen.

Zudem unterrichteten gegen ein geringes Entgelt mittellose Studenten, Handwerker und arbeitslose Lehrer vielfach auf abgelegenen Weilern und Höfen in sog. Winkel- oder Hofschulen schlecht und recht die Kinder der Bauern; in ihnen blühte der Lehrerdilettantismus. Diese Unterrichtstätigkeit, die noch schlechter als die Leistungen in den Pfarrschulen war, entzog sich jeglicher Aufsicht und wurde daher von den Behörden als Konkurrenz zu den „Regel-

²⁰ wie Anm. 4.

schulcn“ verboten. Der Pädagoge Diesterweg bezeichnete 1799 die Winkelschulen als „Verkrüppelungs-Institute des jugendlichen Verstandes, in denen sich Menschen ohne Talent, ohne vorher erworbene Bildung und ohne Prüfung eigenmächtig zu Lehrern aufgeworfen haben“²¹.

Die Schulvikare

In der frühen Kirche, die ohne die heutigen Kirchensteuereinkünfte ausgestattet war, mussten zur existenziellen Sicherung der Geistlichen andere Wege der Einnahmenbeschaffung gegangen werden. Die einzelnen Pfarreien waren mit ausreichendem Landbesitz versehen, der dem jeweiligen Pfarrer Pacht- und Zehnteinkünfte sicherte. Einnahmen aus Stiftungsvermögen kamen hinzu.

Die wirtschaftliche Lage der Jungpriester war ungewiss, da vielfach nach ihrer Priesterweihe eine freie Pfarrstelle nicht zur Verfügung stand. Der Dienst als Pfarrvikar (Unterstützung des Pfarrers in der Seelsorge) setzte entsprechende Einkünfte voraus. Diesem Zweck diente das sog. Stiftungswesen: Begüterte Pfarrangehörige stifteten der Pfarrei einen bestimmten Geldbetrag oder Sachgegenstände (Ernteerträge) mit der Auflage, dass in der Meinung der Stifter für ihr oder das verstorbener Angehöriger Seelenheil jährlich eine gewisse Anzahl Messen gelesen werden mussten. Pfarrvikare (auch Primissar = Frühmessner genannt) persolvierten (erfüllten) diesen Stifterwillen zumeist an einem Seitenaltar der Pfarrkirche, mit dem das Benefizium (Stiftung) verbunden worden war. Für diesen Dienst erhielt der Vikar die Zinsen aus dem Stiftungskapital als Lebensunterhalt. Gelegentlich hielten diese jungen Geistlichen auch Schule, so dass ihnen zudem das Schulgeld zufluss.

Es gab aber auch gezielte Schulstiftungen. Fromme Christen einer Gemeinde spendeten mit der Auflage, „die zarte Jugend in der Frömmigkeit, im Lesen, der Sittenlehre und anderen christkatholischen Satzungen gegen Vergütung zu unterweisen und täglich zur Vesperzeit mit den Kindern die lauretanische Litanei zu singen.“ Ein anderes Stifterehepaar wünschte „die zu mehrerer Gottes Ehren und Auferbauung des gemeinen Mannes hochnöthige Unterweisung der Jugend in christkatholischem Glauben.“ Zugleich verlangten die Schenker des Vicarie- und Schulhauses, der Frühmessner „solle auch verpflichtet werden, dieselben (die Schüler) Sonn- und Feiertags zur Messe und Nachmittags zu unserer lieben Frauen Litanei und Miserere zu führen.“

Eine Akte aus dem Jahr 1777 gibt uns Aufschluss über die Anstellung eines Beneficiaten (Stiftungsver-

walter), der als Primissar (Frühmessner) und Schulvikar tätig sein sollte:

Die „Eingesessenen“ des zur Pfarre Niederkassel gehörenden Ortes Uckendorf hatten mit eigenen Geldmitteln ab Ende 1719 mit Genehmigung der kirchlichen Behörde eine „stattliche Capell mit drey Altären, zweyen Klocken und den nöthigen Paramenten“ errichtet.

Zur Bestellung eines eigenen Geistlichen, „der an Sonn- und Feyer Tagen die Frühmess lesen, die Christliche Lehr (Christenlehre), nicht weniger eine ordentliche Schuhl für die Kinder halten solle, mithin dafür fürdersamt gesorget werden muß“. Zum Unterhalt des künftigen „hochwürdigen Herrn Beneficiaten und dessen Successoren (Nachfolger)“, nämlich dem aus Kriegsdorf stammenden Peter Joseph Geylen, „wollen die Gemeinheit (Dorfgemeinschaft) zu Uckendorf unweit der Capellen auf ihre eigene Kosten und ohne Zuthuen des Herrn Beneficiatoris eine für dessen Wohnung und die Schuhl bequeme Bchausung erbauen, nicht weniger auch zu dessen Nothdurft einen wohl gelegenen Garten anweisen wollen“.

Schnell war ein ausreichendes Kapital für ein Beneficium perpetuum (beständige Stiftung) zusammengetragen, das finanzielle Fundament für die Anstellung des hochwürdigen Herrn Beneficiaten war somit vorhanden.

Nun baten die Honoratioren des Dorfes mit Schreiben vom 03. Juni 1777 Herrn Generalvikar in Köln, „das Beneficium perpetuum zu bestätigen, als Weihenitel für die Priesterweihe des Herrn Peter Joseph Geylen zu approbieren und diesem die Investitur in Gnaden mitzuteilen“.

Außerdem hatte man die Erzbischöfliche Behörde gebeten, dass sich „der Herr Primissar der pro cura approbieren *) lasse, um dem hochw. Herrn Pastor in Niederkassel in der Seelsorge behülflich zu seyn, da die Beneficiatores non curati **) auf dem Land dem hieslichen Müßiggang zu seyn pflegen“ (Vorstehende Ausführungen sind dem Pfarrarchiv Uckendorf, Akte: Adjunktum sub Num. I entnommen).

*) Der Dienst des Primissars in der Pfarrseelsorge sollte gebilligt werden.

**) Die Beneficiaten ohne Seelsorgeverpflichtung.

In unserer näheren Umgebung waren Schulvikare in Spich und Troisdorf tätig.

Die Schulgebäude

Man darf davon ausgehen, dass die Anfänge kirchlichen Unterrichts in den Pfarrhäusern lokalisiert

21 Arbeitsgruppe Diesterweg, Adolph Diesterweg, Wissen im Aufbruch, Deutscher Studien Verlag, Weinheim, 1990.

waren. Auch die späteren Pfarrschulen fanden in den Wohnstuben der Küsterhäuser statt, da weder besondere Räume noch Geld zum Schulbau vorhanden waren²².

Zudem schienen die Gemeinden im ländlichen Raum keineswegs immer begeistert von der Auflage, Schulen zu errichten und zu unterhalten. Der Unmut war verständlich: der Nutzen einer Institution, die die Kinder mehrere Stunden pro Woche mit Katechismus, Buchstabieren und lateinischen Gesängen von der Feldarbeit abhielt, war für eine agrarisch verfasste Dorfgemeinde schwer einzusehen. Die Schule war eben eine kirchliche Einrichtung und nicht eine auf weltlichen Nutzen gerichtete Anstalt²³.

Die Schulräume bestanden aus „engen, dunklen Stuben. Wenn schon ein Pfarrer seiner Schulinspektion nicht nachkam, weil ihn der Tabakqualm des Küsters störte, muss der ständige Aufenthalt in diesen unhygienischen Räumen für die Kinder unerträglich gewesen sein.

Ansteckendes Fieber, Augenentzündungen und Kachexien (Körperschwächen) entwickelten sich in diesen Höhlen²⁴. Der Schulpädagoge Diesterweg riet in einem schulhygienischen Beitrag: „Den Eltern reinlicher Kinder ist man es schuldig, dass man sie nicht in die Nähe unreinlicher oder in dieser Beziehung zweideutiger Kinder setzt. Ein Kind mit einem sogenannten schlimmen oder bösen Kopfe oder verdächtiger Haut sowie ein hustendes Kind muss entweder den Eltern mit erklärenden, freundlichen und wohlwollenden Bemerkungen zurückgesandt oder wenigstens von gesunden Kindern abgesondert werden.“

Ebenso brachte Diesterweg „die Sorge für ein gesundes, geräumiges Schul-Lokal, für frische Luft ohne Zugwind, für mäßige Wärme im Winter“ vor. Er wusste um die „stickige Hitze, die von den üblichen



Kanonens-
öfen“ ausging.

Hören wir weitere besorgte Pädagogen zur Schulhygiene:

„Kinder mit ansteckenden und ekelhaften äußerlichen Krankheiten sollten von gesunden Schülern getrennt werden. Zu nennen sind: Krätze, Kopfgrind und Lungenschwindsucht.

Zu achten ist auf Sauberkeit. Der ganze Körper sollte mindestens einmal pro Woche gewaschen werden. Neben der Sauberkeit sollte auf Haltungs- und Sehschäden der Kinder geachtet werden. Schlaaffe Körperhaltung und schlaaffe Geisteshaltung stehen in einem geraden Verhältnis.“ Auch galt es, Verführungen und Gefahren vom Schüler abzuhalten.



Erstes Mendener Schulhaus (siehe nebenstehende Tafel)

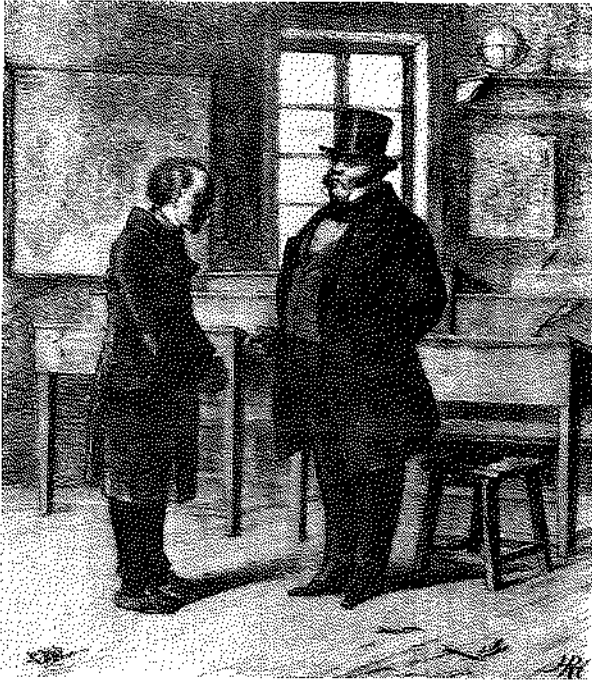
22 Nähere Einzelheiten hierzu siehe:

- Delvos, Christian Hubert Thaddäus, Geschichte der Pfarreien des Dekanates Siegburg, Bachem-Verlag Köln, 1897,
- Schulte, Dr. Albert, Kirchen und Schulen der Gemeinde Sieglar, Merkur Druck Sieglar

- Müller, Rolf, Geschichte der Troisdorfer Pfarreien, Republica-Verlag, Siegburg.

23 wie Anm. 4.

24 Körschner, Dieter, Medizinische Topographie des Kreises Bonn, Ludwig Röhrscheid-Verlag Bonn, 1988.



Das arme Schulmeisterlein

Als besonders gefährlich schien der Umgang mit dem anderen Geschlecht, es musste deshalb möglichst unterbunden oder mindestens genau beobachtet werden. Auch um dem „schrecklichen Übel der Onanie“ vorzubeugen, war strengste Überwachung vonnöten. „Der Lehrer dürfte nicht dulden, dass beim Sitzen die Schenkel übereinander gelegt und die Hände unter den Bänken versteckt oder wohl gar in den Unterkleidern verborgen gehalten werden.“ Die Kinder mussten fast unbeweglich in den Bänken sitzen. Sie erhoben sich nur beim „Gebet, Gesange und Sprechen gelehrter Stoffe“ und aus „disciplinaren Gründen.“ Leibesbewegungen, Geplauder, Geräusch ist dem Zwecke des Unterrichts zuwider. Der unbeeinträchtigten Aufsicht über die Schüler diene das Pult oder Katheder als erhöhter Standpunkt des Lehrers²⁵.

II. Die Schulaufsicht des Landesherrn

– „Der Schullehrer – der erste Bettler des Dorfes“ –

In der einschlägigen Literatur zur geschichtlichen Entwicklung des Elementar-Schulwesens wird festgestellt, dass sich die zuständige Verwaltung des Herzogtums Berg der Schulbildung des Volkes relativ spät angenommen habe. Pfalzgraf Johann Wilhelm weist zwar schon 1709 die Pfarrer an, die

Küster als fungierende Schulmeister jährlich zu überprüfen, bei unbefriedigender Dienstleistung abzusetzen und andere, fähige „Subjekte“ anzustellen²⁶; jedoch blieb es im Herzogtum Berg wie auch im Kurfürstentum Köln bis nach 1770 – von Ausnahmen abgesehen – im ganzen bei der tradierten schulischen Verfassung, die ein damaliger Zeitzeuge so beschrieb: „Es geht den meisten Lehrern selbst der hinlängliche Unterricht in den Lehrgegenständen ab. Auf dem Lande versieht ein Schneider oder Schuster die Schule als ein Nebengewerbe, in den Städten ist es ein Organist oder vorlaufener Student. Der ganze Unterricht ist ohne Lehrart und Methode, ohne Ordnung und Regeln. Im ganzen Schulwesen herrscht Unordnung; man schickt die Schüler, wann und ob man will. Die Schulhäuser und -zimmer gleichen einem düsteren Gefängnis, worin Dürftigkeit und Grauel herrscht, wo Geist und Gesundheit verdorben wird“²⁷.

Am Vorabend der französischen Revolution hatten sich die Verhältnisse in den Landschulen noch nicht verändert. Dies geschah erst, als durch die Reformbestrebungen der **Aufklärung** die Initiative im Schulwesen aus der Obhut der Kirche endgültig auf den Landesherrn überging.

Erwähnt seien noch die Schulordnungen, deren Aufstellung vom Landesherrn den Gemeinden im Jahr 1709 aufgegeben worden war. Deren Inhalt liest sich wie folgt:

„Verpflichtungen des als Schulmeister fungierenden Küsters:

1. Von Allerheiligen den Winter hindurch morgens um 8.00 Uhren bis Ostern, sodann Ostern bis Allerheiligen morgens um 7.00 Uhren die schull also zu obversieren (sich der Schule widmen), damit die Schullehrer Gelegenheit gewinnen mögen, alle Morgens dem hl. Meßopfer beizuwohnen und desßfalls an Lehr nichts abgehe.
2. Ist der Schullmeister verpflichtet, wie in Flecken und Städten üblich, die Kinder pahrenweis nach der Kirchen zu führen, auch acht zu geben, damit den Kindern zu schwätzen oder zu anderen Insolentien (Übermut) keine Gelegenheit gegeben werde.
3. Ist der Schullmeister schuldig allen Fleckens Haußarmen Kinder, wie zu jetziger schlechten Zeit die mehrsten Fleckens Einwohner seyndt, mit nur aus liebe Gottes, sondern auch ex mente fundatoris gloriosissimae memoriae Ferdinandi umbsonß in der Lehr und in den Glaubensstücken zu unterrichten²⁸.

25 wie Anm. 21.

26 Scotti, Sammlung jülich-bergischer Gesetze.

27 wie Anm. 4.

28 wie Anm. 7.



Die Aufklärungsbewegung im 18. Jh. gab dem Schulwesen starken Auftrieb und entsprechende Zielsetzungen. Sie betonte die intellektuellen Kräfte im Menschen; ihr optimistischer Entwicklungsglaube, ihre Forderung an den Menschen, durch Erwerb von Wissen, durch Denken und vernunftgemäßes Handeln seine Persönlichkeit zu entfalten und wahrhaft frei und glücklich zu werden, wirkten aufrüttelnd²⁹.

Da „alle Menschen aus der Dunkelheit in das helle Licht des Verstandes geführt werden sollen“, beabsichtigte der maßgebliche Aufklärer Johann Bernhard **Bascdow**, das gesamte Schulwesen im Sinne der Aufklärung zu reformieren und forderte daher die Staatsaufsicht über Erziehung, Schulen und Studien. Damit wurde die Vormundschaft der Kirche abgelehnt.

Zudem brachte man die Konzeption der Simultan- oder Gemeinschaftsschule ins Gespräch. In dieser Schule würden Schüler verschiedener Bekenntnisse unterrichtet; lediglich den konfessionell gebundenen Religionsunterricht erführen die Schüler getrennt.

Die 1779 erschienene Schrift Friedrich Eberhard **Rochows** „Vom Nationalcharakter der Volksschulen“ weist in die Zukunft. Der hier zum ersten Mal auftretende Begriff „Volksschule“ ersetzt den der „Elementarschule“.

Aber „die Volksschule“ sollte weiterhin Elementarschule, die Schule für das niedere, einfache Volk bleiben.

Im Mittelpunkt des Unterrichts müsste nach Rochow die Muttersprache stehen. Sie bezwecke das Erlernen des Lesens, Sprechens und Schreibens. Die Bibel, bisher das erste Lesebuch der Kinder, sei kein „zweckmäßiges Lesebuch für die erste Schulzeit“³⁰.

Die Bildungsbestrebungen der Aufklärung hatten neue und berechtigte Forderungen im Erziehungs- und Unterrichtswesen an den Staat erhoben. Sollte die Elementarschule ihren Zweck erfüllen, müsste vor allem der Lehrer eine didaktische und psychologische Schulung erfahren. Materielle Sicherung von Schule und Lehrer, zentrale Schulaufsicht und Schulzwang standen im Mittelpunkt der Bemühungen.

Die bisherige Trägerschaft blieb jedoch bestehen, ebenso ihre konfessionelle Aufgliederung.

Aber der Staat beanspruchte nun die Schulhoheit, die sich konkret äußerte in Schulzwang, in der Ausbildung, Prüfung, Zulassung der Lehrer und in der Aufsicht über den Unterricht.

Hierzu bediente sich der Staat weiterhin der Kirchen, da sie über Schullokale, Personal und Erfahrung verfügten³¹.

Im Jahr 1770 verfügte Kurfürst Karl Theodor, dass alle Lehrer vor ihrer Einstellung eine Eignungsprüfung vor dem Landdechanten ablegen müssten. Dieser hatte den Kandidaten ein Zeugnis zu erteilen „wegen der Fähigkeit in Catechismo und Catechiziren, sodan in dem Teutsch und Latein, in dem Buchstabiren, Lesen, leßbar schreiben und den fünf Rechnungs-Speciebus wohl erfahren seyn“.

Im Jahr 1794 wies der Kurfürst seine „getreuen Unterthanen“ an, ihm über den derzeitigen Schulmeister (seine Wahl und Fähigkeiten, sein Betragen und Einkommen) sowie über den Zustand der Schulhäuser zu berichten.

29 wie Anm. 3.

30 Dietrich, Theo, Geschichte der Pädagogik, Verlag J. Kleinhardt, Bad Heilbrunn.

31 wie Anm. 3.

1801 verfügte das Herzogtum Berg, dass künftig nur noch Schullehrer ernannt werden dürften, die sich der Landesregierung zur Prüfung gestellt hätten und deren Fähigkeit dort bestätigt worden sei. Eine besondere Schulkommission zur Beaufsichtigung des Schulwesens wurde im Jahr 1802 vom Herzogtum eingerichtet.

Im Jahr 1803 ordnete seine „Churfürstliche Durchlaucht“ an, dass die Gemeinden dem Schullehrer als „einem wesentlichen Gemeindeglied – bisher meistens der erste Bettler des Dorfes“ – Gemeindeglied zur Nutzung zuzuweisen haben.

Im Jahre 1810 wurden den Schulamts-Kandidaten in Ermangelung einer eigenen Bildungsanstalt ein Lehrkursus von sechs Wochen in Düsseldorf angeboten.

Zur Zeit der französischen Rheinlandbesetzung kamen neue Bestimmungen:

Der Präfekt des Rheindepartements ordnete 1812 bzw. 1813 an, dass die Ausübung des öffentlichen oder privaten Lehramtes nur noch den Lehrern gestattet würde, die auf Anordnung des Innenministers geprüft und für fähig befunden worden seien³². Damit waren die Auswahlrechte der Gemeinden und ihre Beteiligung bei der Ernennung der Lehrer erloschen. Staatliche Instanzen nahmen zunehmend

Einfluss auf das Schulwesen. Nach dem Jahr 1815 setzte Preußen diese Politik konsequent fort.

Wesentliche Anordnungen erließ 1814 der General-Gouverneur:

1. Eine Landesschulkommission ist einzurichten.
2. In jedem Gerichtsbezirk werden eigene Schulbeamte unter der Bezeichnung: **Schulpfleger** ange stellt. Ihnen wird die Verwaltung und Verbesserung des Schulwesens in ihrem Bezirk übertragen.
3. Für jede Gemeinde-Schule wird ein eigener **Schulvorstand** eingerichtet und dem Schulpfleger unterstellt. Unter dem Namen: Schulvorsteher bilden der Pfarrer und zwei „Einsassen“ des Schulbezirks den Schulvorstand, dessen Aufgaben in einer Dienstvorschrift festgelegt sind.

Ein Schreiben des Sieglarer Bürgermeisters Braschos vom 14. März 1899 an den Landrat in Siegburg gibt Einblick in die Schulvorstände der Gemeinde Sieglar zu einer späteren Zeit:

„Betrifft: Invorschlagbringung der Schulvorsteher
Beehre mich mit Bezug auf § 1 Nr. 3 der Dienstinstruction für die Ortsschulvorstände vom 31. Dezember 1880 die anliegende Nachweisung mit dem Antrage auf Bestätigung vorzulegen:

Der in Vorschlag gebrachten

<u>Namen</u>	<u>Stand</u>	<u>Schule Bergheim</u>	<u>Wohnort</u>	<u>Alter</u>
Schütz, Wilhelm	Ackerer		Bergheim	66
Richarz, Heinrich	Wirth		Mülleken	59
		<u>Schule Eschmar</u>		
Bitz, Jacob	Ackerer		Eschmar	67
Engels, Mathias	Ackerer		Eschmar	52
		<u>Schule Kriegsdorf</u>		
Engels, Johann	Ackerer		Kriegsdorf	62
Engels, Mathias	Ackerer		Kriegsdorf	35
		<u>Schule Sieglar</u>		
Hagen, Mathias Joseph	Rentner		Sieglar	49
Bouserath, Peter	Müller		Sieglar	56
		<u>Schule Oberlar</u>		
Sommerhäuser, Mathias	Schreiner		Oberlar	37
Oberscheidt, Peter	Ackerer		Oberlar	46
		<u>Schule Spich</u>		
Fliersbach, Joh. Joseph	Ackerer		Spich	60
Engels, Carl	Gutsbesitzer		Spich	50

III. Die staatliche/preußische Elementarschule

– „damit nicht aus dem gemeinen Mann verbildete Halbwisser hervorgehen!“ –

Die Volksschule des beginnenden 19. Jh. beruhte auf den Schulordnungen vor allem des

18. Jh. Unter geistlicher Schulaufsicht stehend, vereinigte sich in ihr der Geist des Christentums mit neuen pädagogischen Erkenntnissen, die aus dem Geist der Aufklärung resultierten³³.

³² vorstehende Ausführungen wie Anm. 26.

³³ Klinkhardt, Julius, Zur Geschichte der Volksschule, Band II, Pädagogische Quellentexte, Verlag Klinkhardt, Bad Heilbrunn.

Entlassungs-Zeugnis.

Bürgermeisterei *Sieglar* Schule *Sieglar*
 Der Schüler *in Hongesberg* *Paul* geboren zu *Sieglar*
 am *15* ten *August* 18*90* wird nach *8* jährigem Besuche der Schule bei der
 gesetzlichen Entlassung aus derselben folgendes Zeugnis erteilt,

- | | | |
|---|--|---|
| <ol style="list-style-type: none"> 1. Regelmäßigkeit des Schulbesuches: <i>fast gut</i> 2. Fleiß: <i>gut</i> 3. Betragen: <i>fast gut</i> 4. Kenntnisse und Fertigkeiten: <ol style="list-style-type: none"> a. Deutscher Aufsatz: <i>gut</i> b. Lesen: <i>gut</i> c. Grammatik: <i>gut</i> d. Rechnen: <i>gut</i> e. Raumlehre: - f. Geschichte: <i>gut</i> | | <ol style="list-style-type: none"> g. Geographie: <i>gut</i> h. { Naturgeschichte: <i>gut</i>
Naturlehre: <i>gut</i> i. Schönschreiben: <i>gut</i> k. Zeichnen: <i>gut</i> l. Religionslehre nach Angabe des Seelsorgers
(Lehrers): <i>fast gut</i> 5. Besondere Bemerkungen: |
|---|--|---|

Der Schüler *Paul* wird mit den besten Wünschen für *sein* Wohlergehen aus der Schule entlassen, zugleich aber hiermit ermahnt und verpflichtet die erworbenen Kenntnisse vor dem Vergessen zu sichern, und jede Gelegenheit zur Erweiterung derselben zu benutzen, vorzüglich aber den genossenen Unterricht durch einen sittlich-religiösen Lebenswandel zu befruchten und dem Gottesdienste an den Sonn- und Feiertagen regelmäßig beizuwohnen.

Sieglar, den *23. März* 190*4*



Der Bürgermeister,
Brasow

Der Lokalschulinspector,
Paul

Die Lehrer *in*
E. Wisterloch

In Preußen hatte das General-Landschul-Reglement im Jahr 1763 die erste große Volksschulordnung für das ganze Preußen gebracht. Sie enthielt die Festlegung der allgemeinen Schulpflicht, der geistlichen Aufsicht, des Lehrplanes und des Gedankens einer seminaristischen Lehrerbildung³⁴.

Als im Jahr 1815 die Rheinlande mit Preußen vereinigt wurden, begann in der Verwaltung des Schulwesens eine neue Epoche. In Preußen waren die Schulfragen ursprünglich im Innenministerium von dem Departement für den Kultus und öffentlichen Unterricht bearbeitet worden. Schon 1817 richtete man jedoch ein eigenes Ministerium für geistliche, Unterrichts- und Medizinalangelegenheiten ein; Freiherr von Altenstein war sein erster Minister.

Der im Jahr 1816 installierten königlichen Regierung in Köln fiel im Schulwesen zunächst die Aufgabe zu, das bereits geschilderte Chaos zu beseitigen und das Schulwesen in geordnete Bahnen zu leiten.

In den Städten und Dörfern wurde der Geistlichkeit die Beaufsichtigung der Schulen übertragen. Etwa je 20 Schulen hatte ein Pfarrer, der Interesse an der Schule zeigte, als Schulpfleger zu beaufsichtigen. Vor Ort wirkte der Schulvorstand, dem auch der örtliche Pfarrer als lokaler Schulinspektor angehörte.

In der Kreisinstanz wurde dem Landrat das Schulwesen als besondere Aufgabe zugeteilt.

Mit der Kreisaufsicht über das innere Schulleben hatte man in der Regel die Dechanten (Dekane) oder einen anderen Pfarrer betraut. Die Orts- und Kreisinspektoren waren befugt, den Unterricht und die Arbeiten des Lehrers zu beaufsichtigen.

1827 empfahl die erzbischöfliche Behörde in Köln den wöchentlichen zweimaligen Schulbesuch.

Die geistlichen Schulpfleger haben sich um die Schulordnung, insbesondere um die Durchführung der allgemeinen Schulpflicht große Verdienste erworben. Letztere war von der Monarchie mit Kabinettsorder vom 14. Mai 1825 eingeführt worden. Die Schulpflicht befreite noch nicht von der Schulgeldzahlung; diese endete erst 1850 (Art. 24 im Verfassungsentwurf von 1850).

Das „allgemeine Landrecht“ von 1794 brachte die grundsätzliche Klärung, dass Schulen „Veranstaltungen des Staates“ seien. Hieraus ergab sich das staatliche Aufsichtsrecht über die in kommunaler Trägerschaft stehenden Schulen, das seit 1825 durch die Schulkommissionen bei den Bezirksregierungen ausgeübt wurde. Die Geistlichen, welche am Ort und im Kreis die Schulinspektion wahrnahmen, handelten somit in dieser Funktion als Beauftragte des Staates. Regelmäßig hatten sie der Schulbehörde über den Leistungsstand der Schüler und den baulichen Zustand der Schulgebäude zu berichten.

Neue Impulse erhielt die Volksschule von den Refor-

mern. Genannt seien Stein, Fichte, Humboldt und vor allem Pestalozzi.

Was der Schweizer Erzieher und pädagogische Reformator **Joh. Heinrich Pestalozzi** (1746–1827) vor ca. 200 Jahren lehrte, hat noch immer Geltung; seine erzieherischen Grundsätze sind noch lange nicht verwirklicht. Ausgangspunkt und Ziel des Elementarunterrichts ist für Pestalozzi die Förderung der natürlichen Anlagen des Menschen, und zwar seiner körperlichen, seelischen und seiner intellektuellen Kräfte. Kindgerechter Unterricht ist dem jeweiligen Entwicklungsstand anzupassen. Der Lehrer greift nicht gewaltsam in den Entwicklungsgang des Kindes ein und drängt ihm seine eigenen Begriffe und Meinungen auf. Er ist vielmehr „Geburtshelfer“ seiner menschlichen Selbständigkeit, seiner Individualität. Fundament der Elementarbildung ist die „schonende, erfreuende und erhebende Liebe“³⁵.

Zugleich erwuchs die Idee einer einheitlichen, alle Schularten umfassenden „National-Jugendbildung“. Sie sollte durch ein Gesetz realisiert werden. **Der Unterrichtsentwurf von Süvern im Jahr 1819**³⁶ – das große Programm der preußischen Reformzeit – blieb Entwurf, denn er unterlag vielen Gutachten und Bedenken konservativ und kirchlich geprägter Kreise. Aus diesem Entwurf sei auszugsweise zitiert:

§ 112 – Die Aufgabe der Volksschule –

Die Volksschule ist diejenige Anstalt, aus welcher sich die Volksmasse, d. h. die ganze nach den Grundsätzen des Christentums geordnete Staatsgesellschaft beständig erneuern und ergänzen soll, also gleichsam die Pflanzschule des Volkslebens. Sie soll allen Ständen der großen Staatsgesellschaft einen gesunden und edlen Nachwuchs liefern.

§ 113 – Der Geist der Volksschule –

Es soll ein Geist der Ordnung, des Fleißes und der Geselligkeit sein, ein Ort, zu welchem die Schüler gern und freudig hin eilen, und an welchem sie sich beinahe lieber als im elterlichen Hause aufhalten. Eine Familie im Großen und ein Staat im Kleinen. Dieser Geist muss vorzüglich vom Lehrer ausgehen und den Schülern gleichsam eingehaucht werden³⁷.

Der preußische Kultusminister Karl Freiherr vom Stein zum Altenstein ließ 1822 ein Cirkular-Reskript Friedrich-Wilhelms III. (1770–1840) veröffentlichen mit dem Tenor:

34 Reble, Albert, Geschichte der Pädagogik, Ernst-Klett-Verlag Stuttgart.

35 wie Anm. 21.

36 Johann Wilhelm Süvern (1775–1829) war Staatsrat im preußischen Innenministerium, Sektion für Kultus und Unterricht.

37 Klinkhardts pädagogische Quellentexte, Verlag Julius Klinkhardt, Bad Heilbrunn.

„Des Königs Majestät hat geruhet, ... ausdrücklich zu äußern, dass...der rege Sinn für das Elementar-Schulwesen ... in Grenzen gehalten werden müsse, damit nicht aus dem gemeinen Mann verbildete Halbwisser, ganz ihrer künftigen Bestimmung entgegen, hervorgingen.“

Von solchen Ansichten war es nicht weit bis zu der amtlichen Beschreibung der Aufgaben der Elementarschule aus dem Jahr 1829, dass nämlich „die Aufgabe der Elementarschule sich darauf beschränkt, die Jugend mit den Wahrheiten der christlichen Religion vertraut zu machen, ihr Ehrfurcht gegen den Landesherrn und jede Obrigkeit und Folgsamkeit gegen die Gesetze einzuflößen, sie im Lesen, Schreiben und Rechnen zur Fertigkeit zu bringen, und sie praktisch zum Denken anzuleiten. Mit dieser Bildung wird jeder in einem so einfachen Berufe, als der des gewöhnlichen Landmannes ist, seiner Bestimmung genügen können ...“

Hören wir zu dieser Argumentation einen Zeitgenossen:

„Ist das Volk in Unwissenheit, so verfällt es in Faulheit und Armut. Aber so wesentlich es ist, dem gemeinen Mann die nötigsten Kenntnisse, wozu ich Lesen, Rechnen und Schreiben zähle, beizugeben, so unzweckmäßig und verderblich halte ich es, wenn man den gemeinen Mann zum Gelehrten machen will, das er doch vermöge seiner Stellung nicht werden kann.“

Daher sollte man auch den Unterricht möglichst vereinfachen. Lesen, Schreiben und Rechnen können auch die ärmsten und zu niedrigsten Arbeiten bestimmten Kinder lernen, und hierbei sollte man es denn auch bewenden lassen. Nur die echten Grundsätze einer natürlichen Religion sollten hiermit verbunden werden, übrigens aber alle Phantasien, als Musik, Botanik etc. sollte man fortlassen. Sie lenken die jugendlichen Gemüter von dem nötigen ab, sie bewirken nur überspannte Ideen und führen zu nichts. Für die höheren Bürgerschulen gehören allerdings auch solche Lehrgegenstände, weil die Zöglinge derselben solche sind, die zu höheren Zwecken im Staate – als zu Kaufleuten, Fabrikanten etc. bestimmt sind.“³⁸

Es folgten sodann die **drei preußischen Regulative** von 1854, deren Urheber der Ministerialbeamte Ferdinand **Stiehl** (1812–1878) war. Sie stießen auf erheblichen Widerstand, da sie die preußische Volksschulpolitik auf eine allgemeine Herabsetzung des Bildungsniveaus für das breite Volk, Erziehung zur Einfügung in den starren Rahmen der herrschenden Kirchlichkeit und die gewünschte Sicherung der herrschenden, sozialen Ungleichheit festlegten. Kurz: „Erziehung“ hatte Vorrang vor der „Bildung“. Bald nach der Gründung des Reichs begann ein neuer Kurs in der Schulpolitik. Im Jahr 1872 wurde die **Allgemeine Verfügung** über Einrichtung, Auf-

gabe und Ziel der Volksschule“ erlassen sowie ein Schulaufsichtsgesetz, das die geistliche Schulaufsicht aufhob.

Diese „allgemeine Verfügung“ ließ die einschränkenden Regulative bewusst hinter sich und entsprach in Zielsetzung und Inhalt für die Volksschule der neuen Auffassung jener Jahre (Kulturkampf), die lautete: „Die religiöse Unterweisung ist nicht mehr allherrschend, sprachlich-literarische, geschichtliche und naturwissenschaftliche Elemente haben einen breiten Raum neben dem Religionsunterricht eingenommen. Schulverwaltung ist zur staatlichen Aufgabe geworden, die Schulpflicht staatsbürgerliche Pflicht und die Schulpflege Sache der staatsbürgerlichen Gesellschaft“³⁹.

Die im preußischen Kulturkampf de jure aufgehobene kirchliche Schulaufsicht hatte de facto aber vielerorts bis zum Ende der Monarchie Bestand im staatlichen Schulwesen.

Am folgenden Beispiel zeigt sich jedoch die Realität des Kulturkampfes:

1854 war der Honnefer Dechant und Pfarrer Emans von der königlichen Regierung zu Köln mit erzbischöflicher Zustimmung zum Schulpfleger mehrerer Schulbezirke ernannt worden.

Am 28. 10. 1875 erhielt er als Kreisschulinspektor des Siegkreises von der Kölner Regierung die Mitteilung, dass er zum Lokalschulinspektor nicht taugte, obwohl die Honnefer Stadtverordneten ihn vorgeschlagen hatten. In den Honnefer Schulen befanden sich damals 623 katholische, 8 evangelische und 5 jüdische Kinder. Man zwang die Stadtverordneten, einen Laien, der Fachmann sei, vorzuschlagen. Als der nun vorgeschlagene und ernannte evangelische Oberstleutnant von der Lund ein Jahr später das Amt niederlegte, schlug die Abgeordneten-Versammlung im Jahr 1878 erneut Dechant Emans vor, der wiederum vom Regierungspräsidenten nicht bestätigt wurde. Man verständigte sich auf den Rentner Erlenwein.

Beide, der Dechant und der Rentner starben im Jahr 1880. 1883 ernannte nun die Kölner Regierung den Honnefer Pfarrverweser, Kaplan Hermes, zum Schulinspektor; der Sturm des Kulturkampfes hatte sich nämlich inzwischen beruhigt⁴⁰.

Die Reformen – hier vor allem Diesterweg – hatten vielfach vergeblich versucht, die soziale Lage und gesellschaftliche Stellung der Volksschullehrer zu verbessern. Da ihr Einkommen gering war, hatten die meisten Lehrer ein Nebenamt im kirchlichen Dienst

38 Lohmann, Dr. Anton, Die medizinische Topographie des Siegkreises um 1825, Rheinland-Verlag Siegburg, 1997.

39 Mahrenholz, Ernst G.; Die Kirche in der Gesellschaft der Bundesrepublik Deutschland, Fackelträger-Verlag Hannover.

40 Delvos, s. Nr.22

(Küster-und/oder Organistentätigkeit). Naturalabgaben der Bürger und das Schulgeld der Eltern bestimmten das Lehrer-„Gehalt“, das oft genug der Lehrer selbst im Ort eintreiben musste. Dies machte die Sache nicht angenehmer. Der Blick über das Berufsleben hinaus in die Zukunft brachte eher Schrecken als Trost: ein reduziertes Einkommen im Ruhestand, eine unversorgte Witwe, die die Waisen durchzubringen hatte.

Ziel der Erneuerer war, das Schulniveau zu heben – und damit eine Anhebung des Lehrerstandes – materiell und gesellschaftlich. Gedacht war an ein unmittelbares Verhältnis der Lehrer zum Staat in beamtenähnlicher Stellung mit vergleichbarer Vergütung, sozialer Sicherung und einem entsprechenden sozialen Status. Dies setzte eine Vereinheitlichung der Schule als Institution des Staates voraus, die der Willkür der Gemeinden bei der Festsetzung der Besoldung Grenzen setzte.

Eine weitere Lehrerforderung war die Beteiligung am Schulvorstand. Letztlich wollte man als Vorgesetzte nur die fachlich kompetenten Schulräte in der Aufsicht tolerieren und sich nicht vom Pfarrer und den Dorfhonoratioren bestimmen lassen⁴¹.

Nach dem preußischen Volksschulunterhaltungsgesetz von 1908 sind die Volksschulen grundsätzlich konfessionell. § 33 lautet: Die öffentlichen Volksschulen sind in der Regel so einzurichten, dass der Unterricht evangelischen Kindern durch evangelische Lehrkräfte, katholischen Kindern durch katholische Lehrer erteilt wird.

Die schwer errungene Kompromissformel des Artikels 146 Abs. 2 der Weimarer Verfassung sah die Gemeinschaftsschule als Regelschule vor und gab in liberaler Weise Raum für die Bekenntnis- und Weltanschauungsschulen, wo diese beantragt würden. Dieser Schulkompromiss blieb jedoch ohne Vollzug. Das hierzu erforderliche Reichsschulgesetz kam im Wechsel sich ablösender Reichskabinette und Reichstagsmehrheiten nicht zustande⁴².

Seit den ersten Jahren der Weimarer Republik befasste man sich auch verstärkt mit der Lehrerbildung. Auch für die Volksschullehrer sollte jetzt das Abitur gefordert und eine akademische Ausbildung eingerichtet werden.



Bereits im 18. Jh. waren in Preußen Seminare als Lehrerbildungsanstalten entstanden.

Die Schriften von Locke, Rousseau und Basedow sowie die Pädagogik Felbingers für die katholischen Gebiete hatten wesentlich zur Bildung der Lehrer und zur Errichtung von Seminaren beigetragen. Um die Unterrichtspraxis zu erwerben, richtete man am Sitz der Seminare Muster- oder Normalschulen ein und besetzte diese mit tüchtigen Lehrern.

Die zu mehrwöchigen Kursen einberufenen, bereits im Amt stehenden Lehrer und Bewerber (Praeparandi) wohnten dem Unterricht bei, um „auf diese Weise alle erforderliche Fähigkeit und Routine“ zu erlangen. Anschließend mussten die Kandidaten unter Aufsicht ihrer Lehrer Unterricht erteilen⁴³.

In Bonn bestand schon seit 1786 eine sog. Normalschule, die nach den Vorschlägen der Pädagogen Felbinger und Overberg eingerichtet worden war.

Am 1. Januar 1823 war ein katholisches Lehrerseminar in Brühl eröffnet worden. Köln schied als Semi-

41 Diesterweg, Adolph, Wissen im Aufbruch, Deutscher Studien-Verlag, Weinheim, 1990.

42 wie Anm. 39.

43 Zimmermann, Dr. Wilhelm, Die Anfänge und der Aufbau des Lehrerbildungs- und Volksschulwesens am Rhein, Balduin Pick-Verlag, Köln.

narort aus, weil man das „größtstädtische Leben für den künftigen Lehrer nicht für zweckmäßig hielt“.

Am 1. Dezember 1876 wurde in Siegburg ein Lehrerseminar errichtet, das 1888 seinen Neubau an der Humperdinckstraße bezog. Die zum Seminar gehörende Übungsschule konnte 180 Siegburger Schüler aufnehmen. Die Präparandie als Vorbereitungsanstalt wurde 1902 eröffnet.

Mit der allgemeinen Auflösung der Lehrerseminare dieser Form im Jahre 1925 musste auch der Ausbildungsbetrieb für Lehrerstudenten in Siegburg schließen. Seit 1900 sind dort ca. 130 Studierende aus Siegburg und Umgebung zu Lehrern ausgebildet worden. Die Vorbereitungszeit im Seminar betrug 3 Jahre⁴⁴. Nach der Schließung des Seminars zog dort das Staatliche humanistische Gymnasium ein. In dessen vorheriger Bleibe am Markt befand sich später das Amtsgericht, heute das Stadtmuseum. Im Gebäude in der Humperdinckstraße sind derzeit das Städtische Abendgymnasium und die Volkshochschule untergebracht.

1925 beabsichtigte Preußen, selbständige pädagogische Fachhochschulen (sog. Pädagogische Akademien) zur Lehrerausbildung einzurichten. Neben Kiel und Elbing (Ostpreußen) war Bonn als dritte Stadt in Preußen hierzu vorgesehen⁴⁵.

Diese Akademien waren etwas Neues im Bildungsbereich. Waren bisher die Volksschullehrer in Lehrerseminaren ausgebildet worden, sollte nun eine Ausbildung erfolgen, die auch akademischen Charakter hatte. Bereits die Reichsverfassung von 1919 enthielt die Bestimmung, dass die Lehrerausbildung „nach den Grundsätzen, die für die höhere Bildung allgemein gelten“, zu regeln sei.

Bislang war die Reifeprüfung nicht die Voraussetzung für den Lehrerberuf. Für die Aufnahme in die neuen Akademien wurde sie jedoch obligatorisch.

Am 1. Mai 1926 fand die Einweihung der „Staatlichen katholischen pädagogischen Akademie Bonn“ statt. Mit 12 Dozenten und 53 Studierenden begann der Lehrbetrieb in einem Schulgebäude in der Bonner Wilhelmstraße. Es wurden nur katholische, männliche Studierende für die spätere Tätigkeit an katholischen Konfessionsschulen aufgenommen; für weibliche Kandidatinnen wurde 1929 eine Akademie in Köln errichtet.

Als die Zahl der männlichen Bewerber auf über 200 anstieg, war die Errichtung eines Neubaus unvermeidlich. Kostenlos stellte die Stadt Bonn hierzu ein Grundstück in der Gronau im Bonner Süden zur Verfügung. Am 10. September 1930 wurde der Grundstein gelegt und bald der Lehrbetrieb aufgenommen. Aus diesem Neubau sollte 1949 das Bundeshaus als Tagungsstätte des Deutschen Bundestages der Bundesrepublik Deutschland werden.

Das 20. Jahrhundert – Schule als Lebensschule –

Die Pädagogik der zwanziger Jahre des 20. Jh. verbindet die Programme der Schulreformer aus den beiden ersten Jahrzehnten des Jh. mit den Ideen der politischen Demokratie zu einer neuen, vielgestaltigen Einheit auf der Basis der Kindgemäßheit. Die Lehrer, die ab 1926 in den neu geschaffenen Pädagogischen Akademien ausgebildet werden, versuchen den Stil der Erlebnis- und Arbeitsschule gegen die Überlieferung durchzusetzen. Die Tradition hat sich jedoch als stärker erwiesen als die fortschrittliche Gesinnung der Volksschul-Lehrerschaft.

Die schlechten wirtschaftlichen Verhältnisse verhinderten eine großzügige Gesamtreform. Durch die private Initiative zahlreicher Lehrer ist jedoch Entscheidendes geleistet worden. Man gestaltete den Unterricht im Sinne kindgemäßen Wachsenlassens⁴⁶. Eine – vor allem von den Lehrern angestrebte – Änderung trat 1919 ein: Mit Gesetz vom 1. Oktober 1919 hat die preußische Landesversammlung das Amt des Lokalschulinspektors aufgehoben. Gleichzeitig wurden die Kreisschulinspektoren von den Kreisschulräten abgelöst.

Die Pädagogik in Deutschland von 1933–1945

„Die deutsche Schule hat die Aufgabe, den nationalsozialistischen Menschen zu formen“.

Die positive Entwicklung des Schulwesens in der Weimarer Republik findet ihr jähes Ende mit der Machtergreifung des Nationalsozialismus. Am 30. 1. 1933 übernimmt die NSDAP die Macht im Deutschen Reich. Das historische Geschehen wird als „nationale Erhebung“ proklamiert und gefeiert. Diese volksverführende Sinnggebung macht es zum Teil mit verständlich, dass Millionen Deutsche – Männer und Frauen, Arbeiter und Intellektuelle, Junge und Alte – in kurzer Zeit der neuen „Bewegung“ anheimfallen. Wie auf allen Gebieten nimmt der Nationalsozialismus seinem Parteiprogramm entsprechend die „Gleichschaltung“ auch im Bereich der

44 Dechange, Günter R., Zur Geschichte der Siegburger Volksschulen, Heimatbuch der Stadt Siegburg, III. Band, Respublica-Verlag Siegburg.

45 Mitteilung des Bonner General-Anzeigers vom 20. September 1925

46 wie Anm. 30.

Schule vor, hier mit besonderer Schärfe, weil dem nationalsozialistischen Staat daran liegt, die heranwachsende Jugend früh und mit Unbedingtheit in seine Hand zu bekommen. Die Grundlagen und Ziele der neuen Erziehung vermittelt der folgende Text: „Die deutsche Schule ist ein Teil der nationalsozialistischen Erziehungsordnung. Sie hat die Aufgabe, den nationalsozialistischen Menschen zu formen. Dieses Erziehungssystem ist seinem Ursprung nach nicht ein Werk der pädagogischen Planung, sondern des politischen Kampfes und seiner Gesetze. Aufgabe der deutschen Schule ist es darum, Menschen zu erziehen, die in echter Hingabe an Volk und Führer fähig sind, ein deutsches Leben zu führen, ihre geistigen Kräfte zu entfalten und zur höchsten Leistungsfähigkeit zu entwickeln, damit sie an ihrer Stelle die Aufgaben meistern, die Deutschland gestellt sind“⁴⁷.

In seinem Buch: „Mein Kampf“ bezeichnet Hitler die körperliche Erziehung als „erste Aufgabe der Erziehung“. Hitler schreibt: „Der völkische Staat hat in dieser Erkenntnis seine gesamte Erziehungsarbeit in erster Linie nicht auf das Einpumpen bloßen Wissens einzustellen, sondern auf das Heranzüchten kerngesunder Körper. Erst in zweiter Linie kommt dann die Ausbildung der geistigen Fähigkeiten. Hier aber wieder an der Spitze die Entdeckung des Charakters, besonders die Förderung der Willens- und Entschlusskraft, verbunden mit der Erziehung zur Verantwortungsfreudigkeit, und erst als letztes die wissenschaftliche Schulung“⁴⁸.

Werfen wir einen Blick in den konkreten Schulalltag jener Zeitepoche: In der Oberlarer Schulchronik finden wir unter dem 16. 1. 1936 folgenden Eintrag des damaligen Rektors Reingen:

„Unserer Schule wurde das Recht übertragen, die HJ (Hitlerjugend)-Fahne zu führen, da unsere Schüler infolge eifrigster Werbetätigkeit des Lehrerkollegiums zu 97 % der HJ angehören“⁴⁹.

Der Sieglarer NS-Bürgermeister Hörsch fasste am 16. Januar 1939 folgenden Beschluss:

„Als Leiter der Gemeinde Sieglar beschließe ich (Führerprinzip!), ... dass die katholischen Volksschulen in ... (Aufzählung aller Volksschulen im Gemeindegebiet) von Beginn des Schuljahres 1939 ab als Gemeinschaftsschulen einzurichten sind“.

Am 12. April 1939 teilte das Schulamt in Siegburg allen Schulleitern mit, dass mit dem 18. April dieses Jahres überall die „deutsche Volksschule“ einzurichten sei. Alle Lehrpersonen hätten die Niederschrift über das Geschehene zu unterschreiben und damit ihren Willen zu erklären, „opferbereit in der deutschen Volksschule zu arbeiten. Aller Unterricht ist im deutschvölkischen Sinne zu erteilen, er bedeutet also stets und ständig eine Erziehung zum Nationalsozialismus. Deshalb dürfen auch in der Schule keine

Kreuze oder Bilder mehr vorhanden sein, die geeignet sind, diese als konfessionelle Schule erscheinen zu lassen.

Auch kann der Unterricht nicht mit einem Gebete beginnen oder schließen ... Unterrichtsbeginn und ... schluss sind stets und ständig in würdiger Weise mit einem nationalsozialistischen Denkspruch, wozu Worte unseres Führers besonders geeignet sind, zu begeben.

Keinem Lehrer und keiner Lehrerin soll irgendwelcher Schaden oder Nutzen daraus erwachsen, ob sie Religionsunterricht erteilen oder nicht ...“

So durfte denn auch der Verfasser während seiner Volksschulzeit beim Klassenlehrer schulischen Religionsunterricht (biblischen Geschichtsunterricht) erleben: mit dem Parteiabzeichen am Revers des „Dienstanzuges“ las dieser uns Schülern aus der alten Schwann-Schulbibel von den großen Taten des auserwählten Volkes der Juden vor.

Die Geistlichen ... im September 1937 aus den Schulen verwiesen – erteilten Katechese als pfarrlichen Religionsunterricht in der Kirche, im Pfarrheim oder – wie in Oberlar – in einer Garage. Die religiöse Unterweisung durch die Priester lief vielfach unter der Tarnbezeichnung: „liturgische Stunde“.

Mit einer „streng vertraulichen“ Rundverfügung vom 11. April 1939 gab der Landrat in Siegburg den Bürgermeistern des Kreises Anweisung, dass am 17. April 1939 die Kreuze unauffällig, in würdiger Weise aus den Schulen zu entfernen und unter Verschluss zu nehmen seien. Dieser Vorgang, auf den viele Eltern mit innerer Wut und Abscheu reagierten, liest sich als Eintrag des Rektors Reinken in der Oberlarer Schulchronik so:

„18. 04. 1939 Mit dem Tage des Schulbeginns tritt in unserem Schulwesen eine grundsätzliche Änderung in Kraft. Der konfessionelle Charakter der Schulen wird beseitigt. Durch Verfügung des Regierungspräsidenten wird die Schule zur „Deutschen Volksschule“.

Äußere, die Konfessionalität der Schule betonende Zeichen werden aus der Schule beseitigt.

Alle Lehrer und Lehrerinnen der hiesigen Schule erklären sich bereit, an der Deutschen Volksschule zu arbeiten“⁵⁰.

Der Unterricht an der „Deutschen Volksschule“ fand kriegsbedingt zusätzliche „Bereicherungen“, an die sich der Verfasser noch erinnert: Da gab es die Luft-

47 Erlass des damaligen Reichserziehungsministers Bernhard Rust vom 19. 1. 1938 – E III a 245/38, veröffentlicht im Reichsministerialblatt „Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung“ S. 46 f.

48 wie Anm. 30.

49 Schulchronik Oberlar, Veröffentlichung des Heimat- und Geschichtsvereins Troisdorf e.V., Heft Nr. 6.

50 wie Anm. 49.

schutz-Übung am Oberlerer Platz, an der man klas-
senweise teilnehmen musste. Rektor Reingen, er trug
die operttenhafte grau-blaue Uniform eines höheren
Luftschutz-Chargen, führte die Schüler zur Übungs-
stelle, wo die Gefährlichkeit und Bekämpfung der
Phosphorbombe demonstriert wurde. – Zu erwähnen
wäre auch die angeordnete Heilkräutersammlung. In
der Erwartung, unseren kranken Volksgenossen Lin-
derung und Heilung im Krankheitsfalle zu bringen,
sammelte die Jugend die Blüten der Lindenbäume
sowie Kamille, Rainfarn und Schafgarbe am Acker-
rain. Zum Trocknen der Kräuter auf dem Boden ei-
nes Klassenraumes war dieser ausgeräumt worden.

Ab dem Jahr 1943 litt der Unterricht zunehmend
durch die Fliegeralarme am Tage; im Jahr 1944 war
ein geregelter Unterricht nicht mehr möglich, da sich
die Kinder überwiegend in den Luftschutzräumen
aufhalten mussten. Zum Jahresende und in der
Kriegsphase des alliierten Artilleriebeschusses An-
fang 1945 fand kein Unterricht mehr statt.

Die Pädagogik in der Bundesrepublik Deutschland

– Der Mensch in einer dynamischen,
sich stets wandelnden, pluralistischen
und rational-technischen Gesellschaft –

Im Mai 1945 geht der Zweite Weltkrieg zu Ende.
Deutschland ist stark zerstört. Der Krieg hat den
Menschen alle Illusionen genommen. Diese Situa-
tion wirkt sich auch auf die Pädagogik aus. Nüchtern
und niedergeschlagen begibt man sich an die not-



wendige Aufgabe, die Schulen auf den Trümmern
neu aufzubauen. Es fehlt an allem: an Räumen, an
Papier und Bleistiften, an Unterrichtsmaterial. Die
Schüler können häufig die Schule nicht besuchen,
weil es ihnen an Schuhwerk mangelt. In notdürftig
hergerichteten Klassenräumen mühen sich die weni-
gen, oft überalterten oder in Kurzlehrgängen heran-
gebildeten Lehrer ab, hungernden und im Winter
frierenden Kindern das Notwendigste an Wissen und
 Können beizubringen.

Zahlreiche Lehrer sind als Angehörige der chemali-
gen nationalsozialistischen Partei entlassen worden
und warten auf ihr Entnazifizierungsverfahren.

Zunächst muss in den Schulen die äußere Not gelin-
dert werden; es muss dafür gesorgt werden, dass die
Kinder genug zu essen und anzuziehen haben. Die
Alliierten besorgen die Schulspeisung: eine warme
Suppe während der großen Pausen. Zum anderen ist
die innere Not zu überwinden. Das ungesicherte Le-
ben in den vielfach noch zerrissenen, nur von einem
Elternteil – meist die Mutter – versorgten Familien
braucht als Gegengewicht ein soziales Schulklima.
Vom Lehrer jener Jahre wird Erziehen in den schwie-
rigsten Lebenssituationen verlangt.

Zur Demokratisierung des deutschen Bildungswes-
sens nach der Naziherrschaft gab die alliierte Kon-
trollratsbehörde 1947 Weisungen zum künftigen Bil-
dungsprogramm. Die ersten Reformvorschläge der
Besatzung waren vom Gedanken der „reeducation“
und der Demokratisierung nach westlichem Vorbild
bestimmt. Danach sollten alle Schulen größtes Ge-
wicht auf die Erziehung zu staatsbürgerlicher Ver-
antwortung und demokratischer Lebensweise legen.
Ferner wird Verständnis für andere Völker und Ach-
tung vor ihnen gefordert; diesem Ziel soll das Stu-
dium moderner Sprachen dienen. Zudem werden
Schulgeldfreiheit und kostenlose Abgabe der benö-
tigten Schulbücher verlangt.

**Das Grundgesetz der Bundesrepub-
lik Deutschland** vom 23. Mai 1949
enthält in seinen ersten Artikeln in
knappen Formulierungen Grundle-
gendes über das Menschenbild, die
Erziehung und die Schule im demo-
kratischen Staat. Diese Aussagen sind
in die Länderverfassungen infolge der
föderativen Struktur der Bundesrepub-
lik eingeflossen.

Bei aller Übereinstimmung im
Grundsätzlichen ergaben sich aber
auch unterschiedliche Auffassungen
etwa in der Frage: Bekenntnis- oder
Gemeinschaftsschule.

Das erste Gesetz zur Ordnung des
Schulwesens im Land Nordrhein-

Westfalen vom 8. 4. 1952 regelt die weltanschauliche Gliederung der Schule, die Mitwirkung der Erziehungsberechtigten im Schulwesen und die Fragen der Privatschulen.

Schulaufbau, Schulverwaltung und Schulfinanzierung wurden im Schulverwaltungsgesetz und im Schulfinanzgesetz (beide von 1958) neu geordnet. Nach dem v.g. Schulverwaltungsgesetz des Landes NRW vom 3. 6. 1958 sind die Lehrer Landesbeamte geworden; ähnliche Regelungen gab es in den anderen Bundesländern. Gewisse Mitspracherechte der Schulträger sind Gesetzesbestandteil. Auf der Grundlage des Schulordnungsgesetzes wurden in Anwendung des Elternrechtes die Schulen des Landes NRW in Bekenntnis- oder Gemeinschaftsschulen umgewandelt. In Elternbefragungen entschieden sich die Eltern überwiegend für die Bekenntnisschulen.

Die Volksschule hat dann im Verlauf ihrer Entwicklung in den Nachkriegsjahren ständig neue Aufgaben übernommen, die eine Verlängerung der Schulpflicht erforderlich machten; die Zivilisation beansprucht den Menschen heute stärker und anders als es früher der Fall war:

1. Die moderne Arbeitswelt wird durch die rasche Entwicklung der Technik ständig verwandelt. Hierbei hat sich gezeigt, dass der arbeitende Mensch die erlernte Funktion nicht mehr sein Leben lang beibehalten kann. Betriebliche Um- und Weiterbildung stellen hohe Ansprüche an die Anpassungskraft, Aufmerksamkeit und Wendigkeit des Menschen.
2. Je mehr sich die Arbeit technisiert und automatisiert, je einseitiger sie also den Menschen beansprucht, um so bedeutungsvoller wird die Freizeit für die Erfüllung des Lebens.

Die Schule hatte früher manches tun können, um auf sinnvolle Muße vorzubereiten.

Heute ist die Schule den auf Kommerz eingestellten Unternehmen, die einseitige, anspruchslose Vergnügungen der Zerstreung anbieten, nicht mehr gewachsen.

Die Freizeit der jungen Menschen droht im Konsum dieser Angebote aufzugehen; Besinnung und eigenes, kreatives Tun werden damit gelähmt und verkümmern⁵¹.

Entwicklung der Schulaufsicht

Das mittelalterliche Bildungswesen lag – wie eingehend dargelegt – in den Händen der Kirche. Somit war die Schulaufsicht eine Angelegenheit der kirchlichen Schulverwaltung. 1763 machte in Preußen Friedrich II. im Generalschulreglement den Staat bzw. die Gemeinden zum Schulträger. Die seitdem bestehende staatliche Schulaufsicht übten in der

Kreisinstanz hauptamtliche Staatsbeamte als Kreis- und Schulinspektoren aus. Der Artikel 144 der Weimarer Reichsverfassung von 1919 beseitigte den Ortsschulinspektor als nebenamtlichen staatlichen Schulaufsichtsbeamten und damit den Einfluss der Kirche. Die Schulaufsicht wurde hauptamtlich tätigen, fachlich vorgebildeten Beamten zugesprochen.

In Anlehnung an diese Bestimmungen regeln auch Art. 7 des Grundgesetzes und die Landesverfassungen die Schulaufsicht, die Einschränkungen durch das Elternrecht nach Art. 6 GG erfahren hat.

Schulaufsichtsbehörden

Die oberste Schulaufsicht wird in den Bundesländern durch ein besonderes Fachressort der jeweiligen Landesregierung ausgeübt. Die Grund-, Haupt- und Sonderschulen sind unmittelbar einer unteren Schulaufsichtsbehörde (bei den Kreisen und kreisfreien Städten) unterstellt.

Zwischengeschaltet ist eine mittlere Aufsichtsbehörde bei den Bezirksregierungen, die in 1. Instanz die weiterführenden Schulen (Gymnasien, Gesamt-, Real- und berufsbildende Schulen), in 2. Instanz die Grund- und Hauptschulen beaufsichtigt.

Nicht unerwähnt: die „Strafschule“

Bei der Darstellung der vielschichtigen Reformen auf dem Weg von der kirchlichen Elementarschule zur staatlichen Volksschule sollen die kritischen Stimmen nicht unerwähnt bleiben, die die psychischen und physischen Leiden der Schüler thematisierten, die wehrlos einem Lehrkörper ausgeliefert waren, dem in der Regel jedes psychologische Einfühlungsvermögen in das Wesen und die Bedürfnisse eines Kindes fehlte.

Trotz der altbekannten Weisheit: „Kinder sind die Zukunft und die Hoffnung eines Volkes“ zeugt die Geschichte von einer gegenteiligen Haltung dem Kind gegenüber.

Ein autoritärer, repressiver Erziehungsstil sowie der Mangel an Einfühlungsvermögen fügten zahllosen Kindern Schaden zu.

Besondere Zielscheibe der Kritiker war die „Strafschule“ mit ihrem grausamen Straf- und Prügelsystem. Die Methodik sei exemplarisch an der Amtsausübung des ersten Oberlehrer Lehrers und späteren Rektors Johann Pinger dargestellt:

Nach den Erzählungen älterer Oberlehrer begann montags der Unterricht nach folgendem

⁵¹ Die Ausführungen sind weitgehend der Schrift: Dietrich, Theo, Geschichte der Pädagogik, Verlag J. Kleinhardt, Bad Heilbrunn, entnommen.

Ritual: Pingers erste Frage an die Kinder lautete: „Wer war gestern (Sonntag) nicht im Gottesdienst?“ – Schweigen in der Klasse. Nun ging der Erzieher seine verdächtigen Kandidaten mit der konkreten Frage an: „Welche Farbe hatte das Messgewand, das der Pricster trug?“ Da einer der Kandidaten mit „Rot“ falsch lag, musste er nach vorne kommen und auf der ersten Bank liegend die „verdienten“ Prügel mit dem Zeigestock in Empfang nehmen.

Ihm folgte die Nummer 2 auf der Stelle, da der Schüler nicht in der Lage war, den Inhalt der Katechese vom Sonntagnachmittag vorzutragen.

Nachdem allerdings die Alten aus Oberlar ihre Berichte mit der Feststellung beendeten: „Ävver et hätt uns net geschad't“, wich beim Verfasser jegliches Mitgefühl. Zu dieser abschwächenden Aussage waren jedoch Frauen aus einem Nachbarort nicht bereit, die als kleine Mädchen im Grundschulalter wegen Nichtigkeiten ihre Hände ausstrecken mussten, um die Schläge des Lehrers mit der Weidengerste in die kleinen Handflächen hinzunehmen. Wenn der Verfasser und seine Mitschüler zum strophischen Aufsagen eines Gedichtes vom zwischen den Bankreihen schreitenden Lehrer hierzu am Ohrläppchen oder Haarschopf hochgezogen wurde, mag man dies heute belächeln, damals kam es einer Lichkosung im Katalog disziplinärer Maßnahmen gleich.

Während bislang die Meinung bestanden hatte, durch Körperstrafe Gutes zu bewirken, nämlich Übles im Kind austreiben zu können, so belegten nun die Vorkämpfer der Kinderpsychologie das Gegenteil: Entehrende Strafen führen zu Minderwertigkeitsgefühlen, Gedrücktheit und Verstocktheit.

Ein weiterer Gegenstand der Schulkritiker war die Person des Lehrers. In der Literatur begegnet man wiederholt dem Porträt des unsympathischen „Paukers“, jenes verknöcherten, ständig strafenden, menschlich unzulänglichen, nur auf sein Pensum bedachten Lehrers, der ohne innere Beteiligung nur seinem Amtsauftrag nachkommt.

Dank der reformpädagogischen Bewegung (Pestalozzi, Rousseau, Fröbel), die ein neues Bildungsziel nach dem Motto einfordert: Erziehung habe vom Kind auszugehen und seinem Wesen und seinem Bedürfnissen zu entsprechen, sind neue Lehrergenerationen angetreten, deren Ausbildung und Dienstausübung sich auf das wissenschaftliche Studium der kindlichen Psyche stützt.

Die Prügelstrafe hatte man amtlicherseits im 19. Jh. eingeschränkt; diese Bestimmungen wurden jedoch von den Nationalsozialisten wieder gelockert. In seinem Runderlass vom 20. Juli 1947 hat der Kultusminister des Landes Nordrhein-Westfalen festgestellt, dass für das Züchtigungsrecht des Lehrers in der

heutigen Schule kein Platz mehr ist und daher körperliche Strafen untersagt⁵².

Literatur:

- Arbeitsgruppe Diesterweg, Adolph Diesterweg, Wissen im Aufbruch, Deutscher Studien-Verlag Weinheim, 1990
- BECKER, THOMAS PAUL, Konfessionalisierung in Kurköln, Edition Röhrscheid Verlag Bonn
- DECHANGE, GÜNTER R., Heimatbuch der Stadt Siegburg, III. Band, Respublica-Verlag Siegburg
- DIESTERWEG, ADOLPH, Wissen im Aufbruch, Deutscher Studien-Verlag Weinheim, 1990
- DIETRICH, THEO, Geschichte der Pädagogik, Verlag J. Kleinhardt, Bad Heilbrunn
- DUMONT, DR. KARL THEODOR, Geschichte der Erzdiözese Köln, Bachem-Verlag Köln, 1887 (Delvos, Christian Hubert Thaddäus, Mitautor)
- HIECKEL, HANS, Die Städte und ihre Schulen, W. Kohlhammer-Verlag
- HIEGEL, EDUARD, Geschichte des Erzbistums Köln, J. P. Bachem-Verlag Köln
- KLINKHARDT, JULIUS, Zur Geschichte der Volksschule, Band II, Pädagogische Quellentexte, Verlag Klinkhardt, Bad Heilbrunn
- LOHMANN, DR. ANTON, Die medizinische Topographie des Siegburgkreises um 1825, Rheinlandia-Verlag Siegburg, 1997
- MAIRENHOLZ, ERNST G., Die Kirchen in der Gesellschaft der Bundesrepublik, Fackelträger-Verlag Hannover
- Muscion, Kulturmagazin, ABZ Verlag Zürich
- REBLE, ALBERT, Geschichte der Pädagogik, Ernst Klett-Verlag Stuttgart
- SCHEIBE, PROF. DR. WOLFGANG, Zur Geschichte der Volksschule, Verlag J. Klinkhardt, Bad Heilbrunn
- SCOTTI, Sammlung jülich-bergischer Gesetze
- Schulchronik Oberlar, Veröffentlichung des Heimat- und Geschichtsvereins Troisdorf e.V. – Heft 6
- VILTEN, DR. ANTON, Medizinische Topographie des Kreises Bonn, Herausgeber: Körschner, Dieter, Ludwig Röhrscheid-Verlag Bonn
- ZIMMERMANN, DR. WILHELM, Die Anfänge und der Aufbau des Lehrerbildungs- und Volksschulwesens am Rhein, Balduin Pöck-Verlag Köln

Übersicht der Küster in den Kirchspielen Altenrath, Bergheim und Sieglar, die gleichzeitig als Schulmeister tätig waren

(Wegen dürftiger Quellen handelt es sich um eine unvollständige Auflistung)

Altenrath

1. Fabri, N. um 1474*)
2. Schwambojn, Heinrich um 1670
3. Mohrenhofen, Johann Peter um 1700 *)
4. Wischorath, Johann Wilhelm um 1717**)

⁵² Textteile wurden der Zeitschrift: Museion – Kulturmagazin –, ABZ Verlag Zürich, entnommen.

5. Lütz, Henricus um 1720
6. Gyraths, Matthias um 1730
7. Dresbach, Fredericus um 1750 † 11. 04. 1758
„Ein Mann mit unbescholtener und ehrbarer Lebensführung, ein treuer Diener der Kirche und des Pastors“ (Nachruf des Altenrathes Pfarrrers im Sterbebuch).
8. Gyraths, Adrianus um 1760
9. Siegburg, Johann Konrad um 1800
10. Siegburg, Heinrich 1822 – 1854

Er war Küster bis 1854, die Schulstelle versah Siegburg bis 1834.

Anschließend war Ignaz Conzen Schullehrer***).

Im nördlichen Teil der Pfarre Altenrath befand sich in Schönrath eine um 1802 gegründete Winkelschule, die bis 1845 bestanden hat. Der letzte Lehrer dort hieß Pütz***).

Bergheim

1. Brungs, Ägidius † 01. 07. 1770, 60-jährig in Bergheim
2. Didi, Johann † 15. 10. 1773, 76-jährig in Bergheim
3. Thiessen, Wilhelm † 15. 02. 1776, 39-jährig in Bergheim
4. Haas, Johann * in Urfeld † 01. 12. 1800, 60-jährig in Bergheim
5. Engels, Peter Joseph * 13. 02. 1774 in Bergheim † 28. 09. 1836 in Bergheim

Die nachfolgenden Lehrer waren seminaristisch ausgebildet. Sie versahen nicht mehr nebenamtlich das Küsteramt, sondern hatten überwiegend den sonntäglichen Organistendienst zusätzlich übernommen:

Nockher, Johann Lambert * 1802 in Schwarz-Rheindorf (Sohn des dortigen Lehrers, Nockher, Johann, verheiratet mit Schwab, Margaretha). † 22. 10. 1880 in Bergheim; er war ledig.

Nockher, Johann Hilarius * 1833, verheiratet mit Moll, Gertrud aus Aflter, † 03. 09. 1900 in Bonn-Beuel. Er war als 1. Lehrer von 1855–1870 in Bergheim, anschließend Hauptlehrer in Bonn-Beuel.

Sieglar

1. Stail, Johann Adam 1617–1647 *)
2. Dorst, Heinrich † 17. 09. 1708
3. Wischerath, Johann Wilhelm um 1700
war später Küster und Lehrer in Altenrath

4. Schwartz, Johann ab 1725 † 01. 02. 1786

Die Eheleute Schwartz stifteten ein kleines Grundstück zur Erweiterung des bestehenden Schulhauses am Markt.

5. Overath, Peter Joseph * 25. 2. 1760 in Oberlar, † 16. 10. 1843 in Sieglar
6. Buchmüller, Friedrich Wilhelm um 1820 (seminaristisch ausgebildet)
7. Trier, Maximilian Bertram * 1823 in Urbach, Sohn des Lehrers Trier, Joh. Joseph in Porz, † 04. 05. 1866 in Sieglar

Zusatz: Ein Ploenes, Maximilian starb lt. Sieglarer Sterbebuch am 27. 11. 1780 in Eschmar. Der zusätzliche Eintrag des Pfarrers „pauper ludimagister (armer Lehrer) in Eschmar“ lässt vermuten, dass Ploenes Eschmarer Kinder (in einer Winkelschule?) unterrichtet hat.

Angaben zu den Elementarschulen in Spich und Troisdorf entfallen, da dort im 19. Jh. Schulvikare tätig waren und somit das Doppeltamt: Küster-Lehrer in diesem Zeitraum entfiel. Jedoch sind Troisdorfer Küster des 18. Jh. bekannt, die auch als Schulmeister tätig waren. So wird in Altenrath am 12. Mai 1706 einem Pieck, Johann, „Küster in Troisdorpf und verheiratet mit einer Anna Catharina auffm Schiefel“, ein Sohn Godhard getauft ****). Weitere Küstermamen erwähnt Rolf Müller in seiner Auflistung Troisdorfer Kirchenbediensteter ****).

*) Delvos, Christian Hubert Thaddäus, Geschichte der Erzdiözese Köln.

**) Dr. Schulte, Albert, Kirchen und Schulen der Gemeinde Sieglar.

***) Altenrathes Schulchronik.

Veröffentlichung des Heimat und Geschichtsvereins Troisdorf, Heft 10

****) Taufbuch der Pfarre Altenrath.

*****) Müller, Rolf, Geschichte der Troisdorfer Pfarreien, Respublica-Verlag Sieglar.

Bildnachweis:

- Museion – Kulturmagazin –, ABZ Verlag Zürich
- Kölnische Rundschau von 08. 08. 1989
- Wilhelm Busch, Max und Moritz, Verlag von Braun und Schneider, München
- Eigentum des Verfassers

Fast 100 Jahre Porträt Bruno Heimannsberg



Bruno Heimannsberg wurde am 31. Mai 1905 in Aachen geboren. Als Zwanzigjähriger kam er nach Troisdorf. Er wirkte als Ingenieur bei den Klöckner-Mannstaedt-Werken und baute dort die Abteilung für Technische Betriebswirtschaft auf, die er später als Oberingenieur leitete. Bis zu

seiner Pensionierung 1970 gehörte er dem Management des Unternehmens an.

Neben die berufliche Laufbahn trat die politische Arbeit.

Als Zentrumsmann wurde er 1946 in das erste Troisdorfer Gemeindeparlament nach dem Zweiten Weltkrieg berufen. Er führte das Zentrum bis zu seiner Auflösung 1960 und wechselte dann zur CDU, vertrat von 1952 bis 1960 als Vize- den Bürgermeister. Von 1960 bis 1969 berief ihn der Rat zum Vorsitzenden und Repräsentanten der Stadt.

- Heimannsberg setzte sich vehement für den Wiederaufbau nach dem Zweiten Weltkrieg ein und nahm maßgeblich Einfluss auf die Kultur- und Bildungspolitik.
- Während seiner Amtszeit blühte Troisdorf auf: 1952 Erhebung zur Stadt; tatkräftige Entwicklung eines guten Schulwesens (Bau des Gymnasiums Zum Altenforst (1961), Einrichtung der Industrie-meisterschule am Hofweiher (1966)); nicht zuletzt geht auf ihn das Schlagwort von der „schulfreundlichen Stadt“ zurück.
- die Gebietsreform, für die sich Bruno Heimannsberg schon 1953 vorausschauend einsetzte.
- Neubau des Bahnhofsgebäudes (1968).

Bruno Heimannsberg wurde Vorsitzender des Verbandes für Arbeitsstudien und Betriebsorganisation (REFA). In dieser Eigenschaft machte er Ernst mit den von REFA propagierten anzuwendenden Prinzipien der minutiösen Genauigkeit, der Ordnung und der klaren, durchrationalisierten Gliederung und versuchte, sie bei der alltäglichen

Arbeit und bei seiner politischen Tätigkeit anzuwenden.

Heimannsberg vertrat in der Gemeinnützigen Wohnungsbaugenossenschaft Troisdorf ein gesundes Wohnen für alle.

Schließlich saß er als Betriebsfachmann in Fachausschüssen der Wirtschaftsvereinigung Eisen und Stahl.

Das kirchliche Engagement

Dechant Geller würdigte 1975 in einem Info-Blatt Bruno Heimannsberg als Mitarbeiter der Mannstaedtwerke, als Politiker und als engagiertes Gemeindeglied der Gemeinde St. Hippolytus. Die Würdigung auf kirchlichem Gebiet kann hier – leicht abgewandelt – übernommen werden: „... Auch im kirchlichen Bereich öffneten sich nach dem Zusammenbruch des Hitlerregimes neue Türen und Möglichkeiten, aber auch neue Aufgaben. Auf der einen Seite ein Trümmerfeld im kulturellen-weltanschaulichen Bereich, hervorgerufen durch die ideologische Vergiftung der NS-Zeit - auf der anderen Seite die Erfahrung, wohin Atheismus und seine Diesscitigkeit den Menschen bringen kann - in die Unmenschlichkeit. Es musste im katholischen Raum alles neu aufgebaut werden; die Jugendarbeit, die zunächst an die Jugendbewegung der 20er und 30er Jahre anknüpfte, musste neue Wege suchen. Das Kolpingwerk baute seine Familie neu auf. Die Frauen mussten in ihrer Gemeinschaft der äußeren und inneren Mißachtung der Familie entgegentreten. Das Männerwerk griff die großen sozialen und christlichen Bildungsaufgaben auf. Würden sich für diese Aufgaben genügend Laien einsetzen? Bruno Heimannsberg übernahm bei der Gründung des Männerwerks 1946 diese Aufgabe als Pfarrobbmann, wurde 1947 Dekanatsobmann und Delegierter im Diözesankomitee, einem der Katholikenausschüsse der Erzdiözese Köln. Es sollte damit an die große Tradition des Gladbacher Volksvereins aus dem Anfang dieses Jahrhunderts angeknüpft werden. Wie so vieles, ist auch dieses in guten Anfängen stecken geblieben. Gerade die Aktivierung der Laien auf allen Gebieten kirch-



Tatkräftig gefördert hat Heimannsberg den Bau des Jugendzentrums und des Altenheims (links)

Bild: Ossendorf

lichen Lebens bedurfte ieiner besonderen Anstrengung. – 1949 wurde Bruno Heimannsberg in den Kirchenvorstand gewählt und gehörte ihm viele Jahre an. In diese Zeit fielen für unsere Pfarre eminent wichtige Entscheidungen: die Ausgliederung der dritten Pfarre „Maria Königin“, der Neubau der Bücherei, Kirchenneubau, die Erweiterung des Canisiushauses, der Bau der Offenen Tür, des Pfarrhauses und zuletzt der 28 Altenwohnungen am Pfarrer-Kenntemich-Platz. Mehr als 7,5 Millionen DM wurden hier investiert. Dazu gehörte eine ganze Portion Mut und Weitsicht. Wir hoffen, dass dieses soziale und

kirchliche Engagement sich lohnen wird. Aber der äußere Aufbau und Ausbau genügt nicht. Im geistigen und geistlichen Bereich musste es lebendig werden. Mit dem Konzil hatte für die Kirche eine neue Zeit begonnen. Der Gedanke des Gottesvolkes, der gemeinsamen Verantwortung aller Christen, auch in einer Pfarre, wurde immer wieder herausgestellt. Daraus wurde die Einrichtung eines Pfarrgemeinderates geboren. Aber eines hat sich bisher erwiesen: wo eine echte Aufgabe, da auch Mitwirkende. Auch hier war Bruno Heimannsberg dabei. Er leitete als Vorsitzender dieses Gremium.“

Zum Gedenken an Helmut Schulte



Wollte man für dieses 34. Troisdorfer Jahresheft, das letzte, an dem Helmut Schulte noch aktiv mitgearbeitet und es, wie all die vorherigen prägend gestaltet hat, einen Artikel über ihn und sein Lebenswerk schreiben, müsste man feststellen: Das ist im Rahmen eines Jahresheftes überhaupt nicht möglich.

Die Fülle künstlerischer, historischer, literarischer, pädagogischer Arbeiten sind in einem „Artikel“ nicht unterzubringen, zu würdigen, kritisch zu beleuchten. Vielmehr wäre er es wert, in einer eigenen Biographie sein Leben und Werk vollständig uns, den Lebenden, die ihn mehr oder weniger nah gekannt und erlebt haben, vor allem wir, die wir während 34 Jahren mit ihm die Bedeutung und den Ruf der Troisdorfer Jahreshefte gestaltet haben, den Künstler und Menschen Helmut Schulte unvergesslich zu machen. Beträgt doch allein die Zahl seiner Beiträge in den Jahresheften von 1971 bis 2003 insgesamt 71! Gleichzeitig hieße das auch, ihn für Troisdorf und seine Bewohner, ja auch für sehr viele, die sonst mit Troisdorf, seiner Geschichte und Kultur in Berührung gekommen sind und noch kommen werden, darzustellen und damit alle für Generationen zu bereichern.

Vor einigen Tagen hat ein „einfacher Mann aus dem Volke“ mir dies angetragen mit den Worten, ja mit der Aufforderung: „Die Stadt Troisdorf muss doch eine Straße nach ihm benennen! Helfen Sie dazu, dass das bald geschieht!“

Was ich hiermit Rat und Verwaltung ebenso dringend ans Herz lege.

Zwei Ehrungen – neben denen, die aus Anlass seines plötzlichen Todes in der Presse erschienen – sollen hier noch einmal wiedergegeben werden: Die eine aus der Grabrede des evangelischen Pastors i. Sonderdienst der Johanneskirche, Pastor Sven Mayer, für die er viel gearbeitet hat, die andere eine Darstellung einer Ausstellung im Bürgerhaus 1999 mit den ihm geschaffenen Kollagen unter dem Titel „An Türen

und Wänden“, mit das Eindrucksvollste, Aussagekräftigste von und über Helmut Schulte.

In all dem finden wir Helmut Schulte wieder und sein und unser geliebtes Troisdorf.

Für den Arbeitskreis
„Troisdorfer Jahreshefte“
Willy Neußer

Als am 27. Februar 2004 eine Nachricht die Runde machte, dass Helmut Schulte verstorben war, löste das überall große Betroffenheit aus – im öffentlichen Leben der Stadt Troisdorf und der Umgebung – bei Menschen aus seinem Lebensumfeld und all denen, die ihn persönlich mehr oder weniger gekannt haben. In der Zeitung erschien spontan ein Artikel, der vielen Menschen aus dem Herzen sprach – war eine Art, ein Zeichen diesem Menschen Dank zu sagen – Dank für sein vielfältiges Engagement in seiner Heimat und darüber hinaus – Dank für sein Interesse an dem Leben dieser Stadt und ihren Bewohnern – Dank für seine Lust an Geschichte und Tradition und ebenso der Veränderung und Erneuerung.

Ein Multitalent – oder vielleicht besser: ein Unikum der Stadt Troisdorf mit vielen Eigenschaften und Berufen: Redakteur, Dichter, Schriftsteller, Künstler, Kritiker, Kulturhistoriker ... um nur einige seiner Leidenschaften zu nennen, die nie nachließen – schrieb er doch z. Z. gerade wieder am Jahresheft 2004 der Stadt Troisdorf.

Wer steckte hinter diesem öffentlichen Menschen? – Erste Eindrücke bekommt man vielleicht, wenn man sich sein Leben einmal näher vor Augen hält:

Aufgewachsen ist er in den Zeiten, in denen man sich hier in Troisdorf verstecken musste, weil Troisdorf mit seinem Bahnhof und der Industrie vor Ort Ziel

von vielen Luftangriffen war. Er hat in dieser Zeit Schulkameraden sterben sehen – und musste lernen, mit Entbehrungen zurecht zu kommen – und das Kleine, Bescheidene zu schätzen. Den Wiederaufbau seiner Stadt hat er leibhaftig miterlebt, interessiert beobachtet und im Rahmen seiner Möglichkeiten daran mitgewirkt.

Helmut Schulte war schon in jungen Jahren ein Mensch, der sich in vielen Wissensgebieten auskannte. Sein breit gefächertes Interesse schlug sich in seinen Studienfächern nieder: Ein fast komplettes Jurastudium hat er absolviert, zudem noch Pädagogik und Theologie studiert und schließlich noch Kunst und Theaterwissenschaften. Am Ende hat er den Beruf des Lehrers eingeschlagen und ausgeübt – zunächst im Raum Aachen, dann wieder hier in Troisdorf, Siegburg und Bonn.

Privat war Schulte ein Mensch, auf den man sich verlassen konnte – verbindlich, ehrlich, natürlich. Genau das hat er auch von anderen erwartet. Vielleicht war er manchmal ein bisschen sehr verbindlich und damit immer schnell sehr nahe ... aber das hatte auch seine guten Seiten.

Nach seinem Berufsleben – beendet durch eine Herzkrankheit – widmete er sich stärker seinen künstlerischen und kulturellen Interessen: Dem Schreiben, Dokumentieren, Fotografieren, dem Erstellen von Tagesprotokollen aus dem Leben der Innenstadt. Man sah es ihm nicht an – aber in den letzten Jahren wurde er körperlich schwächer – die von ihm angebotenen, sehr beliebten und stark frequentierten Stadtrundgänge durch Troisdorf waren ihm wichtig, wurden ihm aber immer schwerer. Sein Tagesablauf in der letzten Zeit wurde durch seine Krankheit eingeschränkt und war die letzten Monate immer gleich: Lange schlafen, aufstehen, der tägliche Gang ins Café, nach Hause zum Essen. Gegen Abend musste er noch mal raus – ins Stadtbild:

Hören, Ideen sammeln, Impulse ... und dann wieder schreiben, am Computer ... ein neues Buch, ein neuer Artikel; eine neue Idee zu Papier bringen.

Der Tod von Helmut Schulte hinterlässt für Troisdorf und für die Familie große Lücken.

Was wird jetzt passieren? Rücken wir enger zusammen und stehen dichter beieinander – oder werden gewisse Dinge mit dem Tod von Helmut Schulte einfach zu Ende sein?

Sein Bestreben war immer, für die Stadt das Beste zu tun – mögen die nach ihm dasselbe tun!

Für die ihm zubemessene Lebensspanne hat Helmut Schulte viel tun können – Gott sei Dank dafür!

... aus der Beerdigungsansprache von

Pastor Sven Mayer

Pastor i. Sonderdienst an der Johanneskirche

An Türen und Wänden

Helmut Schulte

Jahrgang 1934. Studium: Jura, Theaterwissenschaften, Theologie und Pädagogik – Privatschüler von Prof. Herm. Dienz und Grete Schlegel. Künstlerische Arbeiten seit 1953. Besondere Schwerpunkte: Porträt und abstrakte Form- und Farbkompositionen.

Erste Ausstellung im Juli 1957 an der Universität Köln. Gründung einer Studenten-Künstler-Gemeinschaft mit Ungerechts und Warszak an der Pädagogischen Hochschule Bonn. Ausstellung im Juni 1960. Intensive künstlerische Aktivität am ersten Dienort (Linnich). 1962 Ausstellung im Evangelischen Gemeindezentrum Linnich mit Lennarz, Blech, Pomeranke-Kraskop und Hack. 1969 Anschluss an die Troisdorfer ‚Sezession‘ (Meuser, Frey, Reisdorff, Zinken). Ausstellungen im Foyer des KGS Troisdorf, Schloßstraße. 1971. Ausstellung im Rathaus Sieglar (Sezession mit Sanaa Heshmat, Kairo). Vorstellung der ‚Sezession‘ im ersten Troisdorfer Jahresheft 1972. Ausstellung im Rathaus Sieglar (Sezession mit Fr. Drenk, Brühl, Fr. Müller, Troisdorf, Lazlo Perhass, Ungarn, Der Eichner, St. Augustin, Prof. Neuenhausen, Braunschweig). Ausstellungen in Rupperath, Köln/Kunstmarkt, Troisdorf/Bürgerhaus/Stadtwerke/Remise, Lülsdorf/Alter Turm, Sieglar/Raiffeisen-Bank.

Schwerpunktverlagerung auf Fotografie, Grafik und Layout (Gestaltung von Hefreihen und Büchern. Daneben zahlreiche kunstgeschichtliche Referate. Rückkehr zu Malerei und Collage in den 90er Jahren.

Seit 1993 entstanden über 300 Collagen und Objekte in einer neuen Technik, z. T. Fotografie und Collage verbindend und ca. 10 000 Fotografien. Anliegen: Von Anfang an steht der Mensch, mit seiner Einbindung in die oder seinem Kampf mit der Natur, mit seiner politischen, gesellschaftlichen und persönlichen Problematik im Mittelpunkt.

Es gibt mehrere Möglichkeiten des Vorgehens:

1. Eine Problematik ist nicht aus dem Kopf zu bekommen – sie wird in surreale Geschichten sublimiert.
2. Eine Farb- oder/und Formstruktur reizt zur Auseinandersetzung und findet ein Zueinander in einer Neuschöpfung.
3. Eine bestimmte Gefühlslage lässt zu bestimmten Formen und Farben greifen und in einer Bildgeschichte ihren Ausdruck finden.

Material: Eigene Fotos und Bilddrucke aus art, Geo, Fotografie, Foto Magazin, Max und Foto-Bildbänden und Holz, Leder, Metall-Abfälle.

Bei den Fotos ‚An Türen und Wänden‘ wird durch Ausschnittwahl Struktur und Farbkomposition vorhandener Objekte subjektiv gesteuert.

Bücher- und Zeitschriftenschau

(Stand: Juli 2004)

Paul Henseler

Bücher

Karl Josef Bollenbach
Neue Kirchen im Erzbistum Köln 1955–1995
(Hsg. Erzbistum Köln, Abt. Bau-, Kunst- und Denkmalpflege)
Köln, 1995 (2 Bände)

Bereits 1951 erschien unter dem Titel *Rheinische Kirchen im Wiederaufbau* eine Übersicht über den Stand der Wiederherstellungsarbeiten von kriegszerstörten Kirchen im Erzbistum Köln, angereichert mit kurzgefassten Forschungsergebnissen von Ausgrabungen im Zusammenhang mit dem Wiederaufbau. Im Jahre 1957 gab dann Dombaumeister Willy Weyres in einer Broschüre unter dem Titel *Neue Kirchen im Erzbistum Köln 1945–1956* einen Überblick über den Umfang der kirchlichen Bautätigkeit im Erzbistum Köln nach dem Kriege und über die Entwicklung der neueren kirchlichen Baukunst in der Erzdiözese bis zum Zweiten Weltkrieg. Der Katalog der neuen Kirchen endet mit dem Jahre 1955.

Hieran schließt sich das zweibändige Werk von Karl Josef Bollenbach an, das einen Überblick über die Bautätigkeit in einer wirtschaftlichen Blütezeit gibt. Aus dem rechtsrheinischen Teil des Rhein-Sieg-Kreises werden Kirchenneubauten in Bad Honnef-Selhof, Niederkassel-Lülsdorf und Niederkassel-Ranzel, Ruppichterath-Winterscheid, Sankt Augustin-Buisdorf, Sankt Augustin-Hangelar, Sankt Augustin-Niederpleis, Siegburg-Braschoß, Siegburg-Kaldauen, Siegburg-Stallberg und Siegburg-Zange, sowie in Troisdorf-Friedrich-Wilhelms-Hütte und Troisdorf-Bergheim-Mülleken vorgestellt. Es handelt sich für Lokalhistoriker um eine Fundgrube, die man nicht übersehen sollte.

Heinrich Brodeßer (Bearb.)
Bergheimer Geschichte und Geschichten
Ein Streifzug durch die beiden letzten Jahrhunderte

Das Kriegstagebuch der Josefine Mundorf
Die letzten Kriegsmonate in Bergheim an der Sieg
Wasserversorgung in alter Zeit

Die Berggasser Pumpengesellschaft in Bergheim
(Schriftenreihe des Archivs der Stadt Troisdorf
Nr. 18)
Troisdorf, 2003

Dieses Heft vereinigt drei Arbeiten verschiedenster Provenienz. Die erste Arbeit beschreibt das Vorspiel zu einer *neuen Zeit* und führt uns Ereignisse des beginnenden 19. Jahrhunderts vor, welche die Menschen an der unteren Sieg nachhaltig bewegt haben, aber auch das Leben auf den Dorf und die dort herrschenden sozialen Verhältnisse.

Das *Kriegstagebuch der Josefine Mundorf* schildert aus dem unmittelbaren Erleben heraus die letzten Monate des Zweiten Weltkrieges in Bergheim an der Sieg und ist eine wertvolle Ergänzung zu den Publikationen von Albert Schulte über die Ereignisse an der Südfront des Ruhrkessels im März/April 1945 auf deutscher und amerikanischer Seite.

Die dritte Arbeit stellt uns die Wasserversorgung in Troisdorf-Bergheim zu einer Zeit vor, als es noch keine Wasserleitung gab und das Wasser für den Haushalt und für das Vieh mühsam aus Brunnen geschöpft oder mittels Handpumpen hochgeholt werden musste.

Klaus Bühne
Die Geschichte der Post im Raume Hennef
Ein Streifzug durch die lokale Postgeschichte mit Belegen der Sammlung Johannes Görgens Hennef (Selbstverlag des Verfassers), 2003

Die hier angezeigte Arbeit behandelt die Nachrichtenübermittlung in einem eng begrenzten Gebiet, dem Raum Hennef und Uckerath, das seit Anfang des 17. Jahrhunderts Durchgangsgebiet für Handel und Verkehr im rechtsrheinischen Raum war. Sie berücksichtigt auch das Wirken der Deutschen Post AG ab 1995. Die Ausarbeitung, der man anmerkt, daß sie von einem Philatelisten und nicht von einem Post-Historiker verfasst wurde, ist reich mit Abbildungen, Karten, Postbelegen und Stempelabdrucken versehen, was ihren historischen Wert für die Nachwelt ausmacht.

Matthias Dederichs

80 Jahre und mehr

Deutsches Rotes Kreuz, Ortsverein Troisdorf e.V.

(Hsg. DRK Ortsverein Troisdorf e.V.)

o. O. u. J. (Troisdorf, 2003)

In dieser Schrift wird die ehrenamtliche Arbeit der Mitglieder und die 80jährige Geschichte des Deutschen Roten Kreuzes in Troisdorf vorgestellt, deren Wurzeln in den Sanitätskolonnen der örtlichen Industrierwerke zu finden sind. Die Chronik soll die Erinnerung an zahlreiche Mitglieder wach halten, die am Erfolg dieser Institution mitgewirkt haben, zugleich aber auch ein Dank an die sein, die unentgeltlich Hilfe leisten, und möglichst vielen Mitbürgern von Troisdorf die Rote-Kreuz-Bewegung nahe bringen.

Jörg Engelbrecht u. a. (Hsg.)

Rheingold. Menschen und Mentalitäten im Rheinland

Eine Landeskunde

Köln/Weimar/Wien, 2003

Dieser Sammelband betrachtet die ehemalige preußische Rheinprovinz unter dem Gesichtspunkt, was das besondere Charakteristikum des *Rheinischen* ist, wodurch dem Leser ein neuer, anders gearteter Zugang zu dem Thema eröffnet wird.

Jörg Engelbrecht untersucht die Struktur und Identität des Nordrheinlandes und seiner Menschen unter dem Gesichtspunkt *Das Rheinland und die Rheinländer* und befasst sich dann mit der Geschichte des Rheines und seiner Wahrnehmung. Der Wirtschaftsraum nördliches Rheinland und seine geographischen Grundlagen sind das Thema der Arbeit von Heinz Günter Steinberg, an die sich eine Betrachtung von Bernd A. Rusinek über *Rheinische Institutionen* anschließt. Walter Rummel behandelt die Frömmigkeit im Rheinland zwischen Spätantike und Postmoderne. Georg Mölich skizziert *Mythen und Symbole am Rhein* und Wolfgang Herborn befasst sich mit *Städte am Rhein* und den Aspekten ihrer Geschichte. Im Ganzen gesehen eine flott geschriebene Anthologie, die man mit Genuss und Gewinn zu lesen vermag.

Jörg Engelbrecht

Karl Theodors Reisen im Bergischen Land

Ein Beitrag zur Verkehrsgeschichte des 18. Jahrhunderts

in: *Romerike Berge*, 53, 2003, Heft 2, Seite 2–10

Kurfürst Karl Theodor hat sich während seiner Regierungszeit viermal in den *Niedereren Landen* seines Herrschaftsgebietes, den Herzogtümern Jülich

und Berg, aufgehalten. Seine Reisen von 1746/47, 1755, 1767 und 1785 sind jedoch unterschiedlich dokumentiert. Der Verfasser befasst sich in seinem Aufsatz mit *fürstlichen Reisen* im allgemeinen und den Verkehrsverhältnissen im Herzogtum Berg. Die Reiserouten richteten sich im wesentlichen nach den Erfordernissen der Regierungsgeschäfte und waren weniger von touristischen Motiven bestimmt. Fortbewegungsmittel waren das Schiff und die Kutsche, deren Fahrkomfort im 18. Jahrhundert wesentlich verbessert worden war. Der Kurfürst zeigte sich der Wirtschaft seines Herzogtums gegenüber aufgeschlossen, indem er auf seinen Rundreisen alle wichtigen Gewerbeorte besuchte. Hierbei wurde er mit dem drängenden Problem der mangelhaften Straßenzustände konfrontiert. Auf seine Initiative kam es in den folgenden Jahren verstärkt zum Bau von gepflasterten Chausseen. Sind wir über die erste Reise des Kurfürsten gut unterrichtet, so liegen die drei anderen Aufenthalte weitgehend im Dunkeln, so dass wir den Zweck lediglich an den späteren Ergebnissen erkennen können. Dazu gehört vor allem der Neubau von Schloss Benrath und die Errichtung eines neuen Stadtteils von Düsseldorf. Nicht nur die Förderung der Wirtschaft lag dem Herrscher am Herzen, sondern auch die von Kunst und Kultur. Er bescherte dem Herzogtum Berg die längste Friedensperiode und damit dem Land eine Blütezeit.

Friedrich Haarhaus/Paul Schmid/Herbert Heinen
Neunkirchen-Seelscheid in alten Ansichten

(Reihe Archivbilder)

Erfurt/Sutton-Verlag, 2003

Ein weiterer Bildband über Neunkirchen-Seelscheid dokumentiert auf 126 Seiten Gemeindegeschichte mit 224 bisher unveröffentlichten Bildern, die von den Anfangstagen der Fotografie bis in die 70er Jahr des 20. Jahrhunderts reichen. Die Fotos sind, jeweils getrennt für Neunkirchen und für Seelscheid, nach Themenkreisen geordnet und stellen so eine Ergänzung der Bilddokumentationen in den Heimatblättern Neunkirchen-Seelscheid dar.

Elmar Heinen

Das Siebengebirge. Naturschutzgebiet und Kulturlandschaft

in: *Rheinische Heimatpflege* 41, 2004/1, Seite 1–24

Der Verfasser gibt einen kurzgefassten Überblick über die Kultur- und Naturlandschaft des Siebengebirges, über die Eingriffe des Menschen vom Altertum über das Mittelalter bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts, sowie den Strukturwandel im Zeitalter der Industriali-

sierung. Umwälzend war die Entwicklung dieser Landschaft, als Bonn Bundeshauptstadt der Bundesrepublik Deutschland wurde, und sie ist auch heute noch nicht abgeschlossen, nachdem der Regierungssitz von Bonn nach Berlin verlegt wurde. Eine Übersicht über Sicherungs- und Pflegemaßnahmen sowie rechtliche Regelungen im Natur- und Landschaftsschutz schließen diese informative Arbeit ab.

Norbert Heinen (Hsg.)

Klosterlandschaft Rheinland

(Hsg. Rheinischer Verein für Denkmalpflege und Landschaftsschutz)
Köln, 2003

Dieser aufwändige und trotzdem handliche *Klosterführer* stellt auf 376 Seiten geschichtsträchtige, kunsthistorisch interessante und besuchenswerte Anlagen zwischen Trier und dem Niederrhein vor. Die Autoren beschränken sich nicht auf eine Objektbeschreibung und eine kurze Darstellung der Entstehungsgeschichte der Klosteranlagen, sondern geben auch weitere Informationen über den Ort, seine Erreichbarkeit und seine Schenswürdigkeiten. Aus dem Rhein-Sieg-Kreis ist lediglich die frühere Kloster-, jetzige Pfarrkirche St. Agnes, in Eitorf-Merten vertreten.

W. Günter Henseler/Andrea Korte-Böger/Elisabeth Sommer

Protokolle des Siegburger Schöffengerichts Band 2

Gerichtsverhandlungen vom Juli 1530 bis und vollendet 1538 am Samstag nach Epiphania
Siegburg (Rheinlandia-Verlag), 2003

Nach Band 1 der Protokolle des Siegburger Schöffengerichts ist nunmehr der zweite Band dieser Protokolle erschienen, deren Eintragungen den Zeitraum von 1530 bis zum Dreikönigstag 1538 umfassen und damit zeitlich vor denen des ersten Bandes liegen. Dem Text der Übertragung ist jeweils ein Regest des Schöffenspruchs vorangestellt. Der Inhalt der Eintragungen wird durch einen Personen-, Orts- und Sachindex erschlossen, was die Arbeit des Heimatforschers erleichtert, der jedoch, wie Stichproben ergaben, mit Vorsicht zu benutzen ist.

Peter Honnen

Kappes, Knies und Klügel

Regionalwörterbuch des Rheinlands
(Hsg. Landschaftsverband Rheinland, Amt für Rheinische Landeskunde)
Köln (Greven-Verlag), 2003

Der Autor hat bei der Suche nach dem aussterbenden Dialekt im Rheinland den *Regiolekt* entdeckt, d. h. beim Gebrauch der hochdeutschen Sprache werden immer stärker regionale Dialektwörter eingebracht. Blättert man dieses Lexikon durch, merkt man als Rheinländer schnell, daß man selbst vom Regiolekt nicht weit entfernt ist. Honnens Arbeit ist ein eindrucksvolles Beispiel für die Veränderungen unserer Sprache, aber auch vom Leben unserer Umgangssprache aus der Vergangenheit.

Georg Kern/Heinrich Brodeßer (Bearb.)

Der ganze Leben auf der Straße

Lebensbild der Straße *Im Kirchtal* zwischen Sieglar und Eschmar.

Die L 332 – Die Fußfälle – Das Kirchtal

(Schriftenreihe des Archivs der Stadt Troisdorf, Nr. 19)

Troisdorf, Dezember 2003

Auf 61 Seiten stellen die Autoren dieser Monographie die Erschließung des *Balkan*, jener verkehrsmäßig im Abseits liegenden Ortschaften Eschmar, Müllkofen und Bergheim/Sieg durch die heutige Kreisstraße 332 in Wort und vor allem im Bild vor.

Karl Josef Klöhe

Kaiserwetter am Siebengebirge

Königswinter (Selbstverlag des Verfassers), 2003

Schon wieder ein Buch über das Siebengebirge, doch dieses beschäftigt sich – im Gegensatz zu den meisten Publikationen, die meistens nur Details dieser Kulturlandschaft behandeln – mit der ganzen Region. Auf 180 Seiten mit 450 Bildern aus dem umfassenden Archiv des Verfassers erfährt der Leser viel über die Geschichte dieser Landschaft, findet aber auch spannende Geschichten. In acht Kapiteln wird der Zeitraum von 1870 bis 1918 behandelt und mit Bildern vom Leben auf und am Rhein, von der Arbeit der Winzer und von der Industrie illustriert.

Hanns Peter Neuheuser

Universalkirche und Ortsgemeinde.

Interdisziplinäre Facetten einer rheinischen Meßbuchlandschaft

in: *Rheinische Heimatpflege*, 40, 2003/04, Seite 247–265

Dieser Aufsatz befasst sich mit dem handschriftlichen Missale im Archiv der Pfarre St. Remigius zu Königswinter und seinem Bezug zur Ortsgeschichte. In der Ortstradition wird es als *Drachenfels-Missale*

bezeichnet, was sich aus Einträgen im Kalender der Handschrift ergibt und die Verwendung beim Gottesdienst in der Kapelle auf Burg Drachenfels oder an einem Altar in Kirchen, an denen die Familie der Burggrafen vom Drachenfels Rechte hatte, schließen lässt. Die Entstehung des Missales wird um 1200 angesetzt und ist über seine liturgische Zweckbestimmung hinaus eine wertvolle Quelle zur Orts- und Regionalgeschichte.

Harald Patzke

Die Grube Silberhardt

Gummersbach (Martina Galunder-Verlag), 2003

Der Verfasser liefert mit seiner Arbeit über den Silberbergbau im Windecker Land einen weiteren Mosaikstein für eine Geschichte des Bergbaus im Bergischen Land. Nicht nur Legenden vom Entstehen des Erzbergbaus im Bereich von Windeck, sondern handfeste, auf Quellenmaterial beruhende Bergbaugeschichte bietet die 64seitige Schrift zur Eröffnung des Besucherbergwerks *Grube Silberhardt*, ergänzt durch Beschreibungen der Schürfabläufe und der Erläuterung von Fachbegriffen aus dem Bergbau. Dazu schildert der Autor die Wiederbelebung des Bergwerks und die Einrichtung des Montan-Wanderweges in den vergangenen Jahren.

Josef Schnabel/Reinhold Hippchen/Dieter Est (Verf.)

Bildband Niederkassel

Reihe Archivbilder

Erfurt (Sutton-Verlag), 2003

Ein weiterer Bildband bietet Stadtansichten, Szenen aus der Arbeitswelt und dem Vereinsleben der heutigen Stadt Niederkassel zwischen 1930 und der Gegenwart und dokumentiert – wie so viele in dieser Reihe Archivbilder – das Leben in einem Gemeinwesen zum Ausgang des 20. Jahrhunderts, das durch die Nähe der Hauptstadt der ehemaligen Bonner Republik groß geworden ist.

Raimund Weiffen

Glocken und Geläute im Oberbergischen

Nümbrecht-Elsenroth (Martina Galunder-Verlag), 2003

Nach der umfangreichen Dokumentation der *Glocken im Rhein-Sieg-Kreis* in den Heimatblättern des Rhein-Sieg-Kreises und den Troisdorfer Jahreshften von Matthias Dederichs legt nunmehr der Dattenfelder Raimund Weiffen eine Übersicht über die Kirchenglocken im Windecker Ländchen vor und

ergänzt nunmehr die Übersicht von Dederichs. Damit liegt nunmehr eine vollständige Dokumentation der Kirchenglocken im Rhein-Sieg-Kreis vor. Die Publikation beschreibt nicht nur die Klangeigenschaften der Glocken, sondern auch ihre technischen und kunstgeschichtlichen Merkmale wie Gewicht, Größe, Material, Gußjahr, Inschriften und Ornamente. Es wäre wünschenswert, wenn Dederichs Dokumentation und der Teil der Arbeit von Weiffen über die Glocken im Windecker Ländchen als einheitliche Publikation unter dem Titel *Glocken und Geläute im Rhein-Sieg-Kreis* veröffentlicht würde.

Theo Winterscheid

Als die Post vor 80 Jahren aufs Wasser ging

Passiver Widerstand der Post an Rhein und Mosel im Jahre 1923

in: Das Archiv. Post- und Telekommunikationsgeschichte,

Heft 3/2003, Seite 75–77

Im Januar 1923 hatten französische und belgische Besatzungstruppen völkerrechtswidrig Teile des Ruhrgebiets besetzt. Die Folge war, dass die Reichsregierung die Behörden im Rheinland zum passiven Widerstand gegen Anordnungen der Besatzungsmächte aufrief. Die Reichspostverwaltung benutzte auf Grund dieser Anordnung nicht mehr die sog. *Regiezüge* für die Postbeförderung, sondern verlagerte diese Aufgabe auf die Rheinschiffahrt. Die *Köln-Düsseldorfer-Rheinschiffahrt* übernahm den Postbeförderungsdienst der bisherigen Bahnposten zunächst zwischen Köln und Biebrich, später bis Ludwigshafen und ab April 1923 von Köln bis Uerdingen, später bis Xanten. Der Verfasser beschreibt die Arbeitsabläufe auf den Rheindampfern, nennt die benutzten Schiffe und stellt ein kurzes Kapitel rheinischer Verkehrsgeschichte in der Weimarer Zeit vor.

Lothar Wirths

Alten Ortsnamen auf der Spur

Neuere Siedlungs- und sprachgeschichtliche Aspekte zur Ortsnamenforschung zwischen Sieg und Agger

Nümbrecht (Martina Galunder-Verlag), 2003

Wer sich für die Herkunft unserer Ortsnamen interessiert, dem kann diese schmale Broschüre im DIN A 4-Format nur empfohlen werden. Der Verfasser führt in diese schwierige Materie umfassend ein, wägt Für und Wider der verschiedenen Theorien und übt mitunter harte Kritik an einzelnen Ableitungen. Mit den Thesen von Heinrich Dittmaier in seiner Arbeit *Siedlungsnamen und Siedlungsgeschichte des*

Bergischen Landes (ZBGV 74.1956), die schon bei vielen Heimatforschern zu falschen Schlussfolgerungen geführt haben, setzt er sich besonders kritisch auseinander. Der Verfasser vertritt die Auffassung, dass die Namen vieler Orte auch auf Grund der Lagequalität, der ursprünglichen Natur- und Kultursituation sowie des lokalen Dialekts zu erklären sind. Vielfach aber genügt dies nicht, sondern man muss auch auf die aktuelle Fachliteratur zurückgreifen. (*Romerike Berge*, 53, 2003/04, Seite 37)

Kreisstadt Siegburg (Hsg.)

Steine und Erde. Der Jüdische Friedhof in Siegburg

(Zeugnisse jüdischer Kultur im Rhein-Sieg-Kreis, Band 1)

Siegburg (Rheinlandia-Verlag), 2004

In einem repräsentativen Band ist nunmehr ein fast vergessenes Stück Siegburger Geschichte aufgearbeitet worden: Die Geschichte der Juden in Siegburg und deren Friedhof an der Heinrichstraße. Ausgewiesene Kenner der Materie wie Heinrich Linn befassen sich mit der *Geschichte der Juden in Siegburg im Lichte der neueren Forschung* und Dan Bondy mit dem *Friedhof, den Grabmälern und den Inschriften*, besonders aber mit einem Grabstein, der bisher als der älteste galt. Schwerpunkt des Buches ist der von Bernhard Böger, Dan Bondy, Andrea Korte-Böger, Frank Woringen und Hans-Georg Wulf erstellte Katalog der Grabsteine. Ergänzt wird der Katalog von einer Dokumentation dieses Friedhofs, der mit zu den ältesten im Rheinland gehört, einer Typologie der Grabsteine, von Beobachtungen zur Mineralogie und zur Kulturgeschichte der Grabdenkmäler, sowie der Suche nach Glasscherben von zerstörten Glasplatten. Vier Indices erschließen chronologisch den Namenbestand und die Ortsnamen auf den Grabsteinen; ein Kurzinventar behandelt alle vorhandenen Grabsteine. Die Kreisarchivarin, Frau Dr. Claudia Maria Arndt gibt zum Schluss Aufschluss über Zeugnisse jüdischer Kultur im Rhein-Sieg-Kreis.

Festschriften

Katholische Grundschule Sankt Augustin-Buisdorf (Hsg.)

100 Jahre Schule Buisdorf

Festschrift zum 100jährigen Bestehen der Schule Buisdorf

Sankt Augustin-Buisdorf, 2003

Eine Festschrift zum Jubiläum einer Schule, die nur durch den Fehler in der Sütterlin-Schreibweise des

Ortsnamens aus dem Rahmen fällt. Neben den üblichen Grußworten werden der Lehrkörper, die Schulleiter und das Bauwerk *Schule Buisdorf* vorgestellt. Die Auszüge aus der Schulchronik hat Herr Johannes Hallberg in unser heutiges Deutsch transkribiert. Auch bei der Schilderung der Geburtstagsfahrt nach Kommern am 1. April 2003 fällt beim Text in Sütterlin-Schrift ebenfalls auf, dass am Wortschluss ein langes „s“ statt des richtigen runden „s“ steht.

Bezirksverband Rhein-Sieg der Historischen Deutschen Schützenbruderschaften

Festschrift

75 Jahre Bezirksverband Rhein-Sieg im Bund der Historischen Deutschen Schützenbruderschaften e.V.

1928–2003

o. O. u. J. (Siegburg, 2003)

Schützenbruderschaften als kirchliche Zusammenschlüsse haben im Rheinland eine lange Tradition und gehen zum Teil bis in die Mitte des 14. Jahrhunderts zurück. Ihr Wahlspruch *Für Glaube, Sitte, Heimat* beinhaltet ihr Wesen als Bruderschaft, die sich nicht nur dem Schießsport widmet, sondern auch gegenseitige Solidarität und soziales Engagement im Blick hat. 1928 wurde in Köln die *Erzbruderschaften des III. Sebastianus* als Dachverband gegründet. Der Bezirksverband Rhein.Sieg, hervorgegangen aus einer Interessengemeinschaft Bezirk Sieg, kann daher auf 75 Jahre Bestehen zurückblicken. Die aus diesem Anlass herausgegebene Festschrift gibt nicht nur einen geschichtlichen Überblick über den Bezirksverband, sondern stellt in einer statistischen Übersicht die Mitgliedervereine nach Gründungsdaten und Mitgliederzahlen vor. Ferner finden sich Listen mit den Namen der Bezirks-, Diözesan- und Bundeskönige, der Bezirks-Jungschützen-Prinzen (prinzessinnen), der Bezirks-Schüler-Prinzen/Prinzessinnen sowie der Träger der Dr. Konrad Adenauer-Kette.

Societas Verbi Divini. Gesellschaft des Göttlichen Wortes (Steyler Missionare) Rom (Hsg.)

Arnold Janssen. Ein Leben im Dienste der Weltkirche

Nettetal o. J. (2003)

Aus Anlass der Heiligsprechung von Arnold Janssen am 5. Oktober 2003 haben die Steyler Missionare, wie sie im Volksmund genannt werden, eine kleine Schrift über das Leben des Ordensgründers und seines Lebenswerkes herausgebracht, die zugleich eine Bilanz der Arbeit der Gesellschaft vom Göttlichen

Wort vorstellt, die nicht nur Verkündigung des Evangeliums war und ist, sondern von Anfang an auch Entwicklungshilfe zu einer Zeit, als dieser Begriff noch nicht aktuell war.

Spielverein Menden 1912 e.V. (Hsg.)

Festschrift zum 30jährigen Bestehen der Sportwoche Menden vom 31. Juli 2003 bis 10. August 2003

Alfred Hupperich – Gedächtnisturnier
o. O. u. J. (Sankt Augustin-Menden, 2003)

Nachdem der Spielverein Menden 1912 e.V. im Jahre 2002 sein 90jähriges Bestehen feiern konnte, sieht er 2003 auf 30 Jahre Sportwoche zurück, die maßgebend durch den verstorbenen Alfred Hupperich geprägt wurden. Die aus diesem Anlass herausgegebene Festschrift stellt zunächst die teilnehmenden Mannschaften vor, gibt einen Überblick über die Tätigkeit der einzelnen Mannschaften und präsentiert den amtierenden Vorstand. Den Abschluss der Festschrift bildet eine kurze Geschichte der *Sportwoche Menden*.

Sankt Sebastianus-Schützenbruderschaft Menden 1642 e.V./

1. Jugend-Tambour-Corps Sankt Augustin *Blau-Weiß Menden* 1974 e.V. (Hsg.)

**Gemeinsame Festschrift
aus Anlass des Diözesanjugenschützentages 2004
der Sankt Sebastianus-Schützenbruderschaft
Menden 1642 e.V.
und des 2. Sankt Augustiner Musikfestes zum
30jährigen Bestehen des 1. Jugend-Tambour-
Corps Sankt Augustin *Blau-Weiß Menden* 1974
e.V.**

Menden, 27. Juni 2004

Neben den üblichen Grußworten bietet diese Festschrift eine Chronik der Sankt Sebastianus-Schützenbruderschaft Menden, eine Geschichte des 1. Jugend-Tambour-Corps Menden, vor allem aber eine kurzgefasste aber gut fundierte Geschichte des Ortsteils Menden der Stadt Sankt Augustin.

Stadt Troisdorf

Schnelle Züge sausen durch Troisdorf

Der Bau der ICE-Strecke im Stadtgebiet mit der Kamera begleitet vom Fotoclub Troisdorf (DVF) Troisdorf, 2003

Anlass dieser Publikation war die Aufnahme des Probebetriebs auf der neu erbauten ICE-Strecke

Köln–Frankfurt/Main. Nach einer kurzen Übersicht über die Troisdorfer Eisenbahngeschichte, werden Planung, Bau und Inbetriebnahme der Strecke im Bereich des Stadtgebiets Troisdorf in Wort und zahlreichen Fotos vorgestellt. Zur fotografischen Darstellung, vor allem zur Zusammenstellung des Bildmaterials, kann man sowohl aus der Sicht des Historikers wie des Ästheten geteilter Meinung sein.

Stadtwerke Troisdorf GmbH (Hsg.)

Stadtwerke Troisdorf 1903–2003

100 Jahre voller Energie

Festschrift

Troisdorf o. J. (2003)

Was für Troisdorf vor 100 Jahren ein großer zivilisatorischer Fortschritt war, ist heute selbstverständlicher Bestandteil des Alltags: Fließendes Wasser, Wärmequelle Gas, Strom aus der Steckdose. Die Stadtwerke Troisdorf haben als Versorgungsunternehmen Stadtgeschichte geschrieben. Dies stellt diese Festschrift zum 100jährigen Bestehen vor, vom Wasserverwerk an der Agger im Jahre 1903 über die *Gasbereitung- und Gasbewahrungsanstalt*, ebenfalls 1903, bis zur Expansion in den 50er Jahren. Dazwischen liegt die Kriegszeit, die den Verkehrsknotenpunkt Troisdorf hart traf. Hinzu kam Ende der 80er Jahre die Stromversorgung, was zur Umwandlung des bisherigen kommunalen Eigenbetriebs *Stadtwerke* in ein eigenständiges Wirtschaftsunternehmen führte. Eine spannend geschriebene, informative Festschrift über Selbstverständlichkeiten im kommunalen Alltag.

Zeitschriften

Rhein-Sieg-Kreis (Hsg.)

Jahrbuch des Rhein-Sieg-Kreis 2004

Siegburg (Rheinlandia-Verlag); 2004

Das Schema dieser Publikation folgt dem bewährten Muster: Landschaft und Natur, Geschichte und Geschichten, Leben und Kultur, Wirtschaft und Industrie sowie der Chronik über das Jahresgeschehen im Kreis. Zeichnungen und Fotos sind, wie immer, bestechend schön, als Dokument jedoch wertlos, weil vielfach die erklärende oder topographische Erläuterung fehlt. Die Schrift des Textes ist, wenn mit Fotos oder Zeichnungen unterlegt, mitunter kaum lesbar und ermüdet den Betrachter. Das Jahrbuch mag zwar an künstlerischer Qualität gewonnen haben, als informatives Jahrbuch, das den Rhein-Sieg-Kreis repräsentieren soll, hat es, gemessen an vergleichbaren Publikationen, an Wert verlor-

ren. Das inhaltliche Konzept sollte grundlegend überdacht werden.

Geschichts- und Altertumsverein für Siegburg und den Rhein-Sieg-Kreis e.V. (Hsg.)

Heimatblätter des Rhein-Sieg-Kreises

71. Jahrgang 2003

Es handelt sich um das Jubiläumshft zum 100jährigen Bestehen dieses Geschichtsvereins, doch ein großer Wurf ist dabei nicht gelungen. Die Grußworte des Bürgermeisters der Stadt Siegburg und des Landrats des Rhein-Sieg-Kreises leiten das Hft ein. Die Stadtarchivarin berichtet über die Gründung des Vereins und Jens Kröger gibt einen Überblick über 100 Jahre Geschichts- und Altertumsverein. Gerd Fischer erinnert an gemeinsame Wurzeln und Ziele des Siegburger Stadtmuseums und des Vereins. Wolfgang Herborn und Helmut Fischer befassen sich in ihrem Aufsatz mit der Geschichte der *Heimatblätter des Rhein-Sieg-Kreises* sowie deren Programm, Gestaltung und Wirkung. Weitere Themen des Hftes sind *Die Fundmünzen aus der Abtei St. Michaelsberg, Siegburg, Der Heckershof und die Aggerfähre, Die Glocken an St. Michael in Hennef-Geistingen*, sowie *Die Abtei Siegburg als „Lokal für die Anstalt“*. Mit dem linksrheinischen Teil, mit dessen Berücksichtigung die Redaktion sich seit Jahren schwer tut, befassen sich die Arbeiten *Der Sechtemer Ophof in der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts* sowie mit einer vergessenen Autobahnraststätte am Rande des Kottenforstes. Persönlichkeiten aus dem Rhein-Sieg-Kreis sind die Arbeiten und Nachrufe über Willi Schäferdiek, Paul Köhler, Heinz Kurth und Petra Langel gewidmet. Auch die Übersicht über die Ortsliteratur hat man wieder aufgenommen, wobei man die fachspezifische Form der Bibliographie verlassen hat und damit nicht zu einer besseren Übersicht gelangt ist.

Heimat- und Geschichtsverein Neunkirchen-Seelscheid (Hsg.)

Heimatblätter Neunkirchen-Seelscheid

Jahrbuch 2003, Nummer 18

Die überwiegende Zahl der Arbeiten dieses Jahrbuchs behandelt Themen aus dem Ortsteil Seelscheid,

so den 2. Teil der Baugeschichte und Ausstattung der Kirche St. Georg in Seelscheid, alte Grabkreuze in Neunkirchen und Seelscheid, hier die Grabkreuze in Seelscheid, die Evangelische Jugendarbeit in der Gemeinde Seelscheid von der Nachkriegszeit bis Mitte der 60er Jahre. Weitere Beiträge behandeln die Geschichte der Hauser Mühle, die Volksheilkunde, katholische Ordensschwestern aus dem Raum Neunkirchen-Seelscheid, das Original *Härchenbachs Will*, ferner die Dampfmaschine *Schneewittchen*. Alte Ansichtskarten zum Konvikt/Höhere Knabenschule Neunkirchen bilden den Abschluss.

Zum Schluss eine Notiz aus der Frankfurter Allgemeinen Zeitung:

Nordrhein-Westfalens älteste Bauern

Jungsteinzeitliche Siedlungsreste im Rheinland ergraben.

Nordöstlich von Bonn wurde kürzlich zwischen Niederkassel, Uckendorf und Weilerhof die bislang älteste bäuerliche Siedlung Nordrhein-Westfalens entdeckt. Die ältesten Siedlungsreste, neun oder zehn Landhäuser, die – bis zu 30 Meter lang und 8 Meter breit – einer Großfamilie und ihren Tieren Unterkunft boten, stammen aus der Jungsteinzeit (um 530 v. Chr.). Neben Abfallgruben fanden sich auch Steinwerkzeuge wie Pfeilspitzen, Bohrer und Kratzer zur Fellbearbeitung.

In der näheren Umgebung wurden außerdem Pfosten und verzierte Scherben aus der Bronzezeit (1200–700 v. Chr.) und eine germanische Siedlung aus dem 1.–2. Jahrhundert n. Chr. gefunden. Schlackenreste, die westlich dieses Dorfes gefunden wurden, lassen auf Metallverhüttung schließen. Anlass für die Grabung gaben die anstehenden Arbeiten für die neue Umgehungsstraße L 269 N.



Anschriften der Autoren und Fotografen:

Helmut Schulte †
Am Bürgerhaus 21, 53840 Troisdorf

Karl-Heinz Ossendorf
Nachtigallenweg 11, 53757 Menden, Telefon 0 22 41/31 14 62

Dipl.-Biologe
Thomas Petruszek
Steinbahn 96, 53721 Siegburg, Telefon 0 22 41/5 22 06

Matthias Dederichs
Am Seerosenteich 4, 53840 Troisdorf, Telefon 0 22 41/7 88 44

Winfried Hellmund
Von-Loe-Straße 31, 53840 Troisdorf, Telefon 0 22 41/7 84 41

Adele Müller
Maienstraße 2a, 53840 Troisdorf, Telefon 0 22 41/7 59 31

Dr. Willy Neußer
Maienstraße 13, 53840 Troisdorf, Telefon 0 22 41/7 53 09

Heribert Müller
In den Weingärten 12, 53840 Troisdorf, Telefon 0 22 41/7 53 09

Paul Henseler
Von-Galen-Straße 78, 53840 Troisdorf, Telefon 0 22 41/31 17 91



